

Rolf Kaufmann

Das ewig Christliche

Glaubensbekenntnis und Mythos



opus magnum 2005
www.opus-magnum.de
Alle Rechte bei Rolf Kaufmann

Daten zum Verfasser



Rolf Kaufmann, Jahrgang 1940, ist Theologe und Analytischer Psychotherapeut (nach C. G. Jung). Er lebt in Zürich und arbeitet als Seelsorger, Psychotherapeut, Erwachsenenbildner und Meditationslehrer. Er ist Autor mehrerer Bücher, bei opus magnum: „Die Krise des Tüchtigen“, „Das ewig Christliche“, „Die Hölle“, „Das Gute am Teufel“

Das Buch ist erstmals erschienen Düsseldorf: Walter, 1989

Abbildung Titelblatt: Mathis Gothart Grünewald: Isenheimer Altar, ehemals Hauptaltar des Antoniterklosters in Isenheim/Elsaß, Werktagsseite, Mittelbild: Kreuzigung Christi, 1512-1516, Öl auf Holz, 269 × 307 cm, Colmar, Musée

Inhalt

Daten zum Verfasser 2

Vorwort 5

Einführung 9

Das christliche Glaubensbekenntnis - ein Mythos? 9

Zur Entstehung des Apostolicums 14

Moderne Einwände gegen archaisch-mythische Vorstellungen im Credo und der Versuch seiner Entmythisierung durch R. Bultmann (Anm. 1) 18

1. Das mythische Weltbild und das mythische Heilsgeschehen im Neuen Testament 20

2. Die Unmöglichkeit der Repristinierung des mythischen Weltbildes 21

Ein modernes Glaubensbekenntnis und seine Grenzen 23

Ein neues Verständnis des Religiösen 25

Der Wandel der Vorstellungen (nach W. Obrist) 25

Religiöse Vorstellungen im archaisch-mythischen Weltbild 27

Religiöse Vorstellungen im zeitgemäßen Weltbild 33

«Glauben», «Gott» und «Welt» im archaisch-mythischen und im zeitgemäßen Weltbild 35

Vorspiel: Drei biblische Mythen neu gedeutet 49

Der Mythos vom «Sehen» des Propheten Elisa (2. Kön. 6) als symbolische Darstellung für das «innere Sehen» der göttlichen Hilfe in Zeiten der Not 49

Der Mythos von der jungfräulichen Empfängnis als Symbol für die religiöse Einstellung des Menschen 52

Die mythische Vorstellung vom «Vater im Himmel» als Symbol des Paradoxes vom nahen und doch fernen Gott (Anm. 2) 61

Hauptteil: Der christliche Mythos symbolisch gedeutet 64

Das erste Symbol: der Vater 64

- «Ich glaube...» 64
- «... an Gott den Vater...» 71
- «... den Allmächtigen...» 72
- «... den Schöpfer von Himmel und Erde.» 73

Das zweite Symbol: der Sohn 77

- «Und an Jesus Christus, seinen einzigen Sohn, unseren Herrn...» 77
- «... empfangen durch den Heiligen Geist...» 84
- «... geboren von der Jungfrau Maria...» 87
- «... gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben; abgestiegen ins Totenreich...» 99
- «... am dritten Tage auferstanden von den Toten...» 118
- «... aufgeföhren zum Himmel und erhöht zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters...» 132
- «... Von da wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.» 135

Das dritte Symbol: der Heilige Geist 146

- «Ich glaube an den Heiligen Geist...» 148
- «... die heilige allumfassende Kirche...» 154
- «... Gemeinschaft der Heiligen...» 165
- «Vergebung der Sünden...» 170
- «... Auferstehung der Toten und das ewige Leben.» 177

Ausblick 184

Nachbemerkung zum Prozess «Von Eva zu Maria» 189

Erklärung von Fremd- und Fachwörtern 190

Vorwort

{1} Dieses Buch ist entstanden aus einer Vorlesungsreihe, welche ich zusammen mit Willy Obrist am C. G. Jung-Institut in Küsnacht bei Zürich durchgeführt habe. Für die Vorbereitung der Vorlesungen erhielt ich von meiner Kirchenpflege zwei Wochen bezahlten Urlaub.

{2} In diesen Vorlesungen ging es um eine neue Auffassung des Religiösen, wie sie durch die Tiefenpsychologie möglich wird. Willy Obrist hat mir vor 12 Jahren den Weg zu einem zeitgemäßen Verständnis des Religiösen geöffnet. Seine grundlegenden erkenntnistheoretischen Untersuchungen hat er zuletzt in seinem Buch dargestellt: «Neues Bewusstsein und Religiosität» (Walter-Verlag 1988). Darin hat er die Struktur der archaisch-mythischen Weltansicht umfassend erschlossen, hat bewusst gemacht, wie sich das Selbst- und Weltverständnis in unserer Kultur seit dem Mittelalter verändert hat, und hat gezeigt, wie Religiosität heute praktisch erfahren werden kann. Es ist ihm auch gelungen, das Erfahrungswissen der spirituellen Tradition in archaischer Zeit für heute fruchtbar zu machen.

{3} Nach der theoretischen Darstellung des Wandels vom archaischmythischen zum zeitgemäßen Verständnis des Religiösen durch Willy Obrist sollte ich in diesen Vorlesungen - um die Sache konkret werden zu lassen - den christlichen Glauben in dieser neuen Sichtweise zu deuten versuchen. Nun stand ich vor der Frage: Was ist der Kern des christlichen Glaubens? Nach längerem Zögern entschied ich mich für jenen Text, der während immerhin mehr als anderthalb Jahrtausenden fraglos als Quintessenz des christlichen Glaubens galt: das Apostolische Glaubensbekenntnis.

{4} Ich weiß, dass das Apostolicum heute in weiten Kreisen als veraltet gilt; das ihm zugrunde liegende archaisch-mythische Weltbild ist nicht mehr zeitgemäß. Ich selber wusste damit seit meiner Studienzeit nie viel anzufangen. Nun führte mich aber die eingehende Beschäftigung mit diesem alten Credo zu einem überraschenden Ergebnis: Durch die Anwendung der tiefenpsychologischen Deutungsmethode begann dieses uralte Glaubensbekenntnis für mich zu leben. Ich erkannte hinter seinem archaisch-mythischen Kleid die Darstellung unseres Wandlungs- und Reifeprozesses vom Ersten zum Zweiten Menschen. Es bekam für mich zu tun mit dem Wachsen und Neuwerden, mit der Selbstfindung und dem Fruchtbringen. Ein uralter Text sprach plötzlich in meine Zeit hinein.

{5} Dieses Buch habe ich wie folgt gegliedert:

{6} Nach einer Einleitung folgt eine knappe Zusammenfassung der erkenntnistheoretischen Entdeckungen von Willy Obrist: «Der Wandel der Vorstellungen» . Wem erkenntnistheoretische Fragen ein rotes Tuch sind, der möge dieses Kapitel erst am Schluss lesen. Ihm folgt meine Übertragung religiöser Begriffe aus dem

archaischen in ein zeitgemäßes Weltbild, insbesondere der Worte: «Glauben», «Gott» und «Welt»; die Krönung dieses neuen Verständnisses des Religiösen soll die Tabelle sich entsprechender Begriffe darstellen.

{7} Damit ist der Leser für den Hauptteil des Buches, die Deutung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, gerüstet. Als kurzen «Probegalopp» vor diesem Hauptteil schiebe ich noch die Deutung dreier biblischer Mythen ein.

{8} Die hier vorgelegte Deutung erfolgt nach den Regeln der Tiefenpsychologie, die sich seit vielen Jahrzehnten empirisch immer wieder bewähren. Symbole deuten ist gewiss eine Kunst - aber auch dieser Kunst liegt ein lernbares Handwerk zu Grunde, das ich mir im Laufe meiner therapeutischen Ausbildung und Tätigkeit angeeignet habe. Durch diese Art der Deutung wird das alte Credo erfahrbar. Jeder, der guten Willens ist, kann an sich selber nachvollziehen, wovon hier die Rede ist. Es geht mir um die Erfahrbarkeit des Glaubens.

{9} Ich möchte mit diesem Buch Menschen ansprechen, die auf der Suche nach einem erfahrbaren Glauben sind, mit der immer noch stark archaisch geprägten christlichen Überlieferung aber nichts anfangen können. - Wer sich hingegen im archaischen Weltbild noch daheim fühlt, braucht dieses Buch nicht. Es zerstört nicht, deutet aber um.

{10} Für den Glauben sind jedoch weltanschauliche Vorstellungen weniger wichtig als die persönlich gelebte Einstellung!

{11} Ich möchte noch verschiedenen Menschen herzlich danken für die Mithilfe bei der Fertigstellung dieses Buches. W. Obrist und Prof. P. M. Pflüger haben das Manuskript kritisch durchgesehen und mir wertvolle Anregungen zu seiner Verbesserung gegeben. Ich las es auch mit einer Gruppe unserer Kirchengemeinde und habe es zusätzlich noch mit einigen Bekannten besprochen. Dabei habe ich viel lernen können.

{12} Viele Menschen sind nicht gewohnt, mythische Bilder zu sich sprechen zu lassen. Man muss sich Zeit lassen dazu. Zuletzt aber fließen alle mythischen Bilder aus jener Mitte, von der es heißt: «Du sollst dir kein Bildnis machen». Auf das Unsichtbare in den Bildern, auf die tragende Mitte unseres Lebens, möchte ich mit diesem Buch hinweisen, und ich versuche es hier mit den Versen des mystischen Dichters G. Tersteegen:

{13} «Guts lesen nutzt oft viel, Guts schreiben ist auch gut, doch sind es Bilder nur, bis man's erfährt und tut. Ich lass die Bilder da und mich ins Wesen wende, mein Leser, tu es auch! Dies ist des Lebens Ende.»

Uster, Pfingsten 1988, Rolf Kaufmann

Apostolicum (Westkirche, 4. Jh.) , Ökumenische Fassung vom 13. März 1969

{14} Ich glaube an Gott den Vater:
den Allmächtigen,
den Schöpfer von Himmel und Erde.
Und an Jesus Christus,
seinen einzigen Sohn, unsern Herrn:
empfangen durch den Heiligen Geist,
geboren von der Jungfrau Maria,
gelitten unter Pontius Pilatus,
gekreuzigt, gestorben und begraben;
abgestiegen ins Totenreich,
am dritten Tage auferstanden von den Toten,
aufgefahren zum Himmel
und erhöht zur Rechten Gottes,
des allmächtigen Vaters.
Von da wird er kommen,
zu richten die Lebenden und die Toten.
Ich glaube an den Heiligen Geist:
die heilige allumfassende Kirche,
Gemeinschaft der Heiligen,
Vergebung der Sünden,
Auferstehung der Toten
und das ewige Leben. Amen.

Nicaeno-Constantinopolitanum (2. Ökumen. Konzil, 381)

{15} Wir glauben an den einen Gott,
den allmächtigen Vater,
den Schöpfer des Himmels und der Erde,
alles Sichtbaren und Unsichtbaren.
Wir glauben an den einen Herrn Jesus Christus,
Gottes eingebornen Sohn,
aus dem Vater vor aller Ewigkeit gezeugt,
Gott von Gott,
Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater,
durch den alles geschaffen ist,
der für uns Menschen
um unseres Heiles willen
vom Himmel herabgekommen
und Fleisch geworden ist aus dem Heiligen Geist
und der Jungfrau Maria,
und der Mensch wurde,
für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus
und litt und begraben wurde
und auferstand am dritten Tage
nach den Schriften
und hinaufstieg zum Himmel
und sitzt zur Rechten des Vaters
und mit Herrlichkeit wiederkommen wird,
zu richten die Lebendigen und die Toten,
dessen Reich kein Ende haben wird.
Wir glauben an den Heiligen Geist,
den Herrn, der lebendig macht,
der vom Vater ausgeht,
der zugleich mit dem Vater und dem Sohn
angebetet und verehrt wird,
der durch die Propheten geredet hat.
Wir bekennen uns zu der einen, heiligen,
katholischen und apostolischen Kirche.
Wir bekennen eine Taufe
zur Vergebung der Sünden
und erwarten Auferstehung der Toten
und Leben des zukünftigen Äons.

Einführung

Das christliche Glaubensbekenntnis - ein Mythos?

{16} In diesem Buch ist vom «christlichen Mythos» die Rede. Wir sind es nicht gewohnt, die beiden Wörter «christlich» und «Mythos» zusammen zu hören. Für ein traditionell geprägtes Bewusstsein müssen sie getrennt werden. Wir denken beim Wort «Mythos» viel rascher ans Wort «heidnisch» als ans Wort «christlich». «Die heidnischen Mythen» - das ist uns geläufig; diese Wortverbindung geht glatt ins Ohr; sie ist uns selbstverständlich. Aber «der christliche Mythos» - da stört etwas; diese Wortverbindung ist aus Elementen zusammengesetzt, die nicht zueinander zu passen scheinen. Wir haben Mühe, sie zusammenzudenken. Wir sind gewohnt, sie verschieden zu bewerten: Das Wort «heidnisch» ist in unserer christlichen Tradition mit negativen Gefühlen belastet. Mit «heidnisch» hat man immer etwas Minderwertiges bezeichnet. Darum mussten auch die religiösen Geschichten der heidnischen Völker, die Mythen, etwas Minderwertiges sein im Vergleich zu den religiösen Geschichten des Christentums. Unsere christliche Tradition ist bis auf die Knochen anti-mythisch geprägt. Schon in der Antike war das christliche Ressentiment gegen Mythen verbreitet. Die jahrtausendealte Vorstellung ist uns tief eingefleischt, dass Mythen nichts Wertvolles seien, ein Ausfluss «heidnischer» (= minderwertiger oder gar moralisch verdorbener!) Fantasie, Spekulationen ohne Hand und Fuß, bloße «Erdichtungen» von Menschen, währenddem die christliche Überlieferung, die Bibel und die Dogmen der Kirche, «direkt von Gott inspiriert» und deshalb «wahr» seien.

{17} Wenn ich das Wort «Mythos» und «christlich» in einem Atemzug nenne, tönt das für einen Menschen mit einem traditionell christlich geprägten Bewusstsein nicht nur ungewohnt, sondern auch verwirrend. Die Gefühle kommen durcheinander. «Christlich» ist etwas Positives und «Mythos» etwas Negatives. Man fragt sich: Was soll beides zusammen? Ist das ein Angriff gegen das Christentum? Wird damit insinuiert, es sei auch bloß ein «Mythos», also nicht «wahr», sondern nur «erfunden»? Oder wird umgekehrt versucht, mithilfe des Wortes «christlich» das neuerdings modisch werdende Wort «Mythos» auch für den christlichen Bereich zu vereinnahmen, um sagen zu können: «Wir Christen haben auch einen Mythos.»? Das wäre dann eine der heute in kirchlichen Kreisen beliebten Anbiederungen an die Psychologie: Wenn erwiesen ist, dass Kinder Märchen brauchen und dass Religion wieder langsam «in» wird, dann könnte es doch sein, dass Erwachsene Mythen brauchen - aber wir Christen haben selbstverständlich den wahren Mythos anzubieten ...

{18} Ich sehe die Sache anders. Ich steige aus der jahrtausendealten antimythischen Tradition des Christentums aus, nicht nur, weil ich den christlichen Dünkel noch nie teilen konnte, nur wir Christen hätten die Offenbarung (im Gegensatz zu

den «Heiden», die bloß «Mythen» hätten), sondern auch noch aus zwei anderen Gründen: Erstens ist auch unser christlicher Glaube durch und durch mythisch geprägt, und zweitens habe ich mithilfe der Tiefenpsychologie erkannt, wie wertvoll Mythen sind. Wenn das Christentum die Mythen weiterhin bekämpft, sägt es den Ast, auf dem es sitzt, noch ganz ab. Ich gehöre also nicht zu jenen Theologen, die so modern sein wollen, dass sie das Christentum von allen mythischen Elementen reinigen und es auf so genannte «Heilstatsachen» reduzieren möchten; umgekehrt liegt mir aber nichts ferner als ein heute wieder Mode werdender «neoarchaischer» Rückfall in ein mythisches Weltbild, nach dem Motto: «Je archaischer, desto moderner». Es geht mir ganz einfach um ein zeitgemäßes Verständnis des Mythos.

{19} Langsam wird unsere Zeit etwas mythenfreundlicher. Vor 25 Jahren, während meines Theologiestudiums, stand ich mit meiner Faszination der mythischen Welt gegenüber recht einsam da. Die theologischen Lehrer machten - mit der Ausnahme von V. Maag, dem Professor für Religionsgeschichte und Altes Testament - einen Bogen um diese «antiquierten Vorstellungen» herum, die Freunde belächelten mich wohl wollend, und die «Rechtgläubigen» witterten «Abfall vom wahren Glauben». Aber ich war damals noch jung und zu rationalistisch eingestellt, um wirklich verstehen zu können, wovon Mythen reden, und C. G. Jung, der mir als Zürcher natürlich bekannt war - ihn hielt ich für einen Fantasten ... In den letzten zehn Jahren ist hier manches besser geworden. Ich machte beispielsweise die Erfahrung: Womit ich noch vor 10 Jahren, während meiner Ausbildung am Jung-Institut, in der Kirche Widerspruch erregte, genau das will man heute von mir hören ... Vielleicht gibt es darum auch schon Christen, die von einem christlichen Mythos Positives erwarten?

{20} Ich sagte, ich steige aus der jahrtausendealten antimythischen Tradition des Christentums aus; das tönt radikal und programmatisch. Es ist auch so gemeint. Ich bin überzeugt, dass wir heute dank der Tiefenpsychologie einen ganz neuen, fundamental anderen Zugang zu den Mythen gewonnen haben, als dies bis jetzt der Fall war. Wovon reden Mythen eigentlich? Früher dachte man, Mythen gäben uns Auskunft über die «jenseitige», die metaphysische Welt und deren Einfluss auf unser Leben; man ahnte, dass sie etwas mit unserer Seele zu tun hätten, die ja ihre «letzte Heimat» auch «drüben» habe. Die Tiefenpsychologie ist auf Grund ihrer empirischen Forschungen in den tieferen Schichten der menschlichen Psyche (und nicht durch philosophische Spekulationen!) zur Erkenntnis gelangt, dass das, was in den Mythen zum Ausdruck kommt, zusammen mit Märchen, Träumen, Visionen und Tagesfantasien, aus den tieferen Schichten der menschlichen Seele stammt, die unserem normalen Tagesbewusstsein verborgen sind (verblasst vor dem Sonnenlicht wie tagsüber die Sterne). Dadurch ist ein Mythos für jedermann grundsätzlich erfahrbar geworden! Glaube und Religion sind somit ins Zeitalter

der bewussten Erfahrbarkeit getreten. Sie sind menschnatürlich geworden. Es braucht keinen «Einbruch des Transzendenten», keine «Offenbarung aus dem Jenseits» mehr, um ein «gläubiger» Mensch werden zu können. Darum sind heute die «Mystiker aller Zeiten», die schon immer von Glaubens-Erfahrungen gesprochen haben, so hoch im Kurs. Das «Jenseits» der Alten ist zur Tiefenschicht unserer Psyche geworden; die religiösen Projektionen werden zurückgeholt. Was ich hier nur andeutend umreißte, werde ich weiter unten ausführlich darlegen.

{21} Vielleicht ist es hilfreich, wenn ich hier noch einiges zum Wort «Mythos» erkläre: Es stammt aus dem Griechischen und bedeutet zunächst einfach einmal «Erzählung, Geschichte». Mythen sind aber Geschichten besonderer Art, wie die griechische Wortwurzel «my-» uns andeutet: Das Verb «my-ein» heißt auch «zusammenkneifen»; wer die Augen zusammenkneift, sieht die Welt nur noch grau und in Umrissen; bald hört er auf, nach außen zu blicken und lässt seine inneren Vorstellungen fließen; er blickt nach innen wie der Träumende, der mit seinen schnellen Augenbewegungen (REM) seine inneren Bilder fasziniert betrachtet. So ist ein Mythos eine Geschichte aus der inneren Welt, zu der auch die religiösen Mysterien gehören, die Geheimlehren der Eingeweihten, und die Bilder der Mythen werden - wie man früher sagte - nicht mit den äußeren, den «Augen des Leibes», sondern mit den inneren, den «Augen der Seele», geschaut. Der Kern eines Mythos ist immer etwas innen Geschautes. Nicht alle Menschen haben einen gleichen Zugang zu dieser inneren Welt. So wie es unter den Menschen etwa Organisationstalente, Künstler, Sportler, Pädagogen, tüchtige Arbeiter oder gute Gesellschafter gibt, so gibt es auch besonders religiös Begabte, religiöse Genies. Ihnen verdanken wir die religiöse Tradition. Ihre Intuition ist besonders empfänglich für Bilder aus den religiösen Tiefenschichten unserer Seele. Sie haben Zugang zum Wurzelgeflecht des «homo sapiens», von dem sie uns mit ihren Visionen und Auditionen künden. Weil diese innere Welt vielen Menschen sehr ferne steht - die meisten Menschen können sich am Morgen nicht einmal mehr an ihre Träume erinnern! -, darum konnte der Eindruck entstehen, diese mythischen Bilder stammten aus einer «anderen» Welt, von «drüben», aus dem «Jenseits». Wir wissen aber heute, dass dieses Jenseits nicht räumlich platziert werden kann, sondern ein «jenseits des Bewusstseins» meint. Wir können heute auf Grund eines immensen Tatsachenmaterials, das die Tiefenpsychologie empirisch gesammelt hat, nachweisen, dass der Kern der Mythen immer aus den tieferen, uns normalerweise nicht bewussten Schichten unserer Psyche stammt und im Laufe der Zeit weiterbearbeitet wurde. Die mythischen Bilder sind Einfälle aus dem schöpferischen Unbewussten, die uns mit unseren Tiefenschichten verbinden wollen. Diese Verbindung mit unserer Seelentiefe gibt uns einen Halt in einer Welt, die nicht so kurzlebig und oberflächlich ist wie unser Alltag, weil sie zur ewig gleichen Natur des Menschen gehört, die letztlich in unserer Erbanlage

verankert, im Genom kodiert ist. Mythen verwurzeln uns im ewig Menschlichen; sie geben uns Halt wie die Wurzeln dem Baum. Die mythischen Bilder sind Symbole für Seelisches, in welchen Unsichtbares sichtbar wird, Urtümliches mit seinen Schrecken und Schönheiten zum Ausdruck kommt. Mythen bringen Urbedürfnisse und Ursehnsüchte der Menschen zur Sprache. Sie steigen im religiös Begabten wie ein Lift aus dem Untergeschoss auf und setzen uns über die psychischen Grundstrukturen im Keller der Menschheit ins Bild.

{22} Um noch deutlicher zu machen, was ich unter einem Mythos verstehe, nenne ich zwei Beispiele. Das Erste entnehme ich dem alten Testament, und das Zweite stammt aus der Gegenwart.

{23} Der Mythos vom «Auszug aus Ägypten» und vom «Einzug ins gelobte Land» ist uns bekannt. Er bringt eine Ursehnsucht und ein Urbedürfnis aller Menschen zur Sprache: ein Leben in Freiheit und blühender Selbstentfaltung.

{24} Jede Kreatur - nicht nur wir Menschen -, die nicht so leben darf, wie es ihrem inneren Plan zur Entfaltung entspricht, fühlt sich eingeengt, bekommt Angst, wird aggressiv und will die unnatürlichen Fesseln sprengen. Sie will ausbrechen aus dem Käfig. Sie sehnt sich nach Weite, Freiheit und Selbstbestimmung. In dieser Sehnsucht steckt eine ungeheure Kraft, der ganze kreatürliche Überlebenswille, ein Feuer, das kaum zum Verglimmen gebracht werden kann. Mag noch so manches abgebrannt sein - tief innen glüht immer noch das Feuer der Hoffnung und flammt sogleich wieder auf, wenn es Nahrung bekommt.

{25} Davon spricht der Mythos vom «Auszug aus Ägypten». Er referiert nicht nur eine historische Tatsache, sondern weitete diese ins Allgemein-Menschliche aus. Dieser Mythos ist ein Bild für alle ähnlichen Situationen im Leben von Völkern und von einzelnen. Er macht uns Mut, das Unmögliche zu wagen und aus der übermächtigen Sklaverei aller möglichen Tyrannen aller Zeiten auszubrechen - mit dem Segen unseres Schöpfers... Was in diesem über 3000 Jahre alten Mythos zur Sprache gebracht wird, hat im Laufe der Geschichte unzählige Auswirkungen gehabt. Er ist als Grundbestand der Menschenrechte anerkannt. «Let my people go!» - dieser Mythos hat einen gewaltigen Siegeszug in der modernen Welt gefeiert. Beispielsweise hat nach international anerkanntem Kriegsvölkerrecht jeder Kriegsgefangene das Recht zu fliehen, und keiner, der auf der Flucht erfasst wird, darf bestraft werden.

{26} Ähnliches gilt auch für den Mythos vom «Einzug ins gelobte Land»: Wer ist nicht unterwegs in sein «gelobtes Land»? Es ist nicht so wichtig, was historisch genau passiert ist, ob z. B. Moses und sein Volk auf der geglückten Flucht bloß von einer militärischen Einheit eines ägyptischen Grenzpostens oder von der gesamten Streitmacht des Pharaos persönlich verfolgt wurde. Viel wichtiger ist die Tatsache, dass diese Geschichte das Hoffnungsfeuer im Menschen unterhält und

unser Verständnis für die Unterdrückten und Versklavten fördert. Problematisch wird die Sache aber, wenn der Mythos vom «Einzug ins gelobte Land» wortwörtlich aufgefasst wird! Diese archaisch-konkretistische Deutung des Mythos (s. u. ist die Wurzel der unabsehbaren Wirren im Nahen Osten und der letzte Grund dafür, dass Israel nicht mit den Palästinensern verhandeln kann. Eine zeitgemäße Deutung der Mythen kann also auch politische Folgen haben.

{27} Ich möchte zweitens noch kurz auf einen gegenwärtigen Mythos hinweisen. Da das Wort «Mythos» negativ belastet ist, muss ich betonen, dass ich nichts Negatives schildern werde. Hat auch unsere Gegenwart ihren Mythos?

{28} Gegenwärtig scheint mir unter uns der Mythos von «Tod und Auferstehung» wirksam zu sein. Das Zeitalter des Tüchtigen scheint seinem Ende entgegenzugehen, und aus dem Chaos unserer Krisenzeit scheint ein «neuer Mensch» herauswachsen zu wollen. Dieser neue Mensch soll «ganz» sein, lässig, eins mit sich selber, aus der Mitte leben, aus dem Ursprung schöpfen, spielend, Yin-betont. Die New-Age-Bewegung spricht von einem «Paradigmen-Wechsel im Zeitalter des Wassermanns», vom Aufkommen des «holistischen Prinzips»; die feministische Bewegung hofft auf die Ablösung des Yang-betonten Patriarchats durch das Matriarchat. Viele Wissenschaftler sind der Überzeugung, die Cartesianische Epoche der Aufsplitterung, Atomisierung, Verobjektivierung und Spezialisierung sei nun passe; man entwickelt das Kybernetische Modell, «runde» Wissenschaften mit dem Blick fürs Ganze, wie etwa die Ökologie, die psychosomatische Medizin, die Tiefenpsychologie, Molekularbiologie etc. Der Mensch ist nicht mehr der Herrscher, welcher der Welt gegenüber steht (er: das geistige Wesen; sie: bloß Materie); sondern wir sollen wieder - wie einst in archaischen Zeiten - ein Teil der Schöpfung sein, mit einer schöpfungsgemäßen «ökologischen Nische», die harmonisch ins Ganze unserer «Mutter Erde» eingefügt ist. Dieser neue Mythos scheint sehr nötig zu sein. Wir erkennen ja immer deutlicher, dass der alte Mythos vom Tüchtigen uns ruinieren wird. Wir spüren, dass es so nicht mehr weitergehen kann. Wir brauchen ein neues Leitbild, einen neuen Mythos, der uns dafür begeistert, neuen Werten zum Durchbruch zu verhelfen. Je deutlicher wir den Mythos vom «neuen Menschen» vor uns sehen, desto leichter wird es uns fallen, unseren Lebensstil umzustellen.

{29} Woher stammt dieser neue Mythos? Es sind Unzählige, die daran gearbeitet haben. Die Ursprünge liegen vielleicht in der Romantik des 19. Jahrhunderts, und in unserem Jahrhundert haben immer mehr tiefgründige Menschen gespürt, wie es weitergehen muss. Zahlreiche anfänglich nur spärlich fließende Rinnsale aus allen Richtungen haben sich schließlich zu einem Bach vereinigt, der uns immer deutlicher zeigt, wo es hindurchgehen muss, wenn die Menschheit noch eine Zukunft haben will: der neue Mythos greift um sich.

{30} Wenn ich nun auch das christliche Glaubensbekenntnis als einen Mythos bezeichne, dann muss auch in ihm Ursprüngliches, Hilfreiches, Kraftvolles und ewig Gültiges zur Sprache kommen. Was aber könnte das sein? Ich muss ganz offen sagen, dass ich im Apostolicum früher nichts dergleichen entdeckt habe - erst die symbolische Deutung öffnete mir die Augen dafür, dass es darin um ein unverstelltes Leben aus der Tiefe, um ein originelles Neuwerden aus dem Ursprünglichen und das daraus folgende schöpferische Neugestalten der Welt geht -, so unglaublich das prima vista tönen mag.

{31} Doch bevor ich mit meiner symbolischen Deutung beginnen kann, möchte ich den Leser darauf vorbereiten. Zunächst möchte ich einiges zur geschichtlichen Entstehung des christlichen Glaubensbekenntnisses sagen. Wer historischen Erörterungen kein Interesse abzugewinnen vermag, möge diesen Abschnitt ruhig überschlagen.

Zur Entstehung des Apostolicums

{32} Dieses Credo hat eine ziemlich lange Vorgeschichte. Seine heute noch gültige Form nahm es in Rom an und verbreitete sich von da aus in der ganzen westlichen Hälfte des Kaiserreiches (die Ostkirche hingegen verwendet bis heute mehrheitlich das sog. «Nicaeno-Constantinopolitanum» der Konzilien vom Jahre 325/ 381). Dieser Wortlaut setzte sich im 3. und 4. Jahrhundert immer mehr durch. Den Namen «Apostolisches» (= bis auf die Apostel zurückgehendes!) Glaubensbekenntnis oder Apostolicum (Symbolum) erhielt es erstmals im Jahre 390 in Mailand bei einer Bischofsversammlung unter der Leitung des Bischofs Ambrosius von Mailand. Der «Sitz im Leben» für dieses Glaubensbekenntnis war vor allem die Taufe; auch Kaiser Karl der Große verwendete das Apostolicum zur Vereinheitlichung des Taufritus in seinem Reich (Pflichten hatten diese Kaiser noch!).

{33} Bei der Taufe, die damals vor allem an Erwachsenen vorgenommen wurde, musste der zu Taufende sich zum christlichen Glauben bekennen. Dabei entstand natürlich das Problem, diesen Glauben knapp, griffig, aber doch zur Abgrenzung gegen andere Religionen und Sekten genügend ausführlich zu formulieren. Aus diesen Bemühungen entstand mit der Zeit das Apostolicum. Damit hatte die christliche Kirche eine allseits befriedigende Identitätskarte für ihre Gläubigen gefunden. Diese Form des Credo war das Schippolet, das Kennzeichen der Rechtgläubigkeit. Wer sich zu ihm bekannte, gehörte zur wahren Kirche.

{34} Eine dem Apostolicum schon recht ähnliche Vorform wird uns von Bischof Hippolyt von Rom überliefert. Hier hatte in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die Taufunterweisung, das sog. Katechumenat, viel Zulauf bekommen. Ähnlich wie bei den Mysterienreligionen wurde die göttliche Lehre aber nur

mündlich überliefert; der Mythos wurde vor Unbefugten verborgen. In der Schrift «Apostolische Überlieferung» schreibt Bischof Hippolyt von Rom zur Zeit der Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert:

{35} «Wenn also der Täufling in das Wasser hinabsteigt, soll der Taufende ihm die Hand auflegen und ihn so ansprechen:

{36} <Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?> Und der Täufling soll antworten: <Ich glaub> Und sogleich soll der, der die Hand auf seinem Haupt liegen hat, ihn ein erstes Mal taufen.

{37} Und danach soll er sprechen: <Glaubst du an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der geboren ist durch den Heiligen Geist aus Maria, der Jungfrau, gekreuzigt unter Pontius Pilatus, gestorben und begraben, am dritten Tag lebend von den Toten auferstanden, aufgefahren in den Himmel, der sitzt zur Rechten des Vaters und kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten?> Und wenn jener geantwortet hat: <Ich glaube>, wird er wiederum getauft.

{38} Und wiederum soll er sprechen: <Glaubst du an den Heiligen Geist und die Heilige Kirche und die Auferstehung des Fleisches?) Der Täufling soll darauf antworten: <Ich glaube> Und dann wird er ein drittes Mal getauft.»

{39} Diese Vorform hatte natürlich wieder ihre Vorlagen, auf denen sie aufgebaut war. Das geht bis ins Neue Testament zurück, wo wir bereits im paulinischen und deuteropaulinischen Schrifttum an die fünfzig triadisch aufgebaute Formeln des christlichen Credo finden können, in denen Gott-Vater, Jesus Christus und der Heilige Geist bereits miteinander verbunden worden sind. Die beiden geläufigsten seien hier zitiert:

{40} «Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus
und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen!»
(2. Kor. 13,13)

«... Taufet sie auf den Namen des Vaters
und des Sohnes
und des Heiligen Geistes,
und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.»
(Matth. 28,19-20)

{41} Diese triadischen Formulierungen wurden als Ritualformeln im Gottesdienst benützt, z. B. bei der Taufe. Als sich im Laufe der Zeit dann immer mehr Menschen für den christlichen Glauben interessierten, wurde ein drei Jahre dauernder Taufunterricht eingeführt, während dem man in die christliche Praxis und

Theorie eingeweiht wurde; bei der Aufnahme in die Kirche durch die Taufe legte der zu Taufende sein Glaubensbekenntnis ab. Das war der zum Taufritus gehörige Mythos.

{42} Wir fragen jetzt noch weiter zurück: Was ist der Ursprung aller christlichen Glaubensbekenntnisse? Nach dem heutigen Stand der historisch-kritischen Forschung am Neuen Testament müssen wir die Osterereignisse als den Anfang aller christlichen Glaubensbekenntnisse bezeichnen. Wie immer wir diese Ereignisse deuten - sie gaben den Hauptanstoß zur Bildung einer neuen Religionsgemeinschaft, waren der Hauptimpuls zur Gründung einer christlichen Kirche. Dank den Osterereignissen erschien den ehemaligen Anhängern und Schülern des Meisters Jesus von Nazareth ihr Rabbi nicht mehr nur als ein gewöhnlich Sterblicher, sondern als ein von Gott in ganz besonderer Weise Ausgezeichneter, nämlich als der in den Schriften verheißene Messias, der Menschensohn und Weltenrichter, der zum Sohn Gottes Erhöhte, der Herr, kurz: als ein von mythischem Glanz umwobenes göttliches Wesen. Mit der Auferstehung Jesu von den Toten schien die damals allgemein erwartete Endzeit nun tatsächlich angebrochen zu sein. Die frühesten Glaubensbekenntnisse im Neuen Testament sind jene Glaubensformeln, welche von der Auferstehung Jesu von den Toten sprechen. Die Ostererfahrungen sind die Geburtsstunde des Mythos vom Gottmenschen Jesus, der ohne diese Erlebnisse seiner Jünger ein umstrittener jüdischer Rabbi geblieben wäre, der -würde man sagen - zwar eine neue Sekte gegründet habe, aber kurz vor dem Passafest um das Jahr 30 gekreuzigt worden sei. Ostern aber tauchte alles in ein mythisches Licht. Mit dem «Auge des Glaubens» «erkannte» man nun die Heilsbedeutung des Lebens Jesu, sogar seines Todes. Man glaubte, dass sein Tod am Kreuz keine Schande und Niederlage, sondern sinnvoll und gottgewollt gewesen sei; dies ist ersichtlich aus jener bekannten Formel in 1. Kor. 15, welche bereits in den Vierzigerjahren in der Weltstadt Antiochia von den Christen in ihren Gottesdiensten regelmäßig zitiert worden sein dürfte (Antiochia hatte zu jener Zeit eine halbe Million Einwohner):

{43} «... , dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, nach den Schriften, und dass er begraben und dass er auferweckt worden ist am dritten Tag, nach den Schriften, und dass er dem Kephais erschien, dann den Zwölfen. Hernach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die Mehrzahl bis jetzt noch am Leben ist, einige aber entschlafen sind. Hernach erschien er dem Jakobus, dann den Aposteln allen» (V. 3-7).

{44} Um diesen Kern der Ostererlebnisse herum hat sich im Laufe der Zeit der gesamte christliche Mythos angesammelt. Wenn Ostern die Mitte und der Höhepunkt ist, aus dem der neue Glaube seinen Anfang genommen hat, dann gibt es natürlicherweise auch ein Vorher und ein Nachher dieser Geburtsstunde - und schon sind wir bei der dreiteiligen Form des christlichen Glaubensbekenntnisses:

{45} Blickt man zurück, gelangt man zum Tod Jesu am Kreuz, zu seinem gesamten Erdenleben, seiner Geburt, schließlich vor Jesus zurück zum Zeitalter von Gott-Vater: zu Jesu Vorfahren im Geist, den großen Propheten Israels, und ganz am Schluss, bzw. am Anfang, zur Erschaffung der schönen Welt Gottes aus dem Urchaos und Tohuwabohu vor der Schöpfung.

{46} Blickt man aber vorwärts, gelangt man zum Pfingstfest, der Gründung der christlichen Kirche, ihrem geistlichen Leben, ihren Sakramenten und der durch sie verliehenen ewigen Seligkeit der Gläubigen, zum Zeitalter von Gott im Heiligen Geist. Nach meiner Ansicht ist das die ganz einfache Erklärung dafür, dass das christliche Credo dreiteilig angelegt ist. Alles wird von Ostern als der Mitte zusammengehalten.

{47} Die Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes ist also ursprünglich zeitlich zu verstehen. Ostern, die Auferweckung des Sohnes, wird eingebettet rückwärts in die Zeit des «Vaters» und vorwärts in die Zeit des von der Kirche verwalteten «Geistes».

{48} Der Mythos von Ostern wird noch ausführlich gedeutet werden.

{49} Für den jüdisch-christlichen Glauben ist bezeichnend, dass die Mythen fast immer einen historischen Bezug haben; sie werden auf ein geschichtliches Ereignis bezogen. Diese Historisierung des Mythos ist für den biblischen Glauben typisch. Die meisten Mythen der Völker wollen historisch nicht so exakt datiert werden; sie ereignen sich oft im Nebel grauer Vorzeit. Die Heilsereignisse der Bibel werden aber immer mit bestimmten historischen Ereignissen aus der Geschichte des Gottesvolkes verbunden. Dadurch wird dieser Geschichte ein mythischer Glanz verliehen. Sie wird glorifiziert, mythisch überhöht. Das Seelenheil wird auf historische Ereignisse projiziert. Dadurch wird die Geschichte heilsschwanger. Wenn wir heute diese Projektionen zurückholen, geschieht ein geistiger Umbruch von größter Tragweite!

{50} Diese Historisierung des Mythos ist in einem Glaubensbekenntnis aus dem Alten Testament schön zu erkennen, im sog. «kleinen heilsgeschichtlichen Credo» in Dtn. 26,1-10, welches der israelitische Bauer zu beten hatte, wenn er den Korb mit seinen ersten Früchten als Opfergabe an Jahwe darbrachte. In diesem Credo kommt eine Eigenart des israelitischen Glaubens zum Ausdruck: seine Bezogenheit auf die Geschichte, die für Israel keine gewöhnlich profane, sondern eine Heilsgeschichte, die Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel ist. Anstatt dass der Bauer den einheimischen Vegetationsgöttern huldigte (was er aber heimlich doch immer wieder tat: «doppelt genährt hält besser!»), anstatt dass er sich bei den Göttern der Landwirtschaft bedankte für das Gedeihen seiner Ernte, musste er jenem Gott huldigen, der sein Volk aus der Not im «Sklavenhaus Ägypten» errettet und in dieses prächtige Land hineingeführt hatte. Man sieht hier, wie das Volk

Israel den Festkalender der in Palästina ansässigen Ackerbaukultur zwar übernommen, ihn aber mit einem neuen Inhalt gefüllt hat: der Dankbarkeit für das Überleben des Volkes. Israel hatte viel mehr Interesse an seiner Geschichte als die umliegenden Völker. Darum flössen die religiösen Energien in seine Geschichte, und diese wurde mit Mythen, mit Gottesgeschichten, glorifiziert. Die Mythen auf dem Grund unserer Seele flössen in die Geschichte Israels hinein; die Mythen wurden historisiert und die Geschichte dadurch mythisch überhöht, mit einem Stich ins Grandiose versehen. Die Geschichtsschreibung in Israel hat daher zuerst einmal überhaupt nichts zu tun mit moderner Geschichtsschreibung, wo es ja darum geht, den Verlauf der Begebenheiten möglichst genau zu erfassen und einigermaßen «objektiv» darzustellen. Für die israelitischen Geschichtsschreiber geht es in erster Linie darum, darzustellen, was die Begebenheiten für einen inneren, religiösen Sinn haben. Der israelitische Bauer, der seinen Korb mit Früchten als Opfer darbringt, hört am Altar diese Worte:

{51} «Ein umherirrender Aramäer war mein Vater (Jakob); der zog hinab mit wenig Leuten nach Ägypten und blieb daselbst als Fremdling und ward daselbst zu einem großen, starken und zahlreichen Volke. Aber die Ägypter misshandelten uns und bedrückten uns und legten uns harte Arbeit auf. Da schrien wir zu dem Herrn, dem Gott unserer Väter, und der Herr erhörte uns und sah unser Elend, unsre Mühsal und Bedrückung; und der Herr führte uns heraus aus Ägypten mit starker Hand und ausgerecktem Arm, unter großen Schrecknissen, unter Zeichen und Wundern, und brachte uns an diesen Ort und gab uns dieses Land, ein Land, das von Milch und Honig fließt» («Zürcher» Übersetzung).

{52} Aber auch die Geschichte von der Auferweckung Jesu durch Gott ist ein auf ein historisches Ereignis bezogener Mythos. Sie machte aus dem Lehrer aus Nazareth einen von mythischem Glanz umklärten Gottmenschen. Was geschieht, wenn auch diese Projektion zurückgenommen wird? Ich werde unten ausführlich darauf zurückkommen. Der Heilsgehalt wird aus der Bannung in eine ferne Vergangenheit in unsere Gegenwart zurückgeholt.

Moderne Einwände gegen archaisch-mythische Vorstellungen im Credo und der Versuch seiner Entmythisierung durch R. Bultmann (Anm. 1)

{53} Bei kirchlichen Kursen zum Thema «Glauben - einst und heute» kommen jeweils auch weltanschaulich anstößige Punkte des Apostolicums zur Sprache. So wird etwa kritisch gegen das alte Credo vorgebracht:

{54} - Die Vorstellung eines Schöpfer-Vaters wirkt in unserem Jahrhundert unzeitgemäß. Sie gehört eher zu einem Kinderglauben als zum Weltbild eines Zeitgenossen der Weltraumflüge, der Atomkraftwerke und der modernen

Evolutionstheorie, nach der sich die Welt «aus sich selbst» entwickelt hat und nicht aus den Befehlen eines allmächtigen Vaters, dessen Worten alles gehorchen soll.

{55} - Warum soll die Schöpfermacht im Universum ausgerechnet männlichen Geschlechts sein, warum nicht weiblich oder jenseits der Pole männlich/weiblich, z. B. ein weltschöpferisches Sein?

{56} - Wie provinziell ist die Meinung, das Universum bestehe nur aus «Himmel und Erde», die Erde im Zentrum, darüber gewölbt der Himmel! Von der wirklichen räumlichen und zeitlichen Tiefe der gesamten Schöpfung ist nichts zu spüren.

{57} - Wie kann der Schöpfer des Universums auf unserem unbedeutenden Planeten einen - und nur einen einzigen (!) - Sohn haben? Was sind das für kindlich-familiäre Vorstellungen?

{58} - Wie kann eine Jungfrau vom Schöpfergeist ein Kind bekommen?

{59} - Wie kann ein Toter wieder lebendig werden?

{60} - Wie vertragen sich das heutige Weltbild und die Vorstellung von einem «Thron Gottes»?

{61} - Wo soll das Totenreich sein, in das Jesus hinabgestiegen sein soll?

{62} - Kann man als moderner Mensch an ein Jüngstes Gericht glauben?

{63} Diese Kritik richtet sich gegen die antiquierten Vorstellungen, in deren Gewand der christliche Glaube eingekleidet ist. Es geht nicht gegen den Glauben an sich, sondern gegen sein weltanschauliches Kleid. Man fragt hilflos: «Kann man das in der heutigen Zeit nicht anders formulieren?»

{64} Interessant ist aber die Beobachtung, dass trotz diesen Einwänden das Apostolicum mehrheitlich im Ganzen doch nicht nur negativ bewertet wird, weil - so sagen viele - von ihm etwas Wohltuendes ausfließe, das Gefühl einer gewissen Weite und Tiefe, Ruhe und Ausgewogenheit, der Beheimatung unserer Existenz in etwas Größerem, Umfassendem. Das wirkt auf viele Menschen entspannend, lösend. Es ist widersprüchlich: Der Verstand mit seinem zeitgemäßen Weltbild stößt sich an überholten Vorstellungen; tiefere Gefühle aber werden zufrieden gestellt. Diesen Widerspruch möchte das vorliegende Buch lösen helfen, indem es versucht, die Ansprüche des Verstandes zufrieden zu stellen, ohne dass wir die tieferen Gefühle aufgeben müssten.

{65} Das Problem einer zeitgemäßen Formulierung des Glaubensmysteriums besteht natürlich schon seit längerer Zeit. Für mich hat den ehrlichsten und gründlichsten Lösungsversuch vor E. Drewermann (in: «Tiefenpsychologie und Exegese», 2 Bde. , Walter-Verlag 1984/85) der Theologe Rudolf Bultmann mit

seinem Versuch der Entmythisierung des biblischen Glaubens unternommen. Vor bald einem halben Jahrhundert (!) hat er dazu eine noch heute lesenswerte Schrift verfasst: «Neues Testament und Mythologie» (erschienen im Chr. -Kaiser-Verlag, München 1985).

{66} Ich halte den Anfang dieses Büchleins von 64 Seiten für eine ausgezeichnete gelungene Schilderung der Problematik. Die Lösung, zu der Bultmann dann gelangt, nämlich seine sog. «existenziale Interpretation» der biblischen Aussagen, scheint mir allerdings allzu philosophisch-abstrakt herausgekommen zu sein. Ich halte die tiefenpsychologische Interpretation für den fruchtbareren Weg. Doch damit soll nicht vorgegriffen werden. Bultmann sei hier ausführlich das Wort gegeben. Er beginnt seine Darstellung wie folgt:

1. Das mythische Weltbild und das mythische Heilsgeschehen im Neuen Testament

{67} «Das Weltbild des Neuen Testaments ist ein mythisches. Die Welt gilt als in drei Stockwerke gegliedert. In der Mitte befindet sich die Erde, über ihr der Himmel, unter ihr die Unterwelt. Der Himmel ist die Wohnung Gottes und der himmlischen Gestalten, der Engel; die Unterwelt ist die Hölle, der Ort der Qual. Aber auch die Erde ist nicht nur die Stätte des natürlich-alltäglichen Geschehens, der Vorsorge und Arbeit, die mit Ordnung und Regel rechnet; sondern sie ist auch der Schauplatz des Wirkens übernatürlicher Mächte, Gottes und seiner Engel, des Satans und seiner Dämonen. In das natürliche Geschehen und in das Denken, Wollen und Handeln des Menschen greifen die übernatürlichen Mächte ein; Wunder sind nichts Seltenes. Der Mensch ist seiner selbst nicht mächtig; Dämonen können ihn besitzen; der Satan kann ihm böse Gedanken eingeben; aber auch Gott kann sein Denken und Wollen lenken, kann ihn himmlische Gesichte schauen lassen, ihn sein befehlendes und tröstendes Wort hören lassen, kann ihm die übernatürliche Kraft seines Geistes schenken. Die Geschichte läuft nicht ihren stetigen, gesetzmäßigen Gang, sondern erhält ihre Bewegung und Richtung durch die übernatürlichen Mächte. Dieser Äon steht unter der Macht des Satans, der Sünde und des Todes (die eben als «Mächte» gelten); er eilt seinem Ende zu, und zwar seinem baldigen Ende, das sich in einer kosmischen Katastrophe vollziehen wird; es stehen nahe bevor die <Wehen> der Endzeit, das Kommen des himmlischen Richters, die Auferstehung der Toten, das Gericht zum Heil oder zum Verderben.

{68} Dem mythischen Weltbild entspricht die Darstellung des Heilsgeschehens, das den eigentlichen Inhalt der neutestamentlichen Verkündigung bildet. In mythologischer Sprache redet die Verkündigung: Jetzt ist die Endzeit gekommen; <als die Zeit erfüllt war>, sandte Gott seinen Sohn. Dieser, ein präexistentes Gottwesen, erscheint auf Erden als ein Mensch; sein Tod am Kreuz, den er wie ein

Sünder erleidet, schafft Sühne für die Sünden der Menschen. Seine Auferstehung ist der Beginn der kosmischen Katastrophe, durch die der Tod, der durch Adam in die Welt gebracht wurde, zunichte gemacht wird; die dämonischen Weltmächte haben ihre Macht verloren. Der Auferstandene ist zum Himmel erhöht worden zur Rechten Gottes; er ist zum <Herrn> und <König> gemacht worden. Er wird wiederkommen auf den Wolken des Himmels, um das Heilswerk zu vollenden; dann wird die Totenauferstehung und das Gericht stattfinden; dann werden Sünde, Tod und alles Leid vernichtet sein. Und zwar wird das in Bälde geschehen; Paulus meint dieses Ereignis selbst noch zu erleben.

{69} Wer zur Gemeinde Christi gehört, ist durch Taufe und Herrenmahl mit dem Herrn verbunden und ist, wenn er sich nicht unwürdig verhält, seiner Auferstehung zum Heil sicher. Die Glaubenden haben schon das <Angeld>, nämlich den Geist, der in ihnen wirkt und ihre Gotteskindschaft bezeugt und ihre Auferstehung garantiert.

2. Die Unmöglichkeit der Repristinierung des mythischen Weltbildes

{70} Das alles ist mythologische Rede, und die einzelnen Motive lassen sich leicht auf die zeitgeschichtliche Mythologie der jüdischen Apokalyptik und des gnostischen Erlösungsmythos zurückführen.

{71} Sofern es nun mythologische Rede ist, ist es für den Menschen von heute unglaubhaft, weil für ihn das mythische Weltbild vergangen ist. Die heutige christliche Verkündigung steht also vor der Frage, ob sie, wenn sie vom Menschen Glauben fordert, ihm zumutet, das vergangene mythische Weltbild anzuerkennen. Wenn das unmöglich ist, so entsteht für sie die Frage, ob die Verkündigung des Neuen Testaments eine Wahrheit hat, die vom mythischen Weltbild unabhängig ist; und es wäre dann die Aufgabe der Theologie, die christliche Verkündigung zu entmythologisieren.

{72} Kann die christliche Verkündigung dem Menschen heute zumuten, das mythische Weltbild als wahr anzuerkennen? Das ist sinnlos und unmöglich. Sinnlos; denn das mythische Weltbild ist als solches gar nichts spezifisch Christliches, sondern es ist einfach das Weltbild einer vergangenen Zeit, das noch nicht durch wissenschaftliches Denken geformt ist. Unmöglich; denn ein Weltbild kann man sich nicht durch einen Entschluss aneignen, sondern es ist dem Menschen mit seiner geschichtlichen Situation je schon gegeben... Man kann das mythische Weltbild nur als ganzes annehmen oder verwerfen.»

{73} In diesem zuletzt zitierten Satz kommt Bultmanns intellektuelle Redlichkeit sehr schön zum Ausdruck. Er gibt sich nicht mit Halbheiten und einem geistigen Verschmieren verschiedener Weltbilder zufrieden, wie das in kirchlichen Kreisen leider immer noch häufig der Fall ist.

{74} Was aber bleibt, wenn man das mythische Weltbild verwirft? Bultmann versucht, mithilfe der existentialen Interpretation einen «unmythischen Kern» der christlichen Heilsbotschaft herauszuschälen. Es würde zu weit führen, wenn wir hier in Einzelheiten gehen würden. Ich möchte nur meinen ganz persönlichen Eindruck aus vielen Erfahrungen wiedergeben, die mit dem Verständnis der existentialen Interpretation zusammenhängen. Ich musste immer wieder die Klage hören, diese Sprache sei zu abstrakt, man sei zu dumm, sie zu verstehen, der Glaube sei im 20. Jahrhundert halt eine Frage der Intelligenz geworden. Meines Erachtens gelingt es Bultmann kaum, die Grunderfahrung, die im christlichen Mythos steckt, in unserer Zeit nachvollziehbar zu machen. Das Gewand, in welchem er den Glauben darstellt, ist so abstrakt, dass der Glaube nicht mehr erfahrbar wird. Immer wieder taucht die Frage beim Lesen seiner Schriften auf: «Was ist jetzt konkret wirklich gemeint?» Zwei kurze Zitate aus seiner «Theologie des Neuen Testaments» (Verlag Mohr, Tübingen 1961, 4. Auflage) mögen verdeutlichen, was ich meine:

{75} «Mit der Alternative: Ergreifen oder verfehlen des eigentlichen Seins ist also gleichbedeutend die Alternative: Anerkennung Gottes als des Schöpfers oder seine Verleugnung. Verleugnung Gottes aber heißt Verkennung der eigenen Geschöpflichkeit. Dieses aber bedeutet den Wahn, das Leben dort zu suchen, wo es nicht ist, nämlich in der Schöpfung. Die Schöpfung aber steht dem Menschen zur Verfügung; in ihr das Leben suchen bedeutet daher den Dünkel, das Leben im Verfügbaren zu suchen, also selbst über das Leben verfügen zu können. Als die eigentliche Sünde offenbart sich also der Wahn, das Leben nicht als Geschenk des Schöpfers zu empfangen, sondern es aus eigener Kraft zu beschaffen, aus sich selbst statt aus Gott zu leben».

{76} Weiter: «Ist der Mensch vor dem Glauben der Mensch, der dem Tode verfallen ist, so ist der Mensch unter dem Glauben derjenige, der das Leben empfängt. Hat der Tod des Menschen seinen Grund darin, dass der Mensch in dem Streben, aus sich selbst zu leben, sein Selbst verliert, so erwächst das Leben daraus, dass er, sich selbst an Gott preisgebend, sein Selbst gewinnt» (271). Und schließlich: «Das ist die Entscheidungsfrage, vor die das Wort vom Kreuz den Hörer stellt, ob er... die Forderung anerkennen will, in der Preisgabe seines bisherigen Selbstverständnisses das Kreuz zu übernehmen, es zur bestimmenden Macht seines Lebens werden zu lassen, sich mit Christus kreuzigen zu lassen» (303).

{77} Es ist hier nicht der Ort, näher auf das Programm der Entmythologisierung, das Bultmann entworfen hat, einzutreten. So groß sein Verdienst ist, weil er das Problem scharfsichtig erkannt und eine klare Lösung gesucht hat - die Lösung des Problems ist ihm meines Erachtens nicht gelungen. Er konnte sie nicht finden, weil er die tiefenpsychologischen Entdeckungen über das Wesen der Mythen (zusammen mit den meisten Theologen) nicht nur gründlich missverstanden, son-

dern bisweilen sogar verunglimpft hat. Das von Bultmann aufgeworfene Problem ist aber natürlich geblieben. Eine ganze Generation von Theologen hat seit-her versucht, den christlichen Glauben zeitgemäß zu formulieren. Aus diesen Bemühungen sind auch ungezählte Versuche hervorgegangen, das Apostolicum in die heutige Zeit hinein umzuschmelzen.

{78} Aus der Flut dieser Versuche sei jetzt, mehr oder weniger willkürlich, einer herausgegriffen.

Ein modernes Glaubensbekenntnis und seine Grenzen

{79} Ich glaube an Gott, der die Welt nicht fertig geschaffen hat wie ein Ding, das immer so bleiben muss, der nicht nach ewigen Gesetzen regiert, die unab-änderlich gelten, nicht nach natürlichen Ordnungen von Armen und Reichen, Sachverständigen und Uniformierten, Herrschenden und Ausgelieferten. Ich glaube an Gott, der den Widerspruch des Lebendigen will und die Veränderung aller Zustände durch unsere Arbeit, durch unsere Politik.

{80} Ich glaube an Jesus Christus, der Recht hatte, als er, ein Einzelner, der nichts machen kann, genau wie wir an der Veränderung aller Zustände arbeitete und dar-über zu Grunde ging. An ihm mich messend, erkenne ich, wie unsere Intelligenz verkrüppelt, unsere Fantasie erstickt, unsere Anstrengung vertan ist, weil wir nicht leben, wie er lebte. Jeden Tag habe ich Angst, dass er umsonst gestorben ist, weil er in unseren Kirchen verscharrt ist, weil wir seine Revolution verraten ha-ben in Gehorsam und Angst vor den Behörden.

{81} Ich glaube an Jesus Christus, der aufersteht in unser Leben, dass wir frei wer-den von Vorurteilen und Anmaßung, von Angst und Hass und seine Revolution weitertreiben, auf sein Reich hin. Ich glaube an den Geist, der mit Jesus in die Welt gekommen ist, an die Gemeinschaft aller Völker und unsere Verantwortung für das, was aus unserer Erde wird: ein Tal voll Jammer, Hunger und Gewalt oder die Stadt Gottes. Ich glaube an den gerechten Frieden, der herstellbar ist, an die Möglichkeit eines sinnvollen Lebens für alle Menschen, an die Zukunft dieser Welt Gottes. Amen. (Aus: Heinz G. Schmidt [Hg.], «Zum Gottesdienst morgen», 1. Auflage 1969 Jugenddienstverlag, Wuppertal, S. 213)

{82} Die Person des Verfassers tut nichts zur Sache; es geht hier nicht um eine Analyse seiner Psyche, sondern um etwas Allgemeines und Typisches. Uns soll die Frage beschäftigen: Wird das Glaubensbekenntnis tiefer und ergreifender, wenn die weltanschaulichen Anstöße daraus entfernt und durch ein modernes Weltbild ersetzt werden? Oder ist es möglich, dass dadurch vielleicht sogar eine wertvolle Dimension verloren geht?

{83} Ein erster Eindruck von diesem modernen Glaubensbekenntnis könnte vielleicht der sein, dass hier - umgekehrt als beim Glaubensbekenntnis der alten Kirche - zu wenig von Gott und zu viel von uns Menschen, von unserer Arbeit, Politik und Verantwortung für die Zukunft die Rede sei. Wird beim alten Glaubensbekenntnis vielleicht zu viel von Gott, so wird in diesem modernen Text zu wenig von Gott gesprochen. War das Erste wohl zu unbestimmt, scheinbar erhaben über die konkreten Probleme in unserer Zeit, so scheint dieses hier allzu zeitgebunden zu sein, allzu menschlich.

{84} Im ersten Abschnitt, wo es um eine Darstellung Gottes als des Urhebers des Seins gehen sollte, ist vorwiegend von der Veränderung dieser ungerechten Welt durch unser Handeln und unsere Politik die Rede. Wenn unsere menschliche Leistung bereits hier derart wichtig wird, hat das etwas Einengendes; es hängt schon am Anfang alles von uns ab; es fehlt der weite Atem. Im zweiten Abschnitt wird Jesus als die maßgebende Gestalt dieser gerechten Revolution beschrieben, und im dritten Abschnitt schließt das Glaubensbekenntnis mit der Hoffnung, dass die Veränderung der ungerechten Zustände durch unseren Einsatz trotz allem noch zu einem guten Ende kommen möge - wobei es kaum gelingt, diese Hoffnung als gut begründet hinzustellen; denn unsere Intelligenz ist ja verkrüppelt, unsere Fantasie erstickt, unsere Anstrengung vertan, weil wir nicht leben, wie Er lebte. Vielleicht ist Jesus umsonst gestorben, vielleicht aufersteht er aber auch in unser verkrüppeltes Leben hinein? Mich lähmt das ganze mehr, als es mir Mut, Zuversicht und Freude macht. Es wird hier für mein Empfinden zu viel von unserem Leistungssoll und gleichzeitigen Unvermögen gesprochen; es fehlt z. B. die Vergebung und der Zugang zur ewigen Kraftquelle außerhalb unseres armseligen Ichs; bisweilen bekommt man sogar das Gefühl, es würden negative Beschwörungen ausgestoßen. Ich vermisse eine gewisse Gelassenheit, die innere Ruhe, die Vertrauen weckt. «Geht es um den Glauben oder um ein Aktionsprogramm?», ist man zu fragen geneigt. Ist wirklich alles von uns machbar? Wird uns Menschen hier nicht zu viel aufgebürdet, sodass wir unter der Last zusammenbrechen müssten? Es fehlt die ruhige Insel im stürmischen Meer unserer Zeit. Wo ist Gott, dem wir vertrauen könnten? Dieser Text weckt in manchem Schuldgefühle anstatt die frohe Erleichterung, die Mut macht, wieder neu anzufangen. Eine tiefere Beheimatung kommt nicht zu Stande; die Wurzeln fehlen. Der homo faber, der tüchtige Macher, scheint kurz vor seinem Ende zu stehen. Für mich ist dieses Credo zu rational.

{85} Andererseits ist sicher positiv zu werten, dass die Probleme unserer Zeit deutlich angesprochen werden; dadurch wird die fromme Weltflucht unterbunden. Und insofern es ein «jugendliches» Bekenntnis ist, darf man ihm zugute

halten, dass es ein Vorrecht der Jugend ist, aktiv tätig sein und diese Welt verändern zu wollen. Doch: So wichtig die «Horizontale» auch ist - die «Vertikale» des Glaubens sollte deutlich formuliert werden.

{86} Erstaunlich! Moderne Theologen geben sich Mühe, die «alten Zöpfe» abzuschneiden und ein Glaubensbekenntnis zu formulieren, das uns intellektuell nicht mehr stört (alles passt in der Tat in unser modernes Weltbild) - aber das Ergebnis ist keineswegs befriedigend! Im Gegenteil. Mancher Zeitgenosse mag sich sagen: «Wenn das alles ist, was die heutigen Theologen fertig bringen, dann nehme ich lieber die intellektuellen Ärgernisse der Alten Kirche in Kauf und kehre zum Traditionellen zurück, wo es wenigstens noch etwas Größeres gibt als bloß unseren armseligen Menscheng Geist, der das Reich Gottes herbeiführen soll.»

{87} Womit hängt dieser Widerspruch zusammen? Wir werden im nächsten Kapitel sehen, dass auch das neue Weltbild, aus dem dieses moderne Bekenntnis entstanden ist, seine Grenzen hat. Darum entbehrt es der Tiefe. Mit W. Obrist bezeichne ich es als das positivistische Weltbild des homo faber, welches von der mythischen Gestalt des Baron von Münchhausen beherrscht wird, der sich durch die übermenschliche Kraft seiner Rechten selber am eigenen Schopf aus dem Sumpf zieht. Letztlich fordert das zitierte Glaubensbekenntnis vom Menschen eine Selbsterlösung - das ist die Überforderung, die uns lähmt. Das positivistische Menschenbild stellt größenwahnsinnige Forderungen an uns, und das Ende ist wie immer in solchen Fällen deprimierend. Vor 100 Jahren begeisterte dieses Weltbild, jetzt macht es uns kraftlos. Doch es gibt eine Lösung aus diesem Dilemma: Das rationalistische Weltbild wird durch die Entdeckungen der Tiefenpsychologie überholt, welche für die Tiefenschicht des Mythischen wieder Verständnis hat, und dadurch kann der auf sein Ich zurückgeworfene homo faber aus seiner Vereinsamung in einer kalt gewordenen Welt erlöst werden.

{88} Auch ein unserem modernen Weltbild entsprechendes Glaubensbekenntnis kann also nicht ohne weiteres genügen. Den Grund dieses Ungenügens suchen wir im nächsten Kapitel.

Ein neues Verständnis des Religiösen

Der Wandel der Vorstellungen (nach W. Obrist)

{89} Was ich im folgenden ausführen werde, habe ich in den letzten zwölf Jahren zum größten Teil bei Willy Obrist gelernt. Ich habe seine Sicht von der Mutation des Weltbildes so sehr assimiliert, dass sie mir zum Eigenen geworden ist. Seine diesbezüglichen Darlegungen sind mir selbstverständlich geworden. Auch wenn ich mich nicht mehr bewusst an seine Bücher anlehne (vor allem: Neues Bewusstsein und Religiosität, Walter 1988) - es ist im Grunde «his masters voice», die hier erklingt.

{90} Ich knüpfe daran an, was ich am Schluss des letzten Kapitels gesagt habe. Dort mussten wir feststellen, dass dem modernen Glaubensbekenntnis die Welt der tieferen Gefühle fehlte, der Gefühle von einer Geborgenheit des Menschen in einem ihn Umfassenden und Haltenden. Das ist kein Zufall. Wenn wir uns fragen, warum sie fehlen, finden wir den tieferen Grund dafür im allgemein herrschenden, heute noch weit verbreiteten Weltbild, das hinter diesem Glaubensbekenntnis steht. Dieses Weltbild wird unbewusst vorausgesetzt; darin sind wir aufgewachsen, und wir setzen seine Gültigkeit ebenso fraglos voraus, wie das frühere Zeiten für das archaisch-mythische Weltbild getan haben. Es ist einseitig naturwissenschaftlich geprägt. In ihm sind die tieferen Schichten unserer Seele nicht enthalten. Es entstammt der Zeit vor den Entdeckungen der Tiefenpsychologie. Man könnte es als ein seelenloses Weltbild bezeichnen. Es hat auch in die Theologie Einzug gehalten.

{91} In den folgenden Abschnitten geht es um Weltbilder, um die Art und Weise, wie der Mensch zu bestimmten Zeiten die äußere Welt und seine eigenen Seelenregungen wahrgenommen und zu einem bestimmten Weltbild geformt, wie er sich die Welt, das menschliche Leben und die alles formenden Kräfte vorgestellt hat. Dabei ist es interessant festzustellen, dass die Menschheit während zehntausenden von Jahren an einem Weltbild festgehalten hat, das ich mit Willy Obrist als das archaisch-mythische bezeichne. Dieses (unbewusst funktionierende und darum fraglos als gültig vorausgesetzte) Weltbild wurde in der griechisch-römischen Antike von gewissen Philosophen zwar bereits einmal kurz in Frage gestellt, war hernach aber wieder vorherrschend, nachdem die Wirren der Völkerwanderung das geistige Leben nochmals archaisiert hatten. Erst in der Neuzeit wurde das archaisch-mythische Weltbild durch die Entdeckungen der Naturwissenschaften endgültig überholt. Dabei wurde, als Reaktion auf das nun überholte archaische, ein neues Weltbild geschaffen. Wie fast alle Reaktionen war auch diese einseitig und übertrieben. Die Folgen dieser Einseitigkeit werden uns heute immer deutlicher bewusst. Dieses moderne und heute immer noch sehr wirksame Weltbild bezeichne ich - ebenfalls mit Willy Obrist - als das positivistische. Wir fassen es als ein vorläufiges, als das Weltbild eines Überganges auf, das die Menschheit zwar in eine ihrer schwersten Krisen bringt, letztlich aber - wenn wir die dadurch entstandene Notlage überwinden - nach einer krisenhaften Übergangszeit einem ganzheitlicheren Welt- und Menschenbild weichen muss - so hoffen wir mindestens. Für den Zusammenhang dieses Buches ist es nicht nötig, alle drei Weltbilder, das archaisch-mythische, das positivistische und das heute zeitgemäße, ausführlich zu beschreiben. Ich beschränke mich hier auf die Darstellung der Auswirkungen dieser Weltbilder auf die religiösen Vorstellungen.

Religiöse Vorstellungen im archaisch-mythischen Weltbild

{92} Wir mögen unsere Vorfahren, die während der Steinzeit und bis zum Ende des Mittelalters gelebt haben, wegen vieler abergläubischer Gewohnheiten, wegen ihrer in unseren Augen sinnlosen magischen Riten, wegen vieler grausamer Bräuche und unverständlicher Sitten zwar belächeln, wohl wollend oder auch verächtlich auf sie herabschauen, wir mögen uns in mancher Hinsicht viel klüger vorkommen als sie und alle jene Völker, die heute noch auf einer ähnlichen Stufe der Entwicklung des Bewusstseins leben - in einer Hinsicht müssen wir dieses «Leben der Primitiven» immer mehr bewundern: Sie haben natürlicher gelebt als wir heute. Sie lebten in sozialer Hinsicht nicht als isolierte Individuen und Kleinstfamilien, sondern im großen Sippenverband, und sie trugen Sorge für ihre Umwelt. Wir müssen uns ganz einfach schämen, wenn wir - stellvertretend für das Gefühl der Einheit mit der Umwelt in archaisch-mythischer Zeit - die Äußerungen eines Puebloindianers des 12. Jahrhunderts aus Mesa Verde hören:

{93} «Für uns ist das Universum eine Einheit aus verschiedensten Geistern. Ein Vogel, ein Baum, ein Fels, ein Windhauch, sie alle haben einen Geist. Und zwischen diesen Geistern muss ein Gleichgewicht, muss Harmonie herrschen. Wenn wir einen Fehltritt begehen, sind wir verloren.

{94} Wenn wir auf die Jagd gehen, richten wir Gebete an den Geist des Tieres, das wir erlegen werden. Wir bitten ihn im Voraus um Verzeihung. Wir erklären ihm, dass wir, um zu überleben, zu diesem Tun gezwungen sind. Wir flehen ihn an, sich nicht zu kränken; sonst sorgt er nicht für die Fortpflanzung der Art...

{95} Auf einem Fußmarsch verhalten wir uns so unauffällig wie möglich, um die Geister des Weges nicht zu beleidigen. Wir löschen umsichtig die Feuer, verwischen sorgfältig die Spuren, die wir hinter uns lassen, damit die Natur ihre Jungfräulichkeit wieder findet.»

{96} Die Naturverbundenheit des archaischen Menschen ist für uns heute vorbildlich. Was wir aber nicht mehr nachvollziehen können, das sind ihre Vorstellungen, die sie von den Dingen haben: dass alles von konkret und wirklich existierenden Geistern belebt werden soll, die ähnlich reagieren sollen wie ein Mensch. Die heute verbreitete Sehnsucht «Zurück in die Steinzeit!» ist zwar ein Stück weit verständlich, aber doch völlig unrealistisch. Wir könnten aber versuchen, die Lebensgrundhaltung des «Natürlich-Seins» des Menschen der archaischen Zeit heute wiederzugewinnen - was ja auch oft versucht wird. Wir müssen unser allzu verkopftes Leben wieder vermehrt auf unsere tiefere Menschennatur, auf die uns tragenden Instinkte, beziehen. Doch dies ist hier nicht das Thema. Es geht hier nur um die religiösen Vorstellungen der Menschen im archaisch-mythischen Zeitalter.

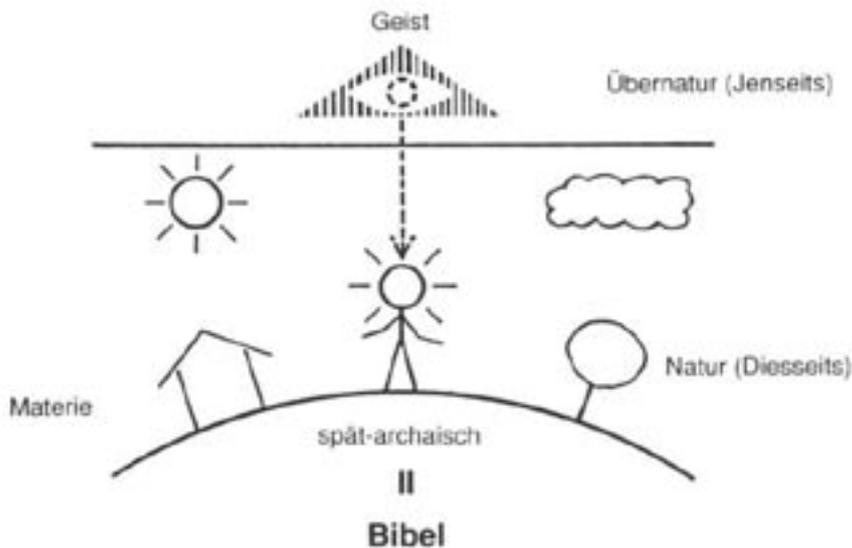
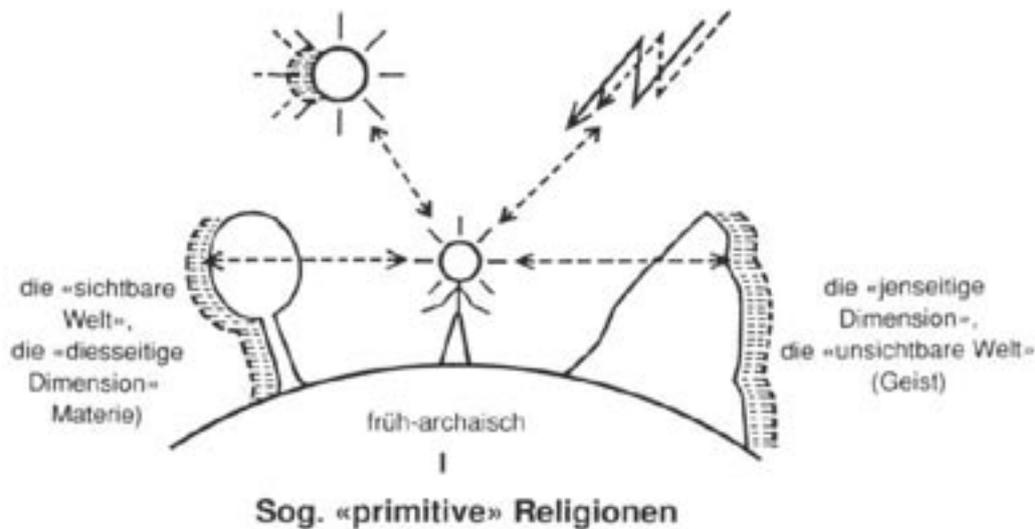
{97} Diese unterscheiden sich von den unsrigen besonders dadurch, dass man in archaischer Zeit meinte, Welt und Zeit seien manchmal und an gewissen Orten von geheimnisvollen, normalerweise unsichtbaren Wesen erfüllt, die sich dem Menschen zu dessen Heil oder Verderben offenbaren könnten. Diese unsichtbaren Wesen tauchten bestimmte «Heilige Zeiten» oder «Heilige Orte» in ein geheimnisvolles Licht, in welchem der Mensch unter Umständen den Willen dieser höheren Wesen erfahren konnte. Wenn etwa der Wind (der in fast allen Sprachen mit «Geist» zu tun hat) die Blätter der heiligen Eiche bewegte, konnte beispielsweise der Zeus- oder der Wotan-Priester darin den Willen des betreffenden Gottes erspüren. Wir heute würden dieselbe Erscheinung anders deuten: Wir würden sagen, dass das Rauschen des Windes in den Blättern einen meditierenden, intuitiv begabten Menschen inspirieren könne. Diese Inspiration wurde von den Alten so gedeutet, dass sich der Geist des heiligen Baumes dem Seher mitgeteilt habe, während wir heute denken, dass die Inspiration aus den Tiefen der Psyche des Meditierenden aufgestiegen sei. Für uns heute handelt es sich bei der Offenbarung der Alten um eine Projektion des innerpsychischen Informationsflusses (vom schöpferischen Unbewussten ins Bewusstsein), um eine Projektion dieses Vorganges in der menschlichen Psyche nach außen. Der schöpferische Geist in der Seelentiefe wurde damals als ein konkret z. B. im heiligen Baum existierendes Geistwesen betrachtet. Die Vorstellung von der Offenbarung hat sich also grundlegend verändert. Das archaische Jenseits, das mit konkret existierend gedachten Geistern erfüllt war, ist heute das «Jenseits des Bewusstseins», also das Unbewusste. Wenn wir diese Projektion heute als solche erkennen, dann heißt das aber keineswegs, dass ihr innerer Gehalt in ein Nichts oder in nichts sagende Spekulationen aufgelöst werde! Der innere Gehalt wird nicht wegdiskutiert und wegrationalisiert; sondern er wird neu verstanden, nämlich als eine Mitteilung aus den schöpferischen Tiefen unserer Seele. Es ist sehr wichtig, solche Mitteilungen zu haben; wir sollten uns auch heute noch viel häufiger unter einen prächtigen Baum legen und auf Inspiration warten. Die Hochschätzung der Mitteilungen «von drüben» haben uns die Alten voraus. Unser Defizit in dieser Hinsicht wird uns immer deutlicher bewusst. Wenn auch das archaisch-konkretistische Verständnis der «jenseitigen» Mächte heute überholt ist, so dürfen wir kopflastigen und ich-zentrierten Geschöpfe doch nie vergessen, dass wir ohne den Kontakt zu den tieferen Mächten, zum schöpferischen Unbewussten, auf die Dauer hoffnungslos in die Irre gehen.

{98} Die religiösen Riten der Alten stellten den Kontakt zu den Tiefenschichten her, solange die Religion wirklich lebendig war und nicht einfach ein ritueller Leerlauf. Auch ethische Richtlinien wurden auf diese Weise durch «Offenbarungen» empfangen. Die Seelenlosigkeit, Instinktferne und ethische Desorientierung in un-

serer Zeit hängt mit unserer Ich-Zentrierung und Verkopfung zusammen, damit, dass wir uns der Seelentiefe nicht mehr vorbehaltlos öffnen können, sondern vom Mythos von der potenziellen Allmacht des Ichs besessen sind.

{99} Ich habe hier sehr pauschal und natürlich allzu sehr verallgemeinernd von der archaisch-mythischen Weltsicht gesprochen. Natürlich gibt es sie nur in einem sehr weit gefassten Sinne: dass nämlich der innerpsychische Vorgang der Bewusstwerdung schöpferischer Impulse aus dem Unbewussten damals nach außen projiziert wurde und als Offenbarung eines konkret außen existierenden Geistes oder Gottes an einen Menschen vorgestellt wurde. Die heutige Erkenntnis, dass es sich dabei um eine Projektion innerpsychischer Vorgänge nach außen handelt, ist grundlegend neu. Sie verändert unsere Vorstellung von religiösen Vorgängen radikal!

{100} Innerhalb der vielen Jahrtausende des archaisch-mythischen Zeitalters hat sich die Vorstellung von göttlichen Wesen stark gewandelt. War die Welt für den Menschen ursprünglich voller unberechenbarer Geheimnisse, die nach seinen Vorstellungen von Geist-Wesen bewirkt wurden, so hatte demgegenüber ein Gebildeter in den Hochkulturen der Antike schon ein sehr «aufgeklärtes» Weltbild. Im Laufe der Entwicklung wurden die jenseitigen Wesen immer mehr zusammengefasst und schließlich - etwa im ersten Schöpfungsbericht der Bibel - über die gesamte Schöpfung hinausprojiziert, quasi in einen «Überhimmel» hinaufgehoben. Dadurch wurde die Welt immer mehr entmythisiert, entzaubert, immer mehr bloß «Natur», nur «Materie» (während Gott als «Geist» vorgestellt wurde). Der Geist wurde als «oben» gedacht; er sollte die Natur, die Materie, die Welt beherrschen. So wurden Geist und Materie getrennt, das «Patriarchat» über das «Matriarchat» gestellt - und der Weg zur gnadenlosen Ausbeutung der «Mutter Erde» war angebahnt... Die Entwicklung vom früharchaischen zum spätarchaischen (z. B. biblischen) Weltbild hat Willy Obrist wie folgt dargestellt (in Neues Bewusstsein und Religiosität, Walter-Verlag 1988, S. 94, siehe Abbildung). Zusammenfassend soll hier festgehalten werden, dass wir heute die religiösen Vorstellungen aus der archaischen Zeit als Projektionen bezeichnen müssen. Indem wir diese Projektionen aber zurücknehmen, lösen sie sich nicht in ein Nichts auf; denn sie stammen ja aus dem Wurzelgrund unseres bewussten Ichs, aus den schöpferischen Schichten des Unbewussten. Was das konkret bedeutet, wird im weiteren Verlauf dieses Buches deutlich werden.



Religiöse Vorstellungen im positivistischen Weltbild

{101} Für religiöse Vorstellungen ist im positivistischen Weltbild im Grunde kein Platz. Da braucht es keinen Gott mehr: «On n'a plus besoin de cette hypothèse» (Laplace). Wie konnte die Menschheit zu dieser während zehntausenden von Jahren unerhörten Behauptung kommen? Es ist hier nicht der Ort, die von Willy Obrist sorgsam herausgearbeitete Entwicklung nachzuerzählen; aber ich möchte trotzdem eine kurze Skizze vorlegen. Beginnen wir beim spätarchaischen Weltbild, das etwa durch die Bibel und die mittelalterliche christliche Theologie repräsentiert wird. Darin ist die Welt schon weitgehend entmythisiert; die Vorstellung von göttlichen Mächten, die an diese Welt gebunden seien, war überwunden. Gott war nun «Übernatur», absolut frei, in keiner Weise an diese Welt gekettet. Er war «Geist» und sie «Materie». Der Mensch nun stand zwischendrin, war aber dazu berufen, über die Welt zu herrschen, sie sich Untertan zu machen.

Solange er dies in der Verantwortung seinem Gott gegenüber tat, der ihm aufgetragen hatte, die Erde zu bebauen und zu bewahren (1. Mose 2,15), wurde das in dieser Vorstellung lauernde katastrophale Potenzial noch nicht verwirklicht. Es schlummerte nur.

{102} Ein Beispiel: Vor tausend Jahren haben christliche Missionare die heiligen Bäume der alten Germanen gefällt. Als diese die Rache der Götter befürchteten, spotteten die Missionare recht «aufgeklärt», es sei nichts zu befürchten; denn sie hatten erkannt, dass die vermeintlichen Götter gar nicht existierten.

{103} Dann aber geschah ein Durchbruch, in welchem das spätarchaische Weltbild überholt wurde. Indem man erkannte, dass man die Religion nicht brauchte, um die Welt zu erkennen, versuchte man auch, ein Weltbild zu entwerfen, in welchem für Gott kein Platz mehr ist. Spotteten einst die christlichen Missionare, es gebe keine Götter, so spotteten nun die atheistischen Aufklärer, es gebe überhaupt keinen Gott! Das war natürlich etwas radikal Neues. An Stelle des Heiligen Geistes sollte nun das «Licht der Vernunft» die Menschen erleuchten, und die einst in Gott begründete Ethik wurde nun als Werk des «gesunden Menschenverstandes» proklamiert.

{104} So entstand ein atheistisches Weltbild, in welchem es «Geist» nur noch in Form unseres bewussten Menschengestes gibt. Das ist natürlich eine Verzerrung der wirklichen Bedeutung des Ichs ins Größenwahnsinnige hinein. Der Mensch wurde vom Münchhausen-Syndrom verschluckt; er wähnte sich als Ikaros, der zur Sonne hinaufzufliegen vermag. Das Ich des Menschen wurde aufgebläht. Diese Inflation erzeugte einen Machtrausch, der am Anfang immer etwas Wunderbares ist - doch: «Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.» Nach zweihundert Jahren schon geht uns die Luft aus...

{105} Der endgültige Durchbruch vom archaischen Weltbild mit seiner Natur- und Instinktverbundenheit des Menschen zum positivistischen Weltbild mit seiner Überbetonung des mit der menschlichen Vernunft Machbaren geschah im 16. und 17. Jahrhundert. Was den damals führenden Köpfen gelang, wurde bis zum 20. Jahrhundert langsam aber sicher Allgemeingut der Menschheit. Erst heute spüren wir die Fernwirkungen dieses Durchbruches in katastrophaler Weise. Die Protagonisten des neuen Weltbildes heißen vor allem: Galilei, Francis Bacon, Descartes und Newton. Galilei verband als Erster das naturwissenschaftliche Experiment mit der Mathematik; dadurch war nur noch von Bedeutung, was gemessen und quantifiziert werden konnte. Francis Bacon formulierte programmatisch, wie das von der modernen Wissenschaft Erkannte zur Beherrschung und Kontrolle der Natur (welch neuer Geist!) verwendet werden konnte. Von ihm stammen die Sätze, die Schule machten: «Man muss die Natur unter Druck setzen, ihr die Wahrheit durch Experimente abtrotzen, sie mit Hunden hetzen, sie auf

die Folter spannen, bis sie ihre Geheimnisse preisgibt, sie gefügig und zur Sklavin machen», etc. Was für schreckliche Töne! Es läuft einem kalt den Rücken hinab. Aber dieses Programm machte Schule ... Descartes trieb die Scheidung von Geist und Materie, von Subjekt und Objekt noch auf die Spitze, und Newton begründete dann die klassische Physik, aus der sich unsere moderne naturwissenschaftlich-technische Zivilisation entwickelt hat. Der damit einhergehende Krieg gegen die Natur ist inzwischen zu einem Kampf auf Leben und Tod geworden: Durch unser unökologisches Verhalten stirbt jeden Tag eine Pflanzen- oder Tierart aus! Wer noch ganzheitlich empfinden kann wie der archaische Mensch, der sieht das Chaos über den Kosmos hereinbrechen.

{106} Eine eindrückliche und echt verdichtete Schilderung des positivistischen Welt- und Menschenbildes und der daraus entstehenden Probleme finde ich am Schluss der «Physiker» von Friedrich Dürrenmatt, wo der geniale Physiker Möbius echt tragisch scheiternd verkündet:

{107} «Ich bin Salomo. Ich bin der arme König Salomo. Einst war ich unermesslich reich, weise und gottesfürchtig. Ob meiner Macht erzitterten die Gewaltigen. Ich war ein Fürst des Friedens und der Gerechtigkeit. Aber meine Weisheit zerstörte meine Gottesfurcht, und als ich Gott nicht mehr fürchtete, zerstörte meine Weisheit meinen Reichtum. Nun sind die Städte tot, über die ich regierte, mein Reich leer, das mir anvertraut worden war, eine blauschimmernde Wüste, und irgendwo um einen kleinen, gelben, namenlosen Stern kreist, sinnlos, immerzu, die radioaktive Erde. Ich bin Salomo, ich bin Salomo, ich bin der arme König Salomo.»

{108} Der dank seiner Gottesfurcht glänzende König Salomo entartete zum Baron Münchhausen, der sich selbst erlöst, und schließlich gerät der homo faber in die Krise des Tüchtigen ... Die Schattenseiten des positivistischen, eines areligiösen Weltbildes, werden heute immer deutlicher. Man darf aber deshalb - das soll hier doch festgehalten werden - natürlich nicht die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik als solche verteufeln. Nicht die Weisheit Salomos vernichtet unseren Planeten, sondern seine Gottlosigkeit. Sehr viele große Naturwissenschaftler sind religiöse Menschen. Es ist nicht das wissenschaftliche Streben nach größtmöglicher Sachlichkeit und Objektivität, das verheerende Folgen zeitigt, sondern die Loslösung des Menschen von seinem ihn tragenden schöpferischen Urgrund, die Abkapselung des Ichs von seiner «Mutter», dem Unbewussten. Diese Abkapselung wird allerdings durch die wissenschaftliche, distanzierte Einstellung zu den Dingen gefördert; Distanz muss sein, damit man nicht immer projiziert, sondern die Dinge so erkennt, wie sie möglicherweise wirklich sind (wobei dies natürlich nie ganz möglich sein wird). Die Entmythisierung der Welt ist eine notwendige Folge der Entwicklung des Bewusstseins. Sie sollte aber nicht zur Abkapselung des Bewusstseins vom uns

tragenden Grund führen, womit wir uns selbst an die Stelle Gottes setzen. Diese Verkopfung entfremdet uns von der Welt der Instinkte. Damit aber wird auch ein Glaube - sofern er überhaupt noch da ist - verkopft, d. h. kraft- und instinktlos. Er trägt nicht mehr. Er ist eine bläulich gefärbte Wolke, blutarm, abstrakt.

{109} Religiöse Vorstellungen im positivistischen Weltbild des 18. , 19. und 20. Jahrhunderts gibt es entweder gar nicht mehr, oder sie sind saft- und kraftlos geworden, die Folge eines verkopften Lebens, das von seinen Wurzeln abgeschnitten ist. Das oben zitierte Glaubensbekenntnis und einige theologische Sätze von Bultmann mögen dies veranschaulichen.

{110} Wie kann das positivistische Weltbild überwunden werden? Davon spricht der nächste Abschnitt.

Religiöse Vorstellungen im zeitgemäßen Weltbild

{111} Religiosität als Bezogenheit auf «jenseitige Mächte» war im archaisch-mythischen Weltbild etwas Natürliches. Das heißt aber nicht, dass es damals leichter war als heute, diese Bezogenheit auf die «unsichtbaren Wesen» oder den einen Gott im Alltag wirklich zu finden! Es gab aber spirituelle Schulen, Meister, welche ihre Schüler lehrten, ihr Leben nach dem Willen der Götter auszurichten. So schwierig und entbehrungsreich es im Einzelfall auch sein mochte, echt religiös (mit einer persönlichen Beziehung zur Transzendenz) leben zu lernen - im archaisch-mythischen Weltbild war Platz dafür.

{112} Im kurzen Zeitalter des Positivismus, an dessen Ende wir heute kommen, war für «metaphysische Größen» kein Platz mehr. Das positivistische Weltbild war atheistisch. Es gab nur noch Materie, die nach gewissen Gesetzmäßigkeiten in Bewegung war. In diesem materialistischen Weltbild spielten «Geistwesen» keine Rolle mehr. Man dachte sich, die ganze Metaphysik sei bloße Einbildung, eine Hypothese ohne Hand und Fuß. «Geist» besaß nur der Mensch, der alles beherrschen lernte und sein eigenes Leben nicht mehr nach dem Willen von höheren Mächten, sondern mit seinem eigenen «gesunden Menschenverstand» regelte. Dieses areligiöse Weltbild wirkt heute noch entscheidend nach in jedem Menschen, der in unserer Gesellschaft aufwächst. Religiöse Vorstellungen sind heute im Allgemeinen nur sehr vage vorhanden. Sehr viele Leute denken, es müsse wohl schon so etwas wie ein höheres Wesen geben - aber wie man sich dieses vorstellen sollte, das ist ihnen schleierhaft.

{113} Im heute zeitgemäßen Weltbild ist aber wieder Platz für Religiosität. «Geist» ist nach neuester Auffassung kein Gegensatz mehr zur Natur. Der Geist ist natürlich, und die Natur ist geistig, sowohl außerhalb wie im Menschen drin. Man spricht heute von der Selbstorganisation des Universums, von der Selbsttransformation der geschaffenen Wesen; den Motor der ganzen Evolution,

die schließlich das menschliche Gehirn und die Wortsprache hervorgebracht hat, nennt man heute «Geist» bzw. «das anordnende Prinzip». Das Geist-Prinzip des Universums ist aber nach neuester Auffassung kein außerweltlicher oder überweltlicher Geist, sondern sein innerer, zentraler Kraftquell, der eine Pol des Seins. Im Menschen drin ist das der schöpferische Grund. Die entscheidende Entdeckung der Tiefenpsychologie ist nun, dass das Bewusstsein des Menschen, also unser Ich, mit diesem Geist in uns in keiner Weise als identisch gedacht werden darf. S. Freud, der große Pionier der Tiefenpsychologie, hat die Welt schockiert mit seiner Entdeckung, dass der Mensch im Haus seiner Psyche nicht selber Herr und Meister sei. Das war für den positivistisch eingestellten Menschen eine Beleidigung! Darum werden die Entdeckungen der Tiefenpsychologie von vielen Menschen immer noch abgewehrt; den sie sind eine Entthronung des positivistisch aufgeblähten Ichs, das an die Stelle des uns unbewusst wirkenden Geistes in uns getreten war. Diesen unbewusst in uns wirkenden Geist, den einen Pol unseres Wesens, nannte C. G. Jung das Selbst. Von diesem Zentrum des Unbewussten, diesem anordnenden geistigen Prinzip, trennte er das Bewusstsein des Menschen, das Ich.

{114} Dem Ich wird nur ein verschwindend kleiner Anteil des Geistigen je bewusst; vom überwiegenden Teil des Geistes haben wir keine Ahnung. Wer aber bewusst lebt, kann immer mehr davon erfahren, und diese Bewusstwerdung macht uns natürlich, indem sie uns mit unserer tieferen Menschennatur verbindet. Die Beziehung zwischen Ich und Selbst bei Jung ist analog der Beziehung zwischen dem Menschen und den «jenseitigen Wesen» im archaisch-mythischen Weltbild zu verstehen. Die vom Ich gepflegte lebendige Beziehung zum schöpferischen Grund, bzw. zum Selbst, entspricht genau der im archaisch-mythischen Weltbild gepflegten Beziehung zwischen dem Menschen und den «jenseitigen Wesen» oder Gott. Im neuen Weltbild existiert dieses «Jenseits» (das vom Positivismus abgelehnt wurde) wieder. Aber es ist kein irgendwo außerhalb des Menschen konkret existierendes Jenseits mehr; sondern es ist das «Jenseits des Bewusstseins», der dem Menschen zum größten Teil unbewusste Geist als das in uns, in der Natur und im Universum wirkende anordnende Prinzip, der eine Pol des Seins (der andere Pol wäre dann das angeordnete Sein, die Materie). Das «Außerhalb des Menschen» im archaisch-mythischen Weltbild wird zum «Außerhalb des menschlichen Bewusstseins» im zeitgemäßen Weltbild. Was wir heute «Ich» nennen, hieß einst «Mensch» und bestand aus «Materie» (welcher Gott den Geist einhauchte).

{115} Die religiösen Vorstellungen der archaisch-mythischen Zeit waren nach außen projizierte Erfahrungen psychischer Mächte (des Unbewussten). Indem wir das heute erkennen, müssen wir die religiösen Vorstellungen der Alten nicht mehr

als «Hirngespinnste» abtun; sondern wir können sie wieder ernst nehmen und versuchen, ihre religiösen Erfahrungen selber nachzuvollziehen. Wie können wir wieder zu einer selbsterfahrenen Religiosität kommen?

{116} Es geht heute darum, dass wir den spirituellen Erfahrungsschatz der Alten wieder neu entschlüsseln lernen. Von den spirituellen Meistern aus der archaisch-mythischen Zeit können wir lernen, in eine gedeihliche und segensreiche Beziehung zum geistigen schöpferischen Grund in uns zu kommen.

{117} Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass echte Religiosität im Sinne einer fruchtbaren und segensreichen Beziehung zwischen dem Ich und dem geistigen Zentrum im Menschen heute langsam wieder natürlich wird. Wir stehen an der Schwelle zu einem Zeitalter, in welchem gelebte Religiosität wieder menschennatürlich sein wird. Das heißt aber nicht, dass es künftig leichter sein wird als früher, echt religiös zu leben; aber man wird sich wieder mehr darum bemühen, und diese Bemühung wird wieder als etwas Wertvolles gelten.

«Glauben», «Gott» und «Welt» im archaisch-mythischen und im zeitgemäßen Weltbild

{118} Mit der Rücknahme der religiösen Projektionen im archaischmythischen Weltbild verändert sich mehr, als man auf den ersten Blick vielleicht vermuten würde. Dies zeigt sich schon bei der Übertragung des Begriffes «Glauben» ins zeitgemäße Weltbild, erst recht aber bei den Worten «Gott» und «Welt».

{119} Zum «Glauben»: Das zeitgemäße Verständnis des Mythos bringt dem modernen Menschen eine große Befreiung vom Glaubenszwang! Einen Mythos «glauben» heißt nach archaischem Verständnis, ihn wort-wörtlich (wie ein Kind) für wahr halten. Ein rechter Christenmensch «glaubte» beispielsweise, dass Eva aus einer Rippe Adams erschaffen worden sei, dass das Volk Gottes auf der Flucht vor den Ägyptern trockenen Fußes mitten durch das Meer geschritten sei, dass die Stadtmauern Jerichos durch die Posaunenstöße der Belagerer eingestürzt seien, dass die Sonne wirklich still gestanden sei, als Josua darum gebetet habe (diese Geschichte wurde vom Papst als Argument gegen Galilei verwendet!), dass Elia leiblich auf einem feurigen Wagen in den Himmel gefahren sei, dass Jesus ohne Beisein eines Mannes gezeugt worden sei und durch sein Opferblut am Kreuz die ganze Menschheit aller Zeiten entschützt habe, ect. etc. Für einen «Gläubigen» waren diese Mythen Tatsachen der Außenwelt und nicht etwa nur Symbole für ein inneres Geschehen. «Glauben» hieß, den Mythos konkret für wahr halten.

{120} Nun hat die christliche Theologie aber schon vor vielen Jahrhunderten eine auch heute noch sehr wertvolle Differenzierung des Glaubensbegriffes geschaffen. Man unterschied nämlich zwischen dem «Glaubensakt» als solchem und seiner «historischen Form», also seiner Ausgestaltung in verschiedenen

Mythen. Einerseits gab es die Mythen, an die man «glauben» musste; aber andererseits gab es auch noch die unmittelbare Beziehung zu Gott, den existenziellen Glaubensakt als solchen. Diese Unterscheidung kann man auch - mit Willy Obrist - als Differenzierung zwischen religiöser Einstellung und religiösen Vorstellungen bezeichnen. Die religiöse Einstellung betrifft die existentielle Grundhaltung des Menschen, dass er versucht, sein Leben in Übereinstimmung mit seinem schöpferischen Grund zu führen; die religiösen Vorstellungen betreffen das theoretische Gedankengebäude, das sich die Menschen von sich, Gott und der Welt machen.

{121} Diese Unterscheidung zwischen religiösen Vorstellungen und religiöser Einstellung ist für jedes ökumenische Gespräch von entscheidender Bedeutung, sowohl zwischen den verschiedenen Konfessionen innerhalb des Christentums als auch zwischen den verschiedenen Religionen der Menschheit. Die religiöse Einstellung ist dabei die Konstante, die überall vorhanden ist, während die religiösen Vorstellungen die Variablen bilden. In einer echt religiösen Einstellung können alle Menschen sich finden, auch wenn ihre religiösen Vorstellungen im Einzelnen noch so verschieden sind.

{122} Durch die tiefenpsychologische Deutung der Mythen, durch die Rücknahme der Projektionen, fällt das «Glauben-Müssen» an die «objektive Wahrheit» der Mythen dahin. Die Mythen werden nun symbolisch verstanden, und dadurch kann ihr Erlebnisgrundgehalt von jedem, der guten Willens ist, selber erfahren werden. Die religiösen Vorstellungen wandeln sich also bei ihrer Übertragung ins zeitgemäße Weltbild grundlegend; die religiöse Einstellung aber, die existenzielle Seite der Religiosität, bleibt

{123} Es geht nach wie vor darum, dass wir in ein gutes Einvernehmen zum schöpferischen Geist kommen (wie immer man sich dessen Wesen auch vorstellt). Die Theorie wandelt sich; die Praxis bleibt in ihrem eigentlichen Grund dieselbe.

{124} Die Befreiung vom Glaubenszwang kann der Leser im Verlauf dieses Buches vielleicht an sich selber erfahren.

{125} Versuchen wir nun, den zweiten oben genannten Begriff, «Gott», aus der archaisch-mythischen Vorstellungswelt ins zeitgemäße Weltbild zu übertragen. Auch dabei kann die Unterscheidung zwischen theoretischer Vorstellung und existenzieller Einstellung hilfreich sein.

{126} Von der Erfahrung her können wir Menschen zu allen Zeiten «Gott» in zwei Bereichen begegnen: indem wir besondere persönliche Erfahrungen mit «ihm» machen, oder indem wir durch eine tiefgründige Betrachtung der Welt außerhalb von uns zum staunenden Schluss kommen, dass wir im Grunde von einem uns weit überlegenen Geist überall umgeben werden. Die erste Erfahrung betrifft die Transzendenz in mir, die zweite das Unfassbare außerhalb von mir. Die erste Erfahrung fließt mir von innen her zu, die zweite ist das Ergebnis

gründlichen Nachdenkens, das zum ergriffenen Staunen führt und in einen Lobpreis des Schöpfers ausmünden kann. Beides, die ergreifende persönliche Erfahrung (die Gottesbegegnung von innen her) sowie das ergriffene Staunen (die Gottesbegegnung außerhalb meiner selbst), führt zu einer inneren Evidenz, die uns als Erlebenden völlig klar, einem Zweifler aber kaum einsichtig ist. Das hängt damit zusammen, dass Erfahrungen, die durch Worte mitgeteilt werden, einem anderen Menschen nur verständlich sind, wenn er ähnliches erlebt hat. Ein Mensch, der von seinem schöpferischen Grund abgespalten ist, wird die Gotteserfahrung eines anderen nicht verstehen können.

{127} Die Gottesbegegnung von innen her nannten die Alten die Begegnung mit dem «sich offenbarenden Gott», und die staunende Ergriffenheit über den uns weit überlegenen Geist außerhalb von uns war für sie die Begegnung mit dem «Schöpfergott». Die Qualität dieser Gottesbegegnungen war für den, der es erlebte, in archaisch-mythischer Zeit wie heute wohl ungefähr dieselbe: faszinosum et tremendum, überglücklich und gleichzeitig schrecklich; Worte können nicht wiedergeben, was einem hier geschieht. Die Erfahrung kommt in der Regel bei einer entsprechenden religiösen existenziellen Grundhaltung zu Stande; sie gehört in den Bereich unserer Einstellung.

{128} Neben dem Bereich der Einstellung gibt es den Bereich der Vorstellungen, die wir als Menschen uns von «Gott» machen. Hier sind die Unterschiede zwischen dem archaisch-mythischen und dem zeitgemäßen Weltbild nun beträchtlich.

{129} Eines ist sich zwar gleich geblieben: die Vorstellung vom «Schöpfergott», bzw. die Grundidee einer weltschöpferischen Macht. Sobald wir aber genauer nachfragen, beginnen schon die Unterschiede. Der weltschöpferische Geist wurde in archaisch-mythischer Zeit als ein an sich und für sich seiendes Wesen aufgefasst, das der Welt gegenüber treten kann und von außen auf sie einwirkt. Wir heute stellen uns vor, dass dieser Schöpfergeist im Universum drin ist, als einer seiner beiden Pole. - Nicht zu vereinbaren miteinander ist die archaisch-mythische Vorstellung vom «sich offenbarenden Gott» mit dem Bild, das wir uns heute davon machen, wie der uns überlegene Geist in uns sich dem menschlichen Ich mitteilen kann. Wir bezeichnen diesen Vorgang, den die Alten «Offenbarung» nannten, als Ergebnis des innerpsychischen Informationsstromes vom Selbst zum Ich. Die archaisch-mythische Projektion dieses innerpsychischen Informationsstromes in ein von außen her in den Menschen hineinfließendes Ereignis wird damit zurückgenommen.

{130} Die Übertragung der Gottesvorstellung in der archaisch-mythischen Zeit in ein zeitgemäßes Weltbild hat eine Konsequenz von nicht zu unterschätzender Tragweite: jetzt ist nämlich der Mensch - allerdings bloß in seiner ihm kaum be-

wusst zu machenden Tiefendimension! - Träger des Göttlichen. Im Weltbild der Alten war der Mensch «Fleisch», im Gegensatz zu Gott, der «Geist» war. Die einstige Trennung zwischen «Gott» und «Mensch» ist heute die Unterscheidung zwischen dem Ich-Bewusstsein und dem uns unbewussten schöpferischen Grund. Der Mensch, der etwas vom Göttlichen erfahren will, muss sich also seinem Urgrund öffnen. Was früher «Mensch» hieß, heißt heute «Ich» und meint den Bereich, der unserem bewussten Tun und Lassen zur Verfügung steht. Ein positivistisch geprägter Mensch schätzt diesen Ich-Bereich als riesengroß, ja prinzipiell unendlich ein, während der archaisch-mythisch und der wirklich zeitgemäß denkende Mensch sich darin einig sind, dass der uns unbewusste und unverfügbare Bereich immer unergründbar groß bleiben wird.

{131} Man könnte sich fragen, mit welchem Namen wir «Gott» in einem zeitgemäßen Weltbild nennen sollten. Um archaisch-mythischen Vorstellungen konkretistischer Art auszuweichen, brauche ich vorwiegend das Du. Damit versuche ich zum Ausdruck zu bringen, dass es dem Menschen möglich ist, zu seinem schöpferischen Grund und dem ihn allenthalben umgebenden weltschöpferischen Geist ein Stück weit in eine persönliche Beziehung zu kommen. Die Ich-DU-Beziehung ist möglich. Natürlich bleibt dieses du immer auch ein großes Stück weit ein un-verstehbares ES. Dieses ES wurde in der lutherischen Theologie der «ferne Gott» genannt, während das Du der «nahe Gott» war. Um die Beziehung zum du von unseren menschlichen Beziehungen abzuheben, verwende ich zwei Großbuchstaben: Du. Auf diese Weise hoffe ich auch deutlich zu machen, wie unsere Du-Beziehungen und die DU-Beziehung nicht voneinander getrennt werden können, wenn sie auch ein Stück weit zu unterscheiden sind. Wir stoßen hier an die Grenze des sprachlich Sagbaren.

{132} Den «Gott in mir» (den «sich offenbarenden Gott» der Alten) nenne ich hier manchmal das innerste du, und den «Gott außerhalb meiner» das äußerste du. Ich verwende die äußerste Steigerungsform, um deutlich zu machen, dass es sich hier um eine Grenzerfahrung handelt. Manchmal sage ich auch einfach un-differenziert: das unendliche du.

{133} Zum Dritten wollen wir nun noch der Veränderung nachspüren, die das Wort «Welt» bei der Übertragung vom archaisch-mythischen ins zeitgemäße Weltbild erfährt. Es ist äußerst wichtig, deutlich zu erfassen, dass der Begriff «Welt» dabei eine sehr andere Bedeutung bekommt! Leider machen sich das viele Leute zu wenig klar. Wir müssen uns aber bewusst machen, dass das spätarchaische Weltbild auf dem Gegensatz von «Gott» und «Welt» aufgebaut ist. Diese beiden Größen sind zusammen die beiden Aspekte des Alls. Dieses besteht nicht nur aus einem Diesseits, sondern auch aus einem Jenseits. So wie Welle und Korpuskel die beiden Aspekte eines Atoms sind oder Geist und Materie die beiden Aspekte des Menschen, so sind Gott und Welt zusammen das Ganze alles dessen, was ist. Im

archaischen Weltbild ist also die Welt der Gegenpol Gottes. Wenn nun im Laufe der Entwicklung Gott immer mehr zu einer rein geistigen Größe wurde, wurde dadurch die Welt immer mehr als materiell gedacht. «Welt» und «Materie» rückten einander immer näher. Wenn wir nun noch die moralische Seite mit einbeziehen, dann haben wir die bekannte spätarchaische Zweiteilung in den «guten Gott» und die «böse Welt». Die «Welt» ist dann plötzlich etwas nur Materielles, Geistloses, Vergängliches, Sündiges -kurz: die sog. «gefallene Schöpfung», die, fern von Gott, zum Untergang verurteilt ist.

{134} Als dann darüber hinaus teilweise die Materie noch mit «mater» (= Mutter) in Zusammenhang gebracht und der Mann als «geistiges Wesen» betrachtet wurde, kam es zur katastrophalen Überordnung des Mannes über die «Natur» (= Frau, «Frau Welt», Sexualität), zur Verfehlung der Frau, ihrer Herabwürdigung, den Hexenverfolgungen usw., die unsere Geschichte sehr unrühmlich belasten, und die Frau wurde zur fe-mina, was dann so gedeutet wurde: «fe» komme von «fides» (= Glaube) - der Rest ist klar: die Frau - eine «Minusvariante» des Gläubigen, minderwertig, aus einer krummen Rippe Adams gemacht... Zugleich damit, dass auch die Natur bloß als Materie betrachtet wurde, machte dann der Mensch der positivistischen Ära unbedenklich Eingriffe in die ökologische Struktur unseres Planeten; das biblische «Macht euch die Erde Untertan» setzte er in die Tat um, ohne sich der Verantwortung gegenüber Gott im Klaren zu sein (denn der positivistische Mensch war nur vor sich selber verantwortlich).

{135} Im spätarchaischen Weltbild hat das Wort «Welt» meist eine leicht missliche Klangfarbe. Die «Welt» ist immer in Gefahr, von Gott abzufallen, böse und schlecht zu werden, und insofern auch der Mensch ein «Kind dieser Welt» ist, lauert ihm überall die Sünde auf. Die Welt als der Gegenpol zu Gott ist stets geneigt, sich von ihrem Schöpfer loszusagen.

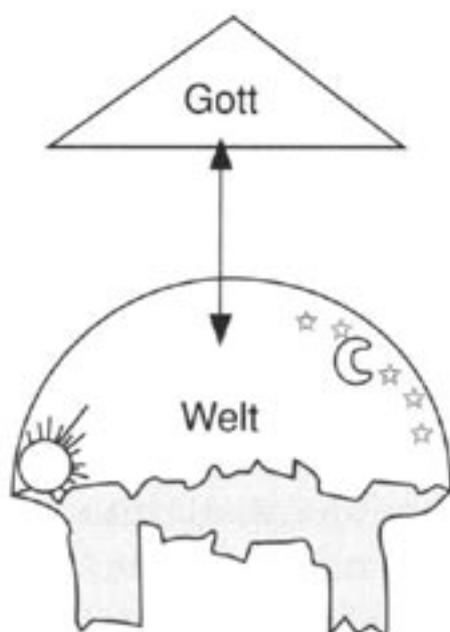
{136} Dieses Welt- und Menschenbild prägt uns heute immer noch viel tiefer, als wir oft zugeben! Sofern wir im archaischen Welt- und Menschenbild verharren, müssen wir stets vor den negativen Folgen des archaischen Verständnisses von «Welt» auf der Hut sein. Prüfen wir uns einmal, was wir wirklich meinen, wenn wir sagen: «Diese Welt...»! Die meisten Menschen heute verschmieren dabei das archaische mit dem zeitgemäßen Weltbild. Einerseits leben sie im modernen Weltbild; andererseits vermischen sie es mit archaischen Relikten; einerseits fassen sie die Welt als die Gesamtheit des Kosmos auf; andererseits soll sie doch nur «Materie» sein.

{137} Wenn wir versuchen, hier Klarheit zu gewinnen, fragen wir zuerst am besten, was denn im spätarchaischen Welt- und Menschenbild in den Begriff «Welt» hineinprojiziert worden sei. «Welt» war, wie wir gesehen haben, der Gegenpol zu Gott. Im neuen Weltbild aber, wo wir die Projektion unserer inneren

Führungsinstantz in unser Inneres zurückholen, ist Gott das unendliche du, von dem wir von innen her ergriffen werden, und der Gegenpol zu diesem du ist unser Ich. Was einst «Welt» hieß, ist heute das Ich. Die Eigenschaften, die die Alten auf die «Welt» projizierten, sind die Eigenschaften des Ichs: Unser Ich, betraut mit dem königlichen Auftrag, sich das Leben und die Erde Untertan zu machen, gleichzeitig aber dem stillen inneren Rufen Gottes gegenüber ein offenes Ohr zu haben - dieses unser Ich ist stets in der Gefahr, sich vom unendlichen du loszukoppeln und sich selbstherrlich als sein eigener letzter Meister aufzuführen. Die Gefahr eines areligiösen Lebensstiles ist die Kehrseite unseres Herrschaftsauftrages; sie gehört zum Menschen, dessen Ich die Freiheit hat, sich zu verrennen und zu verirren. Der weise, unermesslich reiche König Salomo, ein Fürst des Friedens und der Gerechtigkeit, wird nur allzu bald auch zum armen König Salomo, dessen Reich leer ist und dessen Städte tot sind, und er selber wird heimgesucht vom Gefühl einer absoluten Sinnlosigkeit des Lebens. Je stolzer unser Ich auf sein Können ist, desto eher droht ihm die Gefahr, sich vom unendlichen du abzutrennen und computerhaft nur noch aus sich selber leben zu wollen: alles ist vom Ich vorprogrammiert. Warnrufe aus dem Unbewussten, wie etwa eine innere Unruhe, Nervosität, schlechte Träume, vegetative Beschwerden und unnötige Konflikte wegen gereizter Stimmung (etwa in der eigenen Familie!) werden großwahnstinnig in den Wind geschlagen; denn - heißt es - das «dumme Unbewusste» hat sich dem König «Ich» zu beugen.

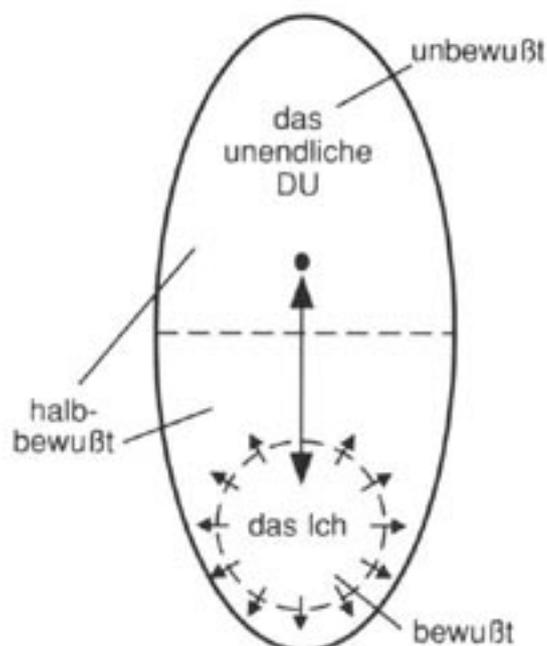
{138} Zum Schluss dieses Kapitels sage ich noch etwas zur Beziehung zwischen «Gott» und «Welt» und ihrer Übertragung ins zeitgemäße Weltbild. Ich beginne mit einer Skizze:

Archaisches Weltbild



Zeitgemäßes Weltbild

(das tiefenpsychologische Modell unserer menschlichen Psyche)



Der Bereich dessen, was wir bewußt erleben können, dehnt sich im Laufe des Lebens aus. Eine vertiefte Bewußtwerdung führt zu einer religiösen Einstellung oder Grundhaltung.

{139} Die beiden Pole des archaischen Weltbildes waren Himmel und Erde, Gott und Welt, Geist und Materie, Jenseits und Diesseits. Die beiden Pole des neuen Weltbildes sind für uns Menschen im existenziellen Sinne das uns Unbewusste und das, was wir wissen und können, was wir im Gri haben und worüber wir verfügen, also das uns Bewusste. Das Bewusste ist der Bereich des Ichs, und das uns Unbewusste im Menschen ist zentriert im unendlichen du (bzw. im unergründlichen ES). Das neue Diesseits ist das Ich und seine ihm zur Verfügung stehende Welt, und das neue Jenseits ist das uns nicht Bekannte, das Unbewusste (was der weitaus größere Teil ist). Der Mensch als ganzer ist für uns zum größten Teil etwas Unbekanntes; wir bilden uns vielleicht ein, wir würden uns kennen; aber die Wahrheit ist, dass wir fast nichts von uns wissen. So ist der Bereich des Ichs der weitaus kleinere gegenüber dem Bereich des Unbekannten oder Unbewussten. Dieser Sachverhalt spiegelt sich in der archaischen Ansicht, wonach Gott viel größer sei als der Mensch: «So viel wie der Himmel höher ist als die Erde, sind Gottes Wege höher als des Menschen Wege...»

{140} Was archaisch «Welt» hieß, ist heute also das vom Ich Gemachte, unsere «Menschenwelt». Dass diese Welt tendenziell von der Selbstüberschätzung des Ichs geprägt ist und darum immer in der Gefahr, vom rechten Wege abzukommen, wird niemand bestreiten, der auch nur einen kurzen Blick auf unsere weltpolitische Lage oder die ökologischen Probleme geworfen hat. Alle unsere großen Probleme rühren wirklich nur daher, dass wir nicht recht in der Lage sind, die feinen Regungen unseres inneren Jenseits zu beachten! Die Schöpfung hat einige Milliarden Jahre überlebt und sich auf unserem Planeten sogar fortwährend weiter entfaltet; also ist in ihr ein uns unbekanntes Wissen darum vorhanden, wie man sich evolutionsgemäß verhalten muss. Dieses Wissen ist im unendlichen du gespeichert und kann von uns erspürt und erahnt werden, wenn wir den «geistlichen» (= zum du hin offenen) und nicht den «fleischlichen» (= ichhaften) Weg beschreiten. Der ichhafte Weg der Selbstherrlichkeit des Ichs ist die religiöse Ursünde des Menschen, der wir alle immer wieder verfallen. Diese Ichbezogenheit nennt Paulus in der Bibel «im Fleische leben», «weltlich gesinnt sein». «Aus dem Glauben = geistlich leben» heißt in unseren heutigen Worten: «offen sein dem unendlichen du gegenüber».

{141} In meiner Darstellung wählte ich das Symbol der Ellipse, weil im besten Fall das unendliche du, das Zentrum des Unbewussten, und das Ich, das Zentrum des Bewussten, einander polar zugeordnet sind, sodass sie sich gegenseitig unterstützen. Dann ist der Mensch und die Welt, die er sich macht, gesund und heil. Meist aber ist dies nicht der Fall, und Ich und du sind gegen einander abgekapstelt und stehen sich wie zwei Festungstürme feindselig gegenüber. Der Leser mag meditieren, welches Bild für ihn selber zutrifft, das der beiden Türme oder das der Ellipse (das, wie mir scheint, oft nur ein schöner Wunschtraum ist, der aber eine große Begeisterungskraft besitzt und vieles heilen kann).

{142} Das Bild der Ellipse stellt die Seele eines Menschen dar, den man früher einen «Heiligen» genannt hat, der in inniger Gemeinschaft mit seinem Gott lebt. Es gibt auch heute noch solche Heilige, die ihr Leben in großer Bescheidenheit nach dem unendlichen du ausrichten; aber sie werden von den verblendeten Menschen (archaisch: «von dieser Welt») ebenso wenig erkannt, wie dies früher der Fall war... Die Meditation des Bildes der Ellipse hat heilende Wirkung, wie jeder an sich selber erfahren kann.

{143} Ich möchte hier - als Bemerkung in Klammern - noch eine andere Optik einfügen: Die Bezeichnung «du» für die Mitte des Unbewussten zeigt, dass wir die ganze Sache vom Ich her darstellen. Wer den Menschen von außen her betrachtet, findet den Beitrag des Ichs zum Ganzen des Lebens eher gering; er kann dieses du im Zentrum des Menschen mit ICH benennen. Dieses hier «du» genannte «Wesen» kann sich uns auch als das UR-ICH vorstellen, wie wir z. B. in den Berufungsgeschichten der Propheten sehen, wo es immer heißt: «ICH, der Herr,

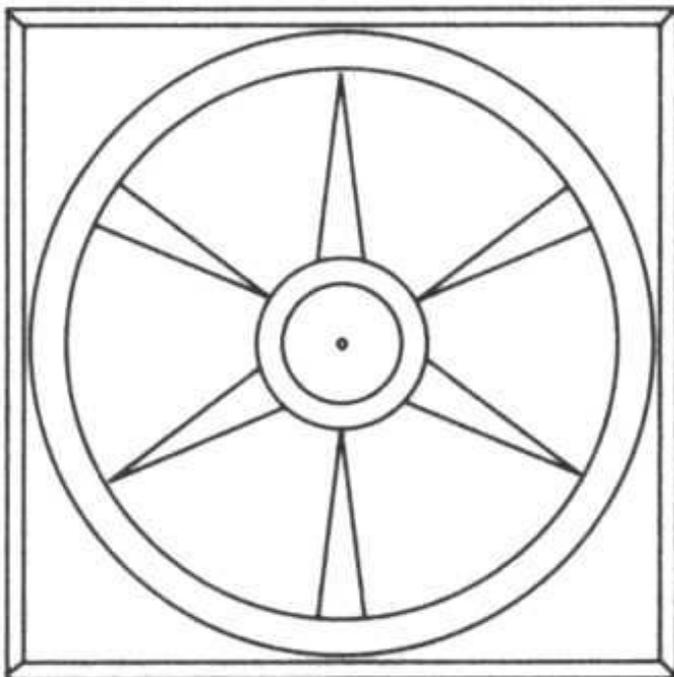
sage dir: <Gehe hin und... >» Dieses UR-ICH ist viel älter als unser kleines Ich. Bevor es auf Erden ein Bewusstsein gab, war dieses UR-ICH der Alleinherrscher in einem Lebewesen. Unser Ich ist eine Spätschöpfung der Evolution, eine Filiale (von «filius» = Sohn) des Ur-ICHs. Wer sein Unbewusstes ernst nimmt, lernt sein Leben immer besser mit den Augen dieses UR-ICHs zu betrachten (archaisch: mit den Augen Gottes). Wer sich auf sein Unbewusstes wirklich einlässt, spürt immer besser, wie ihn von innen her, aus tiefster Vergangenheit und fernster Zukunft, etwas anblickt, das als ICH «du» zu uns sagt. Ein gereifter Mensch kann sich als du des UR-ICHs ansehen. Der «fleischliche» Mensch hingegen identifiziert sich mit seinem Ich und seiner Ideologie, an der nicht gerüttelt werden darf, will nur sein Ich wahrhaben und mauert sich darin ein.

{144} Was ich soeben mit dem Symbol der zweipoligen Ellipse über die fruchtbare Beziehung zwischen dem Ich und dem unendlichen du darzustellen versucht habe, kommt im bekannten Gebet des berühmten Schweizers aus dem ausgehenden Mittelalter, Niklaus von Flüe, zur Sprache:

{145} «Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir,
was mich hindert zu dir.

Mein Herr und mein Gott, gib alles mir,
was mich führet zu dir.

Mein Herr und mein Gott, o nimm mich mir
und gib mich ganz zu Eigen dir.»



{146} Die gegenseitige Durchdringung von Ich und Du in einem guten, im «Heiligen» Geiste, sah Bruder Klaus auch in einem Wagenrad symbolisiert, mit dem er als Bauer täglich - bis zu seinem 50. Lebensjahr - zu tun gehabt hatte und das sein einziges «Lesebuch» war (er war des Lesens und Schreibens nicht mächtig, meditierte aber täglich über dem Bild des Rades). In diesem Rad fand er seine ihn tragende Mitte in der Nabe dargestellt. Gott, das unendliche du, strahlte vom Zentrum in drei ausgehenden Speichen nach außen, in diese Welt hinein, zum Ich, dem äußeren Kreis, der sich wie die Erde um die Sonne dreht. Das Du im Zentrum, das Ich an der Peripherie. Von dort her strahlt es in drei nach innen weisenden Speichen zurück. So ergibt sich im Kreisen des Lebensrades ein ewiges Hin und Her zwischen Gott und Mensch, zwischen Sonne und Erde, deren Gravitationsfeld durch eine intensive Kommunikation belebt wird. «Hin zur Mitte - aus der Mitte» heißt der Pulsschlag dieses Heiligenlebens, in welchem sich die göttliche Gnade und die ihr antwortenden menschlichen Werke die Waage halten. «Ein - aus»: das ist der Atem des Geistes für Bruder Klaus.

{147} «Gott ist in der Mitte.

Alles in uns schweige

und sich innigst vor ihm beuge.

Du durchdringest alles;

lass dein schönstes Lichte,

Herr, berühren mein Gesichte.

Wie die zarten Blumen

willig sich entfalten

und der Sonne stille halten,

lass mich so, still und froh,

deine Strahlen fassen und dich wirken lassen.»

(Gerhard Tersteegen, evang. Mystiker, 1697-1769)

{148} Dieses Bild von der Blume, welche der Sonne stillehält, lässt sich wirksam meditieren, indem man sich ganz entspannt hinlegt und sich in der Fantasie in eine solche Blume in der Sonne verwandelt. Dabei wird unser Leib ganz von Wärme erfüllt und der ganze Mensch von warmer Liebe durchströmt; so fließt ein lebenbringender Strom aus der Mitte zum Ich, und das Ich fühlt sich nach einiger Zeit mit erneuerten Kräften begabt. Die Beziehung zwischen Ich und du wird fruchtbar. Die «Ich-Selbst-Achse» wird belebt. Im Vergleich mit einem Multi-Konzern lässt sich die Stellung unseres Ichs innerhalb der Gesamtpersönlichkeit etwa so darstellen: Das Ich ist die Filiale (von «filius» = Sohn) «Schweiz» innerhalb des Weltkonzerns. Die Filiale vertritt den Weltkonzern innerhalb ihres Gebietes. Sie muss sich bemühen, diese Aufgabe einerseits selbstständig, andererseits aber in Übereinstimmung mit der Weltkonzern-Zentrale zu erfüllen. Das

ist nicht immer einfach. Die Gefahr ist groß, dass sich die Filiale immer wieder «abzunabeln» versucht und auf «eigene Rechnung» wirtschaften will, besonders dann, wenn ihr die Direktiven aus der Konzernzentrale nicht sofort einleuchten. Die Zentrale umgekehrt ist auf eine gewisse Eigen-Initiative der Filiale angewiesen, kann aber nicht dulden, dass diese aus dem Rahmen des Gesamtprogrammes herausfällt. Auch hier ist das gute Einvernehmen zwischen Zentrale und Filiale, eine offene Kommunikation, wo man aufeinander hört, die Hauptsache.

{149} Im positivistischen Zeitalter ist uns unsere Macht, die Macht des Ichs, zu sehr in den Kopf gestiegen; die Tiefenpsychologie rückt uns den Kopf wieder zurecht. Sie beweist uns, dass der Mensch von Natur aus religiös, d. h. auf ein Größeres und ihm Überlegenes bezogen, leben sollte. Seelische Krankheiten rühren ja daher, dass das Ich und das unendliche du kein elliptisches System mehr bilden, wo das Bewusste und das Unbewusste einander fruchtbar ergänzen. Im seelisch kranken Menschen und in kranken Beziehungen wird der gesunde Kommunikationsfluss durch andauernde Missverständnisse und Fehlinterpretationen zu einem Teufelskreis, wo alle Befehle und feed-backs falsch ankommen und zu Kurzschlüssen führen - dann herrscht eben der Teufel, der Diabolos, der Verwirrer, der Kraut und Rüben durcheinander wirft und sich vielleicht freut, wenn das Chaos immer größer und das Wunder des Lebens zerstört wird.

{150} Wer gegen sein tieferes Wesen verstellt ist, ersetzt die lebendige Beziehung zum unendlichen du durch den Glauben an eine Ideologie. Die Ideologie ist für mich ein Glaube, der sich völlig innerhalb des Ich-Bereiches befindet. Eine Ideologie ist ein Kollektivglaube, in welchem eigene Tiefenerfahrungen nicht erwünscht sind, weil sie die orthodoxe Ansicht, an der nicht gerüttelt werden darf, in Frage stellen könnten. Ein ideologisches System ist nicht offen für neue Erfahrungen und Neuanpassungen an das Leben; ein ideologisches System ist ein für alle Male festgegossen. Einem ideologischen System liegt zwar meistens eine sehr wertvolle Erfahrung zu Grunde, vielleicht sogar ein Einfall, der den Namen «Offenbarung» verdient. Aber dadurch, dass dieser rettende Einfall einzementiert wurde, wurde er dem Leben immer mehr entfremdet, und zuletzt steht er als erratic Block lebensfern in der Landschaft: einst eine Offenbarung, heute nur noch eine Ideologie, deren Anhänger ihre Weisheit nun durch Fanatismus wettzumachen suchen. Typische Ideologien sind etwa der marxistisch-leninistische Glaube, der Fundamentalismus im Islam und im Christentum, aber auch eine «persönliche Lebensphilosophie», die sich einer unter bestimmten Umständen einmal zugelegt hat und von der er nun kein Jota mehr abweichen will.

{151} Ein echter Glaube ist - im Gegensatz zur starren Ideologie - immer im Fluss, immer im Werden. Die Ideologie ist ichhaft, ichzentriert, während der Glaube vom lebendigen Austausch zwischen Ich und du lebt. Wer sich einer

Ideologie unterstellt, wird berechenbar und manipulierbar, weil jede Ideologie ein durchschaubares rationales System ist, währenddem uns der Glaube helfen sollte, eine fruchtbare Beziehung zwischen Ich und du aufzubauen. Deshalb ist eine diktatorische Kirche der größte nur denkbare Widerspruch in sich selbst; eine Ideologie aber braucht notwendigerweise eine Diktatur, um alles über denselben Leisten schlagen zu können (die griechische Mythologie hat dafür die Geschichte vom Prokrustes-Bett geschaffen, in das alle gezwängt werden: Wer zu groß ist, wird verkürzt, wer zu klein ist, gestreckt - so einfach geht das!). Dass der christliche Glaube oft zur Ideologie und die christliche Kirche oft zur Diktatur entartet ist, kann leider nicht bestritten werden. Alles, auch das Schönste, kann versteinern. Darum formulierten die Reformatoren: «Ecclesia semper reformanda» (die Kirche muss fortwährend erneuert werden). Wenn diese Erneuerung aber nicht aus der Tiefe geschieht, entartet sie zur bloß modischen Neuerungssucht oder zur barbarischen Kulturrevolution Mao Tse Tungs. Ohne lebendige Beziehung zum du versteinert das Ich unser Leben.

{152} Damit der Leser das bisher Dargelegte nochmals durchdenken kann, habe ich die folgende Tabelle entworfen (die langsam gelesen sein will):

(Spät-) Archaisches Weltbild	Zeitgemäßes Weltbild
DAS DIESSEITS	DAS BEWUSSTE
Mensch, Welt (irdisch, vergänglich, gottfern, sündig)	Ich, das vom Ich Gemachte (ideologisch verkalkt, unoriginell, ohne Verbindung zur schöpferischen Tiefe)
Entstehung der Welt durch den Schöpfer	Entstehung von Neuem durch schöpferische Impulse
Materie (Gegensatz zu Geist)	ein Computer-Ich und dessen Welt
Gebet, Beziehung des Menschen zu Gott	eine fruchtbare und lebendige Beziehung zwischen dem Ich und dem unendlichen DU
fleischlich und weltlich leben	nur das beachten, was ich «im Kopf» habe, ichhaft leben, die eigene Ideologie (auch die fromme) über das wirkliche Leben stellen
das Leben und Treiben dieser Welt	ein Leben im Verfügbaren, total vom Ich abgesichert, gegen alle Überraschungen gefeit

(Spät-) Archaisches Weltbild

DAS JENSEITS

Gott (der nahe oder ferne)
der sich offenbarende Gott
der Schöpfergott
Himmel und Hölle als Mächte

göttliche Offenbarungen

Einflüsterungen des Teufels
Feen, Hexen, gute und böse Geister

Wundergeschichten
Unterscheidung der Geister

Jesus von Nazareth
Jesus als «wahrer Mensch» (dogmatisch!)

Christus als «wahrer Gott» (dogmatisch!)

Jesus Christus

der Heilige Geist

geistlich leben (oft asketisch mißverstanden!)

Zeitgemäßes Weltbild

DAS UNBEWUSSTE

das unendliche DU oder unergründliche ES

Gott als «innerstes DU»
Gott als «äußerstes DU»

die schöpferischen und zerstörerischen Seiten des Unbewussten

Einfälle von größter Bedeutung, für einen persönlich, sowie für viele andere Menschen auch

Versuchungen, störende Komplexe

Kräfte und Mächte im menschlichen Unbewussten, die früher nach außen projiziert wurden

Symbole für heilende Wirkungen

Unterscheidung zwischen schöpferischen und zerstörerischen Kräften (ist heute wenig entwickelt!)

der sog. «historische Jesus»

Jesus als Symbol für ein menschliches Ich mit all seinen positiven und negativen Möglichkeiten (wobei die negativen meist weggelassen werden!)

Jesus als Symbol für den «vollkommenen Menschen», der vollendet mit dem innersten DU in Übereinstimmung lebt, so daß er mit Paulus sagen könnte: «Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus (= Gott) lebt in mir» (Gal. 2,20).

Symbol des echt religiösen Lebens, wo das Ich und das unendliche DU («unvermischt und ungeschieden») geheimnisvoll miteinander in Harmonie vereint sind. Man könnte, «Jesus Christus» das «christliche Koan» nennen - ein rational unlösbarer Meditationsgegenstand: Ich-DU, DU-Ich (vgl. das Rad von Bruder Klaus)

der Geist aus der Tiefe, der uns zum Einklang mit unserem tieferen Wesen und die Menschenwelt zum Frieden bringt

Winke des DU beachten, das Unverfügbare zulassen, aus der Beziehung zur Transzendenz leben, grundsätzlich offen sein

{153} Die Geschichten über Ereignisse im archaisch verstandenen Jenseits geben uns Aufschluss über Vorgänge im menschlichen Unbewussten. Wer sie als Bilderbuch seiner Seele zu deuten weiß, wird über sich selber viel Wertvolles in ihnen entdecken können. Aber man muss sich Zeit nehmen, diese Bilder in die eigene Tiefe sinken und sie von dort aufsteigen zu lassen. Man kann diese Geschichten nicht rein rational begreifen. Wir müssen uns vielmehr von ihnen ergreifen lassen.

{154} Ob es möglich ist, sich von Mythen persönlich ergreifen zu lassen, wird der nun folgende «praktische Teil» dieses Buches zeigen müssen. Das Vorspiel soll dem Leser einen ersten Zugang dazu eröffnen. Hiermit ist die mehr theoretisch gehaltene Einleitung abgeschlossen.

Vorspiel: Drei biblische Mythen neu gedeutet

{155} Nach den mehr erkenntnistheoretisch-grundsätzlichen Ausführungen soll nun die Anwendung der gewonnenen Grundsätze erfolgen. Es werden drei Mythen aus der Bibel neu interpretiert; das soll ein kurzer «Probegalopp» vor dem großen Hauptkapitel dieses Buches, der Auslegung des Apostolicums, sein, und gleichzeitig kann bisher Gesagtes noch ein wenig verdeutlicht und andererseits einiges aus dem Hauptkapitel bereits vorweggenommen werden.

Der Mythos vom «Sehen» des Propheten Elisa (2. Kön. 6) als symbolische Darstellung für das «innere Sehen» der göttlichen Hilfe in Zeiten der Not

{156} Der archaische Mensch hat deutlich unterschieden zwischen zwei Weisen des «Sehens». Er war ein scharfer Beobachter seiner Umgebung und prägte sich hunderterlei Einzelheiten ein, über die wir abstrakt Gebildeten hinwegsehen. Diese Art des Sehens nannte er das «Sehen mit den Augen des Leibes». Diesem Sehen stand das «Sehen mit den Augen der Seele» gegenüber. Wir würden dies heute als ein «inneres Sehen» bezeichnen, eine Schau innerer Bilder, wie sie etwa in Kursen über «aktive Imagination» oder «katathymes Bild-Erleben» geübt wird. Unsere Kinder pflegen diese innere Schau noch ganz selbstverständlich. Meine Kinder nannten dies: «Bildli luege». Der archaische Mensch hat diese innere Schau häufiger vollzogen als wir heute. Er trug seinen eigenen «Fernseher» unsichtbar in sich. Ihm war weniger langweilig als unseren Zeitgenossen, wenn nichts «läuft», weil er gewohnt war, nach innen zu blicken. Seine Tagträume trugen ihn ins ferne Reich der Seele, das ihm auf diese Weise nahe kam.

{157} Zu diesem «inneren Sehen» möchte ich anhand einer Geschichte aus dem Alten Testament einiges ausführen.

{158} Es geht um eine so genannte Wundergeschichte, die in 2. Kön. 6,15-17 vom Propheten Elisa berichtet wird. Der Feind des Volkes Israel - diesmal war es der König von Syrien - versuchte, des israelitischen Propheten Elisa habhaft zu werden, um den Krieg endlich zu seinen Gunsten entscheiden zu können. Elisa hatte ihm nämlich bisher mit seinen hellseherischen Fähigkeiten stets alle Attacken zunichte gemacht, und der Grund dieser militärischen Fehlschläge war dem König von Syrien bekannt geworden. Also musste er versuchen, den Gottesmann aus Israel zu fangen, und wenn dieser erst einmal unschädlich gemacht wäre, stünde dem Erfolg des Königs nichts mehr im Wege.

{159} Nun erfährt der König von Syrien, dass sich Elisa gerade mit seinem Diener im Städtchen Dothan nahe der syrischen Grenze aufhält. Er lässt dieses in der Nacht mit einer großen Streitmacht, mit modernsten Waffen, Ross und Wagen, ganz umzingeln, sodass jegliches Entweichen unmöglich werden sollte.

Beim Morgengrauen erwacht Elisa, schaut zum Fenster hinaus - und sieht sich von den Feinden umringt. Sein Diener bekommt Angst und sagt: «Wehe, Herr, was wollen wir nun machen?» Elisa antwortet: «Fürchte dich nicht! Denn derer, die bei uns sind, sind mehr, als derer, die bei ihnen sind.» Und Elisa betet: «O Herr, öffne ihm doch die Augen, dass ersieht!» Die biblische Geschichte fährt fort (2. Kön. 6,18-23):

{160} «Und Elisa betete: O Herr, öffne ihm doch die Augen, dass er sieht! Und Gott öffnete dem Diener die Augen, und er sah: da war der Berg rings um Elisa her voll feuriger Rosse und Wagen. Und als die Feinde gegen ihn herankamen, betete Elisa zum Herrn: Schlage doch dieses Volk mit Blindheit! Und er schlug sie mit Blindheit nach dem Worte Elisas. Elisa aber sprach zu ihnen: Dies ist nicht der rechte Weg und nicht die rechte Stadt. Folgt mir, ich will euch zu dem Manne führen, den ihr sucht. Und er führte sie nach Samaria. Als sie nach Samaria hineingekommen waren, sprach Elisa: Herr, öffne diesen die Augen, dass sie sehen. Und der Herr öffnete ihnen die Augen, und sie sahen: da waren sie mitten in Samaria. Sowie der König von Israel sie erblickte, sprach er zu Elisa: Mein Vater, soll ich sie erschlagen? Er antwortete: Erschlage sie nicht! Erschlägst du die, welche du nicht mit Schwert und Bogen gefangen hast? Setze ihnen Speise und Wasser vor, dass sie essen und trinken, und dann lass sie zu ihrem Herrn ziehen. Da ließ er ein großes Mahl für sie bereiten, und als sie gegessen und getrunken hatten, entließ er sie, und sie zogen zu ihrem Herrn. Von da an kamen die Streifscharen der Syrer nicht mehr ins Land Israels.»

{161} Für einen Positivisten ist diese Geschichte völlig unglaubwürdig - und sie bleibt es, wenn wir sie nicht symbolisch verstehen. Ein Positivist würde wohl spotten: «Das syrische Heer hat von den frommen Einbildungen des Gottesmannes aus Israel sicherlich nichts gemerkt; darum wäre Elisa besser abgehauen, solange es noch dämmerig war!»

{162} Vielleicht aber war gerade die «Dämmerstunde» nicht nur eine Zeit frommer Einbildungen, sondern die Stunde, in der es dem Diener Elisas auch innerlich «gedämmt» hat, wo er aufgewacht ist zu einer klaren Erkenntnis, nämlich zur Kernaussage dieses mythischen Textes: dass dem Menschen in aussichtsloser Lage, wenn er nur auf Gott vertraut, neue Kräfte zuwachsen, die ihn neu beflügeln, sodass er seine Not abzuwenden vermag. Georg Neumark hat es im bekannten Kirchenlied schöner gesagt:

{163} «Wer nur den lieben Gott lässt walten
und hoffet auf ihn alle Zeit,
den wird er wunderbar erhalten
in aller Not und Traurigkeit.»

{164} Was uns Heutigen den Genuss bei der Lektüre dieser mythisch geprägten Geschichte aus dem Alten Testament ein wenig trübt, ist unsere objektivistische Einstellung, dass wir das Ganze nicht einfach nur als eine symbolische Schilderung betrachten können, sondern dass wir nach der äußeren Realität fragen, wie dies oben in der spöttischen Frage zum Vorschein kommt. Nach dem archaischen Verständnis waren die feurigen Rosse und Wagen, die himmlischen Heerscharen des Jahwe Zebaoth, nicht nur im Gesicht, in der inneren Schau Elisas und des Dieners, sondern auch in der äußeren Realität vorhanden. Uns heute stört diese Vermengung der inneren mit der äußeren Realität. Wenn wir den Vorgang der Mutation in der Auffassung des Religiösen, das Zurückholen der Projektionen, aber wirklich nachvollzogen haben, dann stört uns diese Vermischung der inneren mit der äußeren Wirklichkeit nicht mehr; im Gegenteil: wir freuen uns immer, wenn wir wieder ein Symbol für eine innere Wahrheit gefunden haben, weil wir damit auch uns selber wieder ein wenig mehr gefunden haben! Denn auch für uns heute ist es immer noch eine Erlösung, wenn uns in aussichtsloser Lage neue Kräfte zuwachsen, dank denen wir mit einer schwierigen Lage auf ganz unerwartete Weise fertig werden können. - Gita Mallasz spricht darum heute noch von «Engeln», wenn sie beschreibt, wie ihr und ihren Freunden in den Gräueln der Gefangenschaft unter den Nazis Vertrauen ins Sein zugewachsen ist. Kein Mensch kann erklären, wie so etwas Paradoxes möglich ist! - Psalm 23 berichtet von derselben Erfahrung: «Und wenn ich auch wandern muss im finsternen Tal - du bist bei mir und tröstest mich». - Oder wir erinnern uns einer anderen biblischen Szene, der Situation, als das Volk Israel vor dem Pharao auf der Flucht war: Vorne das Meer und hinten die Verfolger mit Ross und Wagen. Als das Volk zu jammern begann, tröstete es Moses: «Fürchtet euch nicht! Haltet stand, so werdet ihr sehen, wie der Herr euch heute helfen wird... Der Herr wird für euch streiten, seid ihr nur stille!» (2. Mose 14,13. 14). - Oder denken wir an Situationen aus dem letzten Krieg, als Verwundetentransporte unter Beschuss genommen wurden. Unter der Todesgefahr war es Schwerverwundeten möglich, in Deckung zu rennen, auch wenn sie sonst kein Glied rühren konnten. - In Ausnahmezuständen wachsen uns übernatürliche Kräfte zu. Wir müssen nur darauf vertrauen; dann wird uns die Angst nicht lähmen, sondern beflügeln. - Ich denke auch an viele Hinterbliebene, die mit der Leere nicht zurande kamen, die der Tod eines geliebten Angehörigen ihnen gebracht hatte. In dieser ausweglosen Situation kommt ihnen oft eine Erscheinung des Verstorbenen mit liebevollen Worten zu Hilfe, dank der das psychische Loch wieder aufgefüllt wird (interessant ist bei solchen parapsychisch anmutenden Erlebnissen, dass sogar ein anwesender Hund darauf reagieren kann). - Es scheint so zu sein, wie es Psalm 121 in der wunderbaren Vertonung durch F. Mendelssohn sagt: «Der dich behütet, schläft nicht...» Und wenn es gar zum Tode gehen sollte, werden wir von inneren Bildern getröstet, wie ungezählte Berichte von Sterbeerlebnissen, die in den letzten Jahrzehnten gesam-

melt wurden, übereinstimmend zeigen (vgl. auch unten die Ausführungen zu: «... auferstanden von den Toten ...»). Ist es nicht eine erstaunliche Einrichtung, dass etwas Größeres und Starkes da ist in uns, das uns in Zeiten der Not gnädig führt? Durch das «innere Sehen» wird unser Gottvertrauen gestärkt. Es ist darum wichtig, dass wir in diesem Punkt von unseren Kindern lernen. Das «Bildli luege» öffnet uns den Weg zum tieferen Wesen, das uns im Leben und im Sterben viel sicherer zu führen weiß, als unser Ich das kann. Wenn wir es von den Kindern lernen, können wir uns das teure Kursgeld für Seminarien über katathymes Bilderleben sparen...

Der Mythos von der jungfräulichen Empfängnis als Symbol für die religiöse Einstellung des Menschen

{165} Der neutestamentliche Mythos von der jungfräulichen Empfängnis Jesu durch Maria, «die reine Magd», bereitet vielen Menschen Mühe. Was kann uns diese so oft missverstandene und dann unheilvolle Geschichte Sinnvolles erzählen? Vielleicht ist es gut, hier kurz in die Geschichte dieses Mythos zurückzublicken:

{166} Im Neuen Testament wird an zwei Stellen berichtet, dass Maria den Erlöser ohne die Mitwirkung eines Mannes empfangen habe, je am Anfang des Matthäus- und des Lukas-Evangeliums. Beide Male wird diese Geschichte archaisch-konkretistisch für wahr gehalten.

{167} Andere neutestamentliche Schriftsteller, wie etwa der Apostel Paulus oder die Verfasser des Markus- und des Johannes-Evangeliums, scheinen diesen Mythos nicht gekannt zu haben. In Joh. 1,45 wird Jesus im Munde eines Jüngers ganz selbstverständlich als «Sohn des Joseph» bezeichnet. Dieser Mythos scheint Ende des 1. Jh. in der christlichen Kirche noch nicht überall verbreitet gewesen zu sein. Am Anfang standen sich also zwei Traditionen über die Empfängnis Jesu gegenüber. Die eine berichtete von einer übernatürlichen Zeugung Jesu; die andere nahm selbstverständlich an, Jesus sei «natürlich» gezeugt und geboren worden.

{168} Im Laufe der Zeit gewann die Überlieferung von der übernatürlichen Zeugung ganz eindeutig die Oberhand. Wer den Mythos nicht symbolisch deuten möchte, ärgert sich wohl darüber, dass nicht die «realistische Darstellung» obsiegt habe. Der Mythos bringt bildhaft zur Sprache, dass Jesus das, was er eigentlich gewesen ist, nicht von seinem natürlichen Vater geerbt, sondern aus dem eigenen schöpferischen Ursprung geholt hat. Der Mythos wollte ursprünglich sagen: «Jesus hat einen unvergleichlichen <Vater> (geistlichen Lehrer), nämlich Gott selber.»

{169} Sehr bald aber wurde der Sinn dieses Mythos verschoben, indem nämlich das Hauptgewicht auf die Jungfräulichkeit gelegt wurde. Unter dem leib- und geschlechtsfeindlichen Einfluss der Manichäer in der christlichen Kirche verwendete man diesen Mythos immer mehr dazu, die Gläubigen zur Jungfräulichkeit, ja sogar Ehelosigkeit und sexuellen Askese überhaupt anzuhalten, wie die Predigten großer Kirchenväter (etwa des Ambrosius, Hieronymus und Augustinus) zeigen. Der Mythos wurde in diesem Sinne sogar noch weiter ausgebaut, indem nun gesagt wurde (seit dem 4. Jahrhundert), dass Maria eine «immer währende Jungfrau» gewesen sei, deren Leib auch durch die - schmerzlose! - Geburt Jesu in keiner Weise «befleckt» worden sei. Diese Erweiterung des Mythos ist in der symbolischen Deutung sinnvoll, als Aussage eines realen Geschehens in der Außenwelt aber natürlich ein Unsinn.

{170} Wir wollen nun versuchen, diese mythische Welt «zurückzuholen» und als ein Symbol für ein inneres Geschehen zu verstehen.

{171} Im Blick auf den Gottessohn sagt uns der Mythos: «Großes und Einmaliges, Unvergleichliches hat seinen Ursprung nicht im gewöhnlich Menschlichen, nicht im Ich-Bereich rationaler Konstruktionen, sondern in der Urtiefe der Schöpfung, in der Quelle des Lebens selbst, im unendlichen du, in Gott.» Das, was uns erlöst, ist immer ein Ein-Fall von «drüben», der sich dann einstellt, wenn das Ich am Ende seines Lateins angelangt ist und einfach nicht mehr weiter weiß. Oft beginnt ein Mensch dann zu beten: «O Gott, hilf du mir weiter!» Wenn das Flehen echt ist und das Ich sich nicht irgendeinen egoistischen Nutzen davon verspricht, dann fällt sehr oft der gnädige Einfall zu, und es geschehen dann sehr bedenkenswerte «Zu-Fälle», die zur Erlösung aus dem desolaten Zustand führen. Dieser Vorgang kommt im alten Weihnachtslied zur Sprache: «Welt ging verloren, Christ ist geboren ...»

{172} Die Errettung hat ihren Ursprung im Unbekannten, im Unverfügbaren, im Nicht-Ich, letztlich im unendlichen du, in Gott. Der rettende Einfall ist der mythische Gottessohn, der niemals einen «menschlichen Vater», niemals einen ichhaften Erzeuger haben kann, weil er der schöpferischen Tiefe der Evolution entspringt. Wenn nun ein Mensch mit seinem Leben als ganzem seinen Mitmenschen Rettung gebracht hat, dann wird zu Recht auf ihn der Mythos des rettenden Einfalles projiziert, und er wird zur Inkarnation des Erlösers. Der Mythos von der göttlichen Zeugung des Retters ist zu allen Zeiten immer wieder auf solche großen Helfergestalten projiziert worden. Sie haben den Menschen jeweils das gebracht, was sie brauchten, aber nicht selber finden und formulieren konnten. Sie wurden darum zu ihrem Heiland. Was jedermann suchte, haben diese Großen gefunden. Darum wurden sie verehrt und oft mit dem göttlichen Nimbus des unendlichen du umgeben. Ihre Worte bekamen göttliche Autorität.

{173} Im Blick auf Maria, die «ewig reine Magd», bekommt der Mythos von der jungfräulichen Geburt des Erlösers noch einen anderen Sinn. Wer ist «Maria» in uns? Haben wir so etwas in uns wie eine «ewige Braut Gottes», ein «Einfallstor Gottes in die Welt»? Goethe sprach vom «ewig Weiblichen, das uns hinanzieht»... Mit «Maria» ist jener Teil in uns gemeint, der sich zweckfrei und ohne egoistische Hinterabsichten dem unendlichen du zuwendet, etwa jener Impuls, der uns plötzlich sagt: «Du solltest dich mehr um deine Seele kümmern.» Man könnte «Maria» auch als das reingebliedene, das «bessere» Ich - aber nicht im moralischen Sinne! - bezeichnen, das absichtslos die Verbindung mit dem innersten du sucht und sich dem innersten Geheimnis unschuldig offen hält. «Maria» in uns ist jene «bessere Hälfte», die dafür sorgen möchte, dass unser Ich nicht verholzt, dass wir unserem Tiefenwesen gegenüber nicht verstellt werden, sondern echt, voll und ganz diejenigen zu werden uns bemühen, die wir im Grunde sind. Diese «Maria» soll eine «ewige» Jungfrau sein: Wir sollen nicht auf unseren Lorbeeren ausruhen und diese vergolden, sondern stets bescheiden offen bleiben für Größeres, Besseres.

{174} Diese stete bräutlich-empfangende Offenheit gegenüber der Welt des innersten du ist «Maria» in uns. Sie hält uns aus unserer Ichverhaftetheit und seinen Ideologien heraus -d. h. , sie möchte es; aber unser Ich, unser «Fleisch», ist schwach und unterliegt oft gegenüber den «geistlichen» Regungen «Marias» in uns. «Maria» ist also das Symbol für eine echt religiöse Grundhaltung. Maria ist jene innere Stimme in uns, die weiß, was im Grunde richtig wäre, wenn wir besser mit unserem tieferen Wesen im Einklang stehen würden. Von dieser «Maria» sagt das Dogma, sie habe den göttlichen Sohn ohne Schmerzen geboren. Wer so rein und hingebungsvoll lebt wie sie, dem fällt das Rettende schmerzlos zu. Wer hingegen ichverhaftet ist, für den sind die rettenden Einfälle stets «Zangengeburt»! «Maria» bringt uns mit ihrer Fürbitte bei der letzten Instanz oft wieder auf den rechten Weg. Wir brauchen «Maria». Ohne sie würde das Leben versteinern und die Evolution stagnieren. Stillstand im Leben aber heißt Untergang. Ohne «Maria» keine Rettung!

{175} Wie anders tönt es, wenn wir den Mythos von der jungfräulichen Zeugung Jesu symbolisch deuten, als wenn wir in der archaisch-konkretistischen Auffassung verharren und die manichäisch angehauchten Predigten der alten Kirchenväter wörtlich nehmen! Wie viel Elend hat das archaisch-konkretistische Verständnis von der Jungfräulichkeit im Laufe der Jahrhunderte angerichtet! Wer leiblich-materiell - als Frau wie als Mann - jungfräulich bleiben will, bekommt vielleicht gerade dadurch eine so verknorzte Haltung, dass er dem symbolischen Sinn der Jungfräulichkeit haargenau zuwiderhandelt! Er will sich rein halten von «Sünde» und wird genau dadurch zum größtmöglichen Sünder, weil er die Sünde primitiv-materialistisch an einem ganz falschen Ort sucht. Der seit 1074 für die katholische Geistlichkeit verpflichtende Zölibat ist wahrlich keine

segensreiche Einrichtung gewesen - eine Folge des archaisch-konkretistischen Verständnisses der Jungfräulichkeit. Es wäre nun an der Zeit, zu einem symbolischen Verstehen vorzudringen! Wie mancher Mensch wurde durch die falsch verstandene Jungfräulichkeit in seinem Wesen verkürzt, verkrampft, verbittert, verbogen oder gar zerbrochen, bis er ausrief: «Das kann ja kein gnädiger Gott sein, der so etwas Widernatürliches von mir fordert!» Wie viel Lebendiges und Schönes, das Gott erschaffen hat, wurde dadurch getötet! Für andere Menschen wiederum ist der Zölibat das Richtige; aber er darf keine Kollektiv-Verpflichtung sein!

{176} Wenn der Begriff der «Sünde» schon eingeflossen ist an dieser Stelle - das ist wohl kaum zu vermeiden! -, dann ist es vielleicht richtig, hier kurz etwas dazu zu sagen. Wie definiert die christliche Kirche, wie bestimmt die Bibel das Wort «Sünde», und was lässt sich in Kürze vom zeitgemäßen Welt- und Menschenbild her dazu sagen?

{177} Es ist interessant zu sehen, dass die Ost- und die Westkirche das, was «Sünde» eigentlich sei, verschieden beschrieben haben. Die Ostkirche nahm dabei eine viel weitere und auch heute noch gültige Haltung ein. Für sie war «Sünde» ein dreifacher Mangel an Liebe: ein Mangel an Liebe zu Gott, zum Mitmenschen, zu sich selbst.

{178} Das Heil, die Vollendung, ist dort, wo diese dreifache Liebe lebt und fließt, wo Gott, Mitmensch und die Beziehung zu mir selbst in der Liebe miteinander verbunden sind. Diese Lehre kommt aus dem johanneischen Schrifttum, wo es zum Beispiel heißt: «Gott ist Liebe ... Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns» (i. Joh. 4,8. 12).

{179} In der abendländischen Tradition, die sich stark an Augustinus anlehnt, ist aber die Liebe zu sich selbst gerade «Sünde»! Augustinus hat an sich selbst beobachtet, dass er im Moment sexueller Erregung nicht mehr an Gott denken konnte. Bei ihm waren also Agape (die himmlische Liebe) und Eros (die fleischliche Liebe) zerrissen. Dieser Riss prägte die abendländische Frömmigkeit in verheerender Weise bis zum heutigen Tag. Sineetwegen wurde die Naturgewalt des Eros nicht genügend kultiviert, und umgekehrt blieb sineetwegen die Agape saft- und kraftlos. Wenn das himmlische Blau des Heiligen Geistes nicht vom blutigen Rot der Triebkraft des Eros genährt wird, dann bleibt die Frömmigkeit blassblau, etwas, für das sich im Grunde kein Mensch erwärmen kann. Andererseits wird so der Eros nicht vergeistigt und bleibt roh und primitiv. Agape und Eros, himmlische und irdische Liebe, müssen sich gegenseitig durchdringen und befruchten. Das Gottesbild des Augustinus war typisch spätantik. Die gesamte Spätantike hatte ein leibfeindliches Ideal (sowohl Christen wie NichtChristen). Dieses leibfeindliche Ideal herrschte kollektiv unangefochten etwa vom 4. bis zum 14. Jahrhundert.

Keine namhafte Gruppe konnte es wagen, gegen dieses kollektiv verpflichtende Ideal aufzustehen, das von der christlichen Kirche eifrig gefördert wurde. Erst der Renaissance-Mensch hatte den Mut, kollektiv offen dagegen zu protestieren. Das heißt natürlich nicht, dass alle Menschen im Einflussbereich des westlichen Christentums vom 4. bis zum 14. Jahrhundert im Alltag ein vergeistigtes Leben geführt hätten; die derben und rohen Sitten dieser Zeit sind uns ja hinlänglich bekannt! Aber man fasste alles, was mit der «Lust des Fleisches» zu tun hatte, im Grunde als «Sünde» auf und gab- mehr oder weniger widerwillig - zu, dass man ein Sünder sei, der es nicht schaffe, ein rein geistliches Leben zu führen.

{180} Seit der Renaissance wurde am leibfeindlichen Ideal des westlichen Christentums Kritik geübt, mit einigem Erfolg. Die Kirche ist heute nicht mehr so leibfeindlich wie früher. Aber Eros und Agape sind immer noch zu wenig miteinander verbunden.

{181} Wie steht es damit eigentlich in der Bibel? Die biblischen Bücher stammen zum größten Teil aus einer Zeit, die noch nicht leibfeindlich war. Darum ist die Sexualität etwa im Alten Testament in keiner Weise etwas Sündiges. Im Neuen Testament sind hingegen bereits gewisse leibfeindliche Tendenzen spürbar - diese Strömung kam damals langsam in der ganzen antiken Welt auf, und die christliche Kirche nahm daran teil. «Sünde» ist aber in der Bibel grundsätzlich etwas anderes als Sexualität. «Sünde» ist die tiefste Selbstentfremdung des Menschen, die darin besteht, dass der Mensch nicht er selber sein will, sondern «wie Gott». Sünde ist das Sich-Absondern von Gott, den Bund mit Gott brechen, aus der Gemeinschaft mit Gott heraustreten. Das ist die Ursünde, das «peccatum originale» (die sog. «Erbsünde»).

{182} Im zeitgemäßen Weltbild ist das biblische Verständnis von Sünde die Loslösung des Ichs vom du, die Versteifung des Menschen auf seine Bewusstseinswerte, seine Seinsverschlossenheit, die Abkapselung des Ichs vom Unbewussten, die Entfremdung vom eigenen tieferen Wesen, die Selbstentzweiung in das bewusste und das unbewusste Streben. Da dies immer ein Mangel an Bezogenheit ist, ist es auch ein Mangel an Eros und Agape. Da die Beziehungen zwischen Gott, Mitmensch und dem eigenen Unbewussten immer miteinander zusammenhängen, ist Sünde also ganz schlicht ein Mangel an Liebe, so wie es die Ostkirche schon immer definiert hat. Wenn wir den Begriff des Eros weit fassen, können wir zugespitzt sagen: Sünde ist Beziehungslosigkeit, und der Sünder ist der unerotische Mensch, bei dem Geist und Eros nicht miteinander verbunden sind.

{183} In diesem Sinne ist die heutige Welt, sofern sie immer noch vom positivistischen Ideal geprägt ist, eine sündige Welt, die zum Untergang verurteilt ist. Jede Verabsolutierung von Ich-Werten ist sündhaft, weil sie die Schöpfung zerstört,

weil sie das Leben einfriert. Auf diese Weise wird der Begriff der Sünde wieder greifbar und erfahrbar. Ich persönlich finde, das ist sehr wichtig. Der Mensch sollte spüren, was sündhaft und was gottwohlgefällig, was zerstörerisch und was aufbauend ist im Leben. Wenn wir das nicht mehr können, sind wir geistig verirrt und seelisch desorientiert. Wenn heute jemand sagt: «Gestern habe ich gesündigt», dann meint er in der Regel, er habe mit essen über die Schnur gehauen. Ich finde das eine Katastrophe. Wenn das alles ist, was heute ein Durchschnittsmensch von der Sünde zu sagen weiß, dann tappen wir in einer bösen Finsternis. Wir richten unsere Natur zu Grunde und wissen nicht, was Sünde ist! Man könnte vielleicht die ostkirchliche Bestimmung der Sünde als des dreifachen Mangels an Liebe noch erweitern: Dort, wo sie von der Liebe zum Mitmenschen spricht, könnte man ergänzen: «zu jedem Geschöpf, zur ganzen Schöpfung», im Sinne von Albert Schweitzers: «Ehrfurcht vor dem Leben». Bildlich gesagt: Sünde ist die Zerstörung der «elliptischen» Lebensweise, die Verschanzung im Ich. Das Heil ist die «marianische» Grundhaltung, die bräutliche Offenheit zum du. Wer etwa warnende Träume nicht beachtet, ist auch ein Sünder und wird die Konsequenzen tragen müssen. Wer auf seine Träume achtet, wird auch die Warnungen seiner Freunde nicht in den Wind schlagen. Er lebt bezogen. Eros und Agape sind vereint. Er wird zwar immer einzelne Fehler machen; aber weil sie nicht aus der Sünde fließen, sind die Schäden heilbar. «Der Sünde Sold aber ist der Tod» (Rom. 6,23 u. a.).

{184} Ich finde es sehr wichtig, dass wir wieder lernen, was Sünde ist: eine «unmarianische» Lebenshaltung. Ich will damit meine kurzen Ausführungen zur Sünde abschließen und mit «Maria» weiterfahren.

{185} Das Ohr ist ein empfangendes, im archetypischen Sinne ein weibliches Organ. Bei der Frau empfängt die «obere» Muschel (Ohr) den geistigen, die «untere» den leiblichen Samen, wenn sie bräutlich offen ist. Der Mythos meint die ganzheitlich-seelische Einstellung. Die Seinsverschlossenheit führt bei Mann und Frau seelisch, körperlich und geistig zur Unfruchtbarkeit. Dank «Maria» öffnet sich unsere innere Muschel - vielleicht liegt eine Perle darin verborgen?

{186} Der berühmte mittelalterliche Mystiker Meister Eckehart sagte einmal in einer Weihnachtspredigt: «Viel wichtiger, als dass Jesus vor 1300 Jahren in Nazareth geboren wurde, ist, dass er heute geboren wird, heute, in euren Herzen.» Unser «Herz» ist dann «Maria».

{187} Dasselbe Weihnachtswunder versucht Silja Walter in ihrer Erzählung darzustellen: «Stern in der Kugel» (Walter-Verlag 1984):

{188} «Und da ist es geschehen. Auf einmal war die Zeit da, dass es geschehen konnte: In der Austraße ist am letzten Dienstag in einem armen Mädchen, von Beruf Floristin, Christus zur Welt gekommen. Jetzt sieht sie, wo die Weihnacht geschieht: zuinnerst im Menschen...

{189} Die Weihnachtserfahrung des Mädchens, das am Bahnhofplatz Blumen verkauft, beweist, dass im innersten Kern des Menschen der Himmel zur Welt kommt». Dieser «innerste Kern» ist «Maria».

{190} Der Mythos von der jungfräulichen Geburt des Retters kann uns zu schöpferischem Leben anregen. Kreativität ist das Wesensmerkmal des religiösen Menschen, Kreativität im Sinne eines echten Lebens, das nicht ichhaft vorprogrammiert ist, sondern sich immer wieder neu aus dem Ursprung entfaltet. Echte Religiosität ist frei von Aufgeblasenheit, weil sie die Einfälle und Zufälle der Rettung als Gnade versteht und nicht dem Ich zuschreibt.

{191} Ich möchte den Mythos von der «reinen» religiösen Einstellung, die ohne egoistische Zwecke erfolgen soll, zum Abschluss dieses Kapitels noch mit einem farbigen Bild umkreisen, um ihn anschaulich zu machen. Es geht also darum, wie das Ich des Menschen, wie wir in unserer bewussten Einstellung empfänglich, «bräutlich» werden können. Wie können wir für die göttliche Botschaft, die uns aus der Tiefe unseres Inneren, vom du her, zufließen will, offen werden? Wie können wir den «Geist von drüben» empfangen, schwanger werden mit dem mythischen Kind, dem göttlichen «Sohn»?



{192} Das obige Bild stammt von Felix Hoffmann und bildet eines von vier Glasfenstern - Format 92 x 92 cm - in der reformierten Kirche Bellach im Kanton Solothurn (Schweiz), die im Jahre 1956 von dem Aarauer Künstler in die rechte vordere Stirnwand eingefügt wurden. Die Kirche erhält durch diese Scheiben eine Atmosphäre der Sammlung und Stille. (Bildvorlage: Schweiz. Verlag für kirchliche Kunst, Belp/Bern. Bildrechte: Gretel Hoffmann, CH-5000 Aarau). Es heißt: «Hören». Wir sehen einen Menschen, der «ganz Ohr» ist. Er neigt sich mit ungeteilter Hingabe einer Botschaft zu, die ihn als himmlische Taube von oben her erreicht, nicht ganz «senkrecht von oben», sondern dem Menschen zugeneigt. Taube und Mensch, «oben» und «unten», haben dieselbe Neigung, sind einander zugeneigt. Die Taube ist blau, zart, unschuldig, stammt aus dem oberen Kreis, der blau begrenzt ist; sie kommt aus dem tiefen Blau des Himmels, ein Luftwesen, leicht und fliegend. Aber «oben» gibt es auch das Erdhafte, Braune, und die rote Farbe, die Liebe, das Blut, und davon bringt die Taube etwas mit zum Menschen.

Ihre Botschaft ist nicht «ins Blaue hinein gesprochen»; sie ist bestimmt für das lebendige Herz des Neuen Bundes (Jer. 31,31-34 und Ezechiel 36,26), das nicht mehr versteinert ist, sondern echt. Jene Seite des Menschen, die «ganz Ohr» ist, seine «bessere Hälfte» oder «Maria», wird voller «guter Hoffnung»; die grüne Farbe deutet wohl die geistliche Empfängnis an. Die Hände, welche die Muschel des Ohres verstärken, sind wie das Ohr zur Botschaft hin geöffnet und greifen harmonisch ineinander. «Sender» und «Empfänger» sind ganz aufeinander eingestellt, ohne sich aber miteinander zu vermischen: alle Konturen bleiben scharf! So wird das empfangende Ich vor der Aufgeblasenheit, unter der viele schöpferische Menschen leiden, bewahrt: Mensch bleibt Mensch und Gott bleibt Gott, und doch kommunizieren sie harmonisch miteinander.

{193} Es geht hier um das berühmte «unvermischt und ungeschieden» der sog. «Zwei-Naturen-Lehre», in der die bestmögliche Beziehung zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen dargestellt werden soll. Wird das Ich zu sehr vom schöpferischen Impuls überschwemmt, entsteht eine Selbstüberschätzung, die lebensgefährlich werden kann. Ist das Ich aber allzu sehr vom Selbst abgekapselt, kommt überhaupt kein schöpferischer Fluss zwischen dem Unbewussten und dem Bewusstsein zu Stande. Die fruchtbare Beziehung zwischen Ich und Selbst, dem Bewusstsein und dem schöpferischen Impuls, zwischen Gott und Mensch, ist jener goldene Mittelweg, den die Alten als eine Beziehung schilderten, wo sich beide Seiten «unvermischt und ungeschieden» zueinander verhalten. Dieser goldene Mittelweg, bei dem die Konturen scharf bleiben, ist nur paradox zu formulieren. Die Taube geht nicht ein ins Ohr, wohl aber ihre Botschaft, das «Kind», das vom Menschen empfangen und gedeutet, in die irdische Realität umgesetzt werden muss.

{194} So wird das helle Grün der Unerfahrenheit in irdischen Dingen im Antlitz des Hörenden im Kopf mit erdhaftem Braun verdunkelt. Das geschieht, wenn ein Mensch die reine Botschaft in seinen praktischen Alltag hineinzudenken versucht; das Leben besteht immer aus Kompromissen, bei denen die Wahrheit verdunkelt wird. Das reine Blau ist nicht lebbar. Diese Übertragung des schöpferischen Impulses, der Wandel vom Blau zum Braun, ist härteste Arbeit, weil Unverträgliches miteinander verbunden, Vollkommenes und Dunkles sich «unvermischt und ungeschieden» finden sollten, Unmögliches möglich werden muss, nicht nur einmal im Leben, sondern immer wieder neu. Darauf deuten vielleicht die weiß gelassene Hälfte des Hirnes und die Innenseite der offenen Hand, die «ewig reine Jungfrau»...

{195} Für mich stellt dieses Bild die gute, gesunde religiöse Einstellung dar, die zu einem tiefen Frieden, zu Ausgeglichenheit und Harmonie führt. Vielleicht vermag dieses Bild besser als alle Worte darzustellen, worum es im Mythos von der jungfraulichen Empfängnis geht. Zuletzt geht es nicht um Worte, sondern um et-

was Unsagbares, das nur im tiefen Schweigen erfahren werden kann. Nur der kann «ganz Ohr» sein, der zuerst einmal schweigen kann - dann nochmals schweigt, des Wortes eines buddhistischen Zen-Meisters eingedenk, der sagte: «Wenn du den Mund öffnest, um zu reden, setzest du dich schon zehntausend Irrtümern aus!» - und dann sollen wir Menschen doch noch reden...

Die mythische Vorstellung vom «Vater im Himmel» als Symbol des Paradoxes vom nahen und doch fernen Gott (Anm. 2)

{196} Das bekannteste Gebet der Christenheit beginnt mit den Worten: «Unser Vater im Himmel». Diese Worte wollen wir nun ein wenig umkreisen. In dieser ersten Zeile ist im Keim das ganze darauf folgende Gebet eingeschlossen. Betrachten wir jedes einzelne Wort!

{197} Zum Ersten: Das Wort «unser» umfasst nach christlichem Verständnis das gesamte Menschengeschlecht aller Welt und aller Zeit. Alles, was «menschlich» heißt, ja sogar die ganze Schöpfung (Bruder Mond, Schwester Sonne, etc.), ist darin inbegriffen, seit Urzeiten, in allen Gegenden der Welt. Das Menschengeschlecht von Adam bis zum Jüngsten Tag, ja alles Leben findet sich zusammen im gemeinsamen «wir»: «Wir Geschöpfe». Wir Menschen in unserer Verschiedenheit sind uns doch darin alle gleich, dass wir nie ganz wir selbst sind, sondern immer erst unterwegs, unterwegs zwischen Urgrund und Ziel, beidem bisweilen näher, bisweilen ferner. Wir sind Konfliktwesen, die stets in Gefahr sind, die goldene Mitte zu verfehlen, abzuweichen vom gesunden Weg nach links oder nach rechts. Darin ist sich die Menschheit durch alle Generationen hindurch gleich geblieben.

{198} Gleich geblieben sind auch viele Symbole, die uns über die Zeiten hinweg miteinander verbinden. «Wir», daran hat jeder von uns ein wenig teil, nur ein klein bisschen zwar; aber er gehört dazu, zur großen Menschenfamilie, zur Schöpfung. Das Wort «unser» übersteigt unseren alltäglichen Horizont bei weitem. Aller Provinzialismus, jede Engherzigkeit muss verschwinden, und ein umfassender Geist, ein weiter Horizont, ein großes Herz, ein langer Atem kommen, um das Wort «unser» in der ganzen Tiefe und Weite seiner umfassenden Toleranz ausschöpfen zu können.

{199} So viel zum Wort «unser». Es schließt alles ein und nichts aus, weil die Quelle alles dessen, was ist, allen gemeinsam ist.

{200} Zum Zweiten: «Vater im Himmel!» Die beiden Begriffe «Vater» und «Himmel» widersprechen sich. Der Ausdruck ist paradox. Denn der «Vater» ist uns ebenso nahe, wie der «Himmel» uns fern ist. (Ob «Vater» oder «Mutter», wie die feministische Theologie es haben möchte, ist hier erst von zweitrangiger Bedeutung.) Mit «Vater im Himmel» wird gesagt: «der nahe und doch ferne». Jeder Mensch sollte mit seinen Eltern sehr persönliche Erfahrungen gemacht ha-

ben, dank denen sie ihm bestens bekannt geworden sind. Ob jemand den Vater nun verehrt oder verachtet, liebt oder hasst, sich von ihm angenommen oder abgelehnt fühlt, ihm vertraut oder ihn fürchtet - er weiß sehr wohl, mit wem er es zu tun hat. «Aber», lautet jetzt der Einwand, «kann man diese Erfahrungen unbesehen auf Gott übertragen, von dem der moderne Mensch im Allgemeinen doch ein eher unpersönliches Bild hat?» In der Tat ist Gott für sehr viele Menschen heute das, was die Theologie früher als den «fernen Gott» bezeichnet hat (das unergründliche ES). Gott ist vielen heute so ferne, dass sie denken, von seiner Qualität, seiner Art, nichts wissen zu können; auf alle Fälle scheint die Verwendung des familiären Vater-Namens für ihn nicht gerechtfertigt. Der Gott, der das ganze Universumspektakel vor unvorstellbaren 15 Milliarden Jahren in Szene gesetzt und es sich nach dem «Urknall» langsam ins schier Unermessliche hat ausdehnen lassen, damit es vielleicht eines Tages wieder in sich zurückläuft - sollte dieser uns unendlich überlegene Geist «Vater» genannt werden können? Ist das nicht menschliche Vermessenheit, nicht Größenwahn des Erdenwurms? Diese kritischen Fragen gehören zum Ausdruck «im Himmel». Mit diesem Ausdruck ist der «ferne Gott» gemeint, das unbekannte ES.

{201} Daneben aber sagt uns ein untrügliches, tiefes Gefühl, dass wir «Sandkörnlein am Meer» uns trotzdem aufgehoben wissen dürfen in diesem kalten und unverstehbaren Universum, und zwar durch das innerste du, den «nahen Gott». Das ist das Paradox. Es ist so alt wie die Menschheit selber. Auch der Dichter des 8. Psalmes hat sich dasselbe gefragt:

{202} «Wenn ich schaue deine Himmel... - was ist doch der Mensch, dass du seiner gedenkst? Und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?» (V. 5).

{203} Gott - unendlich ferne wie die fernsten Galaxien am Nachthimmel, und doch so nahe wie Vater oder Mutter, aber doch wieder ganz anders als jeder irdische Vater und jede irdische Mutter... Himmel und Erde, endlich und unendlich, menschlich und göttlich, Zeit und Ewigkeit werden in der Anrede des wichtigsten Gebetes der Christenheit echt paradox miteinander verbunden zu einer «unmöglichen Möglichkeit». Gott: einerseits ein unbekanntes ES, andererseits das innerste und schon immer erfahrene du! Das innerste du blickt auf eine Evolution von Millionen von Jahren zurück, ist dabei im Kosmos und hat unendlich viel mehr Erfahrung gesammelt als unser Ich-Bewusstsein, das ja - im Gesamten gesehen - erst seit einigen Augenblicken aufgeblitzt ist. Wenn wir die Beziehung finden zum inneren Meister, unserem unendlichen du, bekommen wir ein wenig teil an seiner Weite und Tiefe, und das gibt uns das Gefühl, auch in diesem riesigen und uralten Kosmos aufgehoben zu sein - so paradox das tönt. Wer zu seinem Schöpfer und inneren Meister nicht auch du sagen kann wie zu Vater oder Mutter, dessen Ich ist abgekapselt und isoliert; er fühlt sich einsam. In der Möglichkeit dieser DU-Beziehung liegt die ganze Würde unseres Mensch-Seins eingeschlos-

sen; gäbe es für uns nur ein fernes ETWAS, wären wir im Grunde eine ziemlich wertlose Ware, mit der geschehen kann, was will: Wen kümmerts schon? Weil wir aber dazu berufen sind, bewusst etwas vom Wunder der Schöpfung in und um uns zu ahnen, darum sind wir auch dazu aufgerufen, der Schöpfung in und um uns mit Ehrfurcht zu begegnen. Mitmenschlichkeit und ökologisches Verhalten haben hier ihre Wurzeln.

{204} «Unser Vater im Himmel...» Das Wort «unser» betont den gemeinsamen Ursprung alles Geschaffenen, seine Verwandtschaft in der Quelle allen Seins. «Vater im Himmel» bringt das Paradox unserer Beziehung zum Transzendenten zur Sprache: Immer wieder fühlen wir uns dem uns tragenden Unendlichen nahe - und schon ist auch der Zweifel da... In einer Meditation etwa kann ich fast gleichzeitig erleben, wie ich mich im Tiefsten daheim fühle, wie aber auch der reduzierende Ich-Gedanke kommt, dieses Gefühl sei doch «bloß» das Resultat einer tiefen leibseelischen Entspannung... Beides gehört paradox zusammen.

Hauptteil: Der christliche Mythos symbolisch gedeutet

Das erste Symbol: der Vater

{205} «Ich glaube an Gott den Vater: den Allmächtigen, den Schöpfer von Himmel und Erde.»

«Ich glaube...»

{206} Die beiden ersten Worte des Credo sind wichtig. Mit einem Vergleich aus der Welt des Alpinismus gesagt: Sie bilden die Schlüssel- oder Einstiegsstelle. Wer sie verpasst, wird nicht weiterkommen, sondern unverrichteter Dinge wieder umkehren müssen. In welchem Sinne soll dieses «Ich glaube ...» nun aufgeschlüsselt werden? Erstens: Was für ein «Ich» spricht hier? Mit welcher Einstellung soll man in die Welt des Apostolicums einzusteigen versuchen? Und die zweite Frage lautet: Was ist mit dem Wort «glauben» ausgedrückt? Zu beiden Fragen wurde bereits einiges ausgeführt.

{207} Bevor ich aber auf diese beiden Fragen eintrete, möchte ich eine grundsätzliche Überlegung anstellen: Was geschieht eigentlich, wenn das Apostolicum rezitiert wird? Wir dürfen nicht vergessen, dass dieses Credo nicht sozusagen im «luftleeren Raum» hängt, sondern müssen uns dessen bewusst sein, dass es einen ganz bestimmten «Sitz im Leben» hatte, wo es hingehörte, einen festen Kontext. Es existierte nicht isoliert, sondern war Teil des Gottesdienstes und hatte seinen Platz in der Liturgie. Der christliche Mythos hatte seinen genau bestimmten Ort im christlichen Ritus. An einer festgelegten Stelle wurde die Zusammenfassung des christlichen Glaubens, das Credo (= ich glaube), verlesen.

{208} Wir wissen, dass das Apostolische Glaubensbekenntnis ursprünglich zum Taufgottesdienst gehört hat, während das ausführlichere Nicaeno-Constantinopolitanum Teil der Messfeier war. Beide religiöse Feiern dienten aber der Heimfindung des Ichs zu seinem du. Das ist der wahre Sinn der Gottesdienste; sie sollen das menschliche Ich wieder mit seinem göttlichen Schöpfer verbinden, den «verlorenen Sohn» wieder zu seinem «Vater» zurückbringen. Dieser Absicht dient an seiner Stelle auch das Apostolicum. Nun hängt natürlich seine Wirksamkeit ganz davon ab, in welcher geistigen Verfassung und mit welcher Hingabe ein solcher Text gesprochen und gehört wird. Die Alten unterschieden hier ein «äußeres» und ein «inneres» (par coeur!) Hersagen der Texte; damit sind das gedankenlose Herunterplappern und -leiern der einzelnen Worte oder aber ein inneres Mitgehen und Dabeisein gemeint.

{209} Ein Glaubensbekenntnis ist zwar noch kein Gebet; es ist aber als eine Vorstufe des Gebetes zu verstehen. Es soll unser Grundvertrauen in die gnädige Führung unseres Ichs aus der Mitte heraus fördern und uns dadurch in jene innere Gemütsverfassung versetzen, dass wir- mythisch gesagt - vor den Thron Gottes gelangen. Das Credo soll uns in einen Zustand der Beschaulichkeit versetzen; es soll zur Kontemplation führen, aus der heraus dann die persönliche Anrede, die innere Zwiesprache mit Gott erfolgen kann. Das Credo ist also in sich selbst nichts Fertiges; es hat seine eigentliche Funktion erst innerhalb der gesamten Liturgie. Ich wollte dies hier erwähnen, um ein rein intellektualistisches Missverständnis abzuwehren.

{210} «Ich...»: Nun wenden wir uns der ersten Frage zu: «Was für ein <Ich> kommt hier zu Worte?» Die Antwort kann ganz knapp lauten: «Ein <marianisch> eingestelltes Ich, ein Ich, das von einer religiösen Grundhaltung geprägt ist, ein Ich, das seinem du gegenüber offen ist.» Was noch weiter zu sagen wäre, ergibt sich aus dem Sinn des Wortes: «... glaube ...».

{211} «... glaube...»: Das lateinische und das griechische Wort für «glauben» bedeutete zweierlei: Insofern dieses «glauben» innerhalb des archaischen Verständnisses des Religiösen geschah, war es natürlich ein archaisch-konkretistisches «Für-wahr-Halten»; die metaphysische Welt wurde ja konkret für eine Realität jenseits dieser Welt gehalten, an deren Existenz man «glauben» musste; man musste auch an das wunderhafte Eingreifen der metaphysischen Wesen in den Lauf dieser Welt «glauben». Andererseits aber meinten das lateinische und das griechische Wort für «glauben» bereits in archaischen Zeiten immer auch ein persönliches, existenzielles Vertrauen. Es ging also nicht nur um weltanschauliche Fragen und den «historischen Glauben», sondern gleichzeitig auch um den ganz persönlichen Glaubensakt als solchen, um unsere Grundhaltung im Leben. Es ging bereits in archaischer Zeit nicht nur um Vorstellungen, sondern gleichzeitig auch um die persönliche Einstellung.

{212} Nach dem «Zurückholen der metaphysischen Welt» bedeutet dieses «Ich glaube ...» nun: «Ich vertraue darauf, dass ich mich auf die folgenden Aussagen verlassen kann (die hier selbstverständlich symbolisch verstanden werden)...» Das Grundvertrauen bleibt, während sich die archaisch-konkretistische Auffassung in das symbolische Verständnis wandelt. Das Credo beginnt mit dem Hinweis auf die religiöse Einstellung. Wenn diese nicht da ist, wird der Einstieg verpasst, und man verliert sich in unwegsame Gegenden. Es ist wichtig, dass man sich dies vor Augen hält; wenn nun ein Leser zu intellektualistisch eingestellt ist, wird er «sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht hören»; er hat die Schlüsselstelle übersehen. Er hat keinen Schlüssel zum Schatzkästchen. Der Schlüssel ist die religiöse Einstellung, ohne die die Edelsteine des Credos im Schatzkästchen bloß wie gewöhnliche Kieselsteine erscheinen.

{213} Wie steht es nun mit dem Vertrauen? Die einen Menschen scheinen damit keine Mühe zu haben; andere zweifeln häufig. Woher kommt unser gutes oder mangelhaftes Vertrauen ins Leben? Was kann jetzt noch getan werden, um es zu stärken?

{214} Beginnen wir mit einem Blick zurück in die Kindheit. - In den ersten Lebensjahren wird der Grundstein zum Urvertrauen gelegt. Dieses Urvertrauen ist noch keine bewusste Einstellung, sondern das Ergebnis dessen, dass ein seelisch und körperlich gesundes Kind in seinen Grundbedürfnissen zufrieden gestellt wurde. Es bekam genug Zuwendung, Einfühlung, Nahrung, Körperpflege und Anreize zu einer ganzheitlichen Entwicklung. Somit ergab sich für dieses gesunde Kind nach einiger Zeit die - viel mehr unbewusst als bewusst gezogene - Bilanz: «Das Leben ist lebenswert. Man kann dieser Sache vertrauen.» Ein eher skeptisch veranlagtes Kind wird die Bilanz im gleichen Fall vielleicht nicht ganz so optimistisch, aber dennoch positiv ziehen. Dieses Urvertrauen wird aus einer guten Kindheit ins Erwachsenenleben hinübergenommen, wo es sich bewähren muss. Im Laufe der Jahre wird sich nämlich zeigen, dass sich die in der Kindheit gemachten Erfahrungen nicht einfach immer wiederholen, dass etwa das Zutrauen zum Leben nicht immer gerechtfertigt ist. Man kann durch eine allzu behütete Kindheit auch ein Urvertrauen bekommen, das «zu viel des Guten» ist und das ich als «blinde Vertrauensseligkeit» bezeichnen möchte, mit der sich nicht leben lässt. Das Leben ist keine Kinderstube, in der man zeitlebens wohl behütet wird.

{215} Andererseits gibt es viele Kinder, deren Grundbedürfnisse nicht gestillt werden; in unserer seelenlosen Zeit ist der Mangel an emotionaler Zuwendung groß. Solche Kinder ziehen - wiederum mehr unbewusst als bewusst - eine Bilanz des Zweifels: «Ist das Leben lebenswert? Ach, diese vielen Enttäuschungen!» Sie legen sich eine stachelige Igelhaut zu, um nicht noch mehr verletzt zu werden. Ihr Urvertrauen ins Leben ist gestört. Das Zweifeln wird ins Erwachsenenleben hinübergenommen; das Leben wird mit misstrauischen Augen betrachtet. Im Laufe der Jahre kann sich aber auch für einen Skeptiker oder gar einen Pessimisten herausstellen, dass die tief liegenden negativen Erfahrungen in der Kindheit teilweise korrigiert werden können, und es zeigt sich, dass das Leben doch besser wird, als es einst begonnen hat. So kann sich ein in der Kindheit erworbenes Urmisstrauen durch harte Arbeit an sich selbst in der zweiten Lebenshälfte in Richtung eines bewussten Gottvertrauens wandeln.

{216} Ich habe beides schon wiederholt beobachten können: Ein in der Kindheit erworbenes Urvertrauen vermochte sich nicht bis ans Lebensende durchzuhalten, weil der Betreffende nicht daran weitergearbeitet hat; oder ein tief sitzendes Urmisstrauen konnte - leider meist nur mithilfe einer Psychotherapie - in ein gesundes Gottvertrauen gewandelt werden. Der Mensch ist keine Maschine, die, in der Kindheit programmiert, nun halt nach diesem Programm (oder «Skript»)

abläuft; sondern wir sind in der Lebensmitte nochmals offen für Neues, und das Bewusstsein nimmt in der zweiten Lebenshälfte einen immer bedeutsameren Platz ein. In der zweiten Lebenshälfte können wir bewusst mithelfen, die Vertrauensseligkeit oder das Urmisstrauen in ein gesundes und bewusstes Vertrauen zu wandeln. Dass zu wenig Vertrauen schlecht ist, weiß heute jedermann. Dass aber zu viel Vertrauen auch schlecht ist, müssen sich viele mit dem Sprichwort erst wieder in Erinnerung rufen: «Pfarrers Kind und Müllers Vieh geraten selten oder nie» - weil sie eben des Guten zu viel haben und verwöhnt sind. Verwöhnung ist mindestens so ungesund wie zu große Härte. Man macht sich mit solchen Sätzen in unserer verweichlichten Zeit zwar nicht beliebt; aber sie sind trotzdem wahr. Eltern kann ich nur raten: Sie müssen nicht die «besten» Erzieher sein, sondern nur «recht» oder «gut genug». Nur dasjenige Vertrauen ins Leben wird sich bewähren, das sich im Kampf gegen Frustrationen hat siegreich durchsetzen können. Wer verwöhnt ist, erträgt keine Beeinträchtigungen und wird im Kampf des Lebens bald die Waffen strecken. Am schlimmsten wirkt sich nach meiner Erfahrung die unglückliche Verbindung von einer mangelhaften emotionalen Zuwendung mit einer materiellen Verwöhnung aus; sie verhindert den Reifungsprozess, und das Ergebnis sind die vielen infantil gebliebenen Erwachsenen in unserer Gesellschaft.

{217} Nun möchte ich noch etwas zum Gottvertrauen sagen. Als Gottvertrauen möchte ich das im Laufe des Lebens bewusst werdende Vertrauen oder Urvertrauen bezeichnen, das sich nun nicht mehr an den Eltern orientiert, sondern am du. In unserer zweiten Lebenshälfte gehen unsere Eltern dem Tod entgegen; auch die besten Eltern sterben, und wir können uns nicht mehr auf sie abstützen, sondern müssen durch die inneren Elternbilder hindurch bis zum innersten du vordringen, immer mehr allein auf dieses unendliche du gestellt. Das Urvertrauen oder Urmisstrauen hängt mit der familiären Situation zusammen; das Gottvertrauen bildet sich durch den bewussten Aufbau unserer Beziehung zum du. Es ist tröstlich zu sehen, wie ein durch die missliche familiäre Situation gestörtes Urvertrauen sich bisweilen in der zweiten Lebenshälfte durch harte und treue Arbeit an sich selber - man muss stets seinen eingefleischten Schatten des Misstrauens überspringen! - zu einem guten Gottvertrauen läutern kann. Andererseits sollen uns all jene ein warnendes Beispiel sein, die im Leben einen guten Start hatten, aber zu faul waren, mit ihren Talenten zu arbeiten; ihnen gegenüber zeigt das Leben später nicht seine gnädige Seite, sondern seine unerbittliche Härte (mythisch: das Strafgericht).

{218} Ich mache nun noch zwei praktische Hinweise darauf, wie das Vertrauen ins du gestärkt werden kann. Einerseits können wir unser Vertrauen vertiefen durch unsere Erfahrungen mit einer religiösen Lebenshaltung; andererseits können wir versuchen, mit künstlichen Methoden, etwa mit Meditation oder der Pflege des Gebetes, unser Gottvertrauen zu festigen.

{219} Erstens: Unsere Erfahrungen mit einer religiösen Grundhaltung nehmen im Laufe des Lebens natürlich zu. Am Anfang gibt es für uns leider keinen unmittelbar erlebbaren Beweis, dass sich eine Einstellung lohnt, bei der das Du im Leben mit berücksichtigt wird. Als junge Menschen sind wir uns unserer inneren Gefühle meist nicht so sicher, als dass wir die Stimme des du deutlich erspüren könnten. Wir werden auch nicht dafür geschult. Wir lernen, erfolgreich zu sein, wie wenn das der tiefste Lebenssinn wäre. Viele junge Menschen sind sich nicht klar, von welchen Quellen ihr Handeln gespeist wird. Welches ist ihr «wahres Ich», und was sind bloß Rollen, die man spielt? Das Ganze wird oft auch noch von vielen Komplexen getrübt: Man möchte die Geschwister überflügeln und ist darum ehrgeizig; man hat zu wenig Selbstvertrauen und ist deshalb immer gleich beleidigt; oder man ist eingebildet wegen seiner Schönheit, Kraft oder Intelligenz, wie wenn das ein eigenes Verdienst wäre, usw. In diesem ganzen inneren «Stimmengewirr» ist es nicht einfach, eine «Unterscheidung der Geister» vorzunehmen. In der ersten Lebenshälfte lebt man oft zu unbewusst dafür. Diese «Unterscheidung der Geister» ist lebenslang eine schwierige Sache. Sie ist auch in keinem Lehrplan zu finden, auch nicht in dem eines akademischen Psychologie-Studiums. Sie wird nur in den Lehrgängen der tiefenpsychologischen Ausbildungen verlangt. Psychotherapeuten wird ein verantwortlicher Umgang mit ihrem «Schatten» zugemutet, Politikern aber z. B. nicht, obwohl auch für sie die Einsicht in das Wesen einer Schattenprojektion, des Machtstrebens als Kompensation für mangelnde Zärtlichkeit usw. gleichermaßen nützlich sein könnte. Diese Einsichten der Tiefenpsychologie sind nicht etwa neue Erfindungen der Menschheit; aber sie sind in der positivistischen Ära verschüttet worden. Die «Unterscheidung der Geister» war einst die Hauptsache in der spirituellen Ausbildung aller Hochreligionen. Es gibt zu denken, dass dieses Lehrfach heute in der Ausbildung der Priester und Pfarrer höchstens noch theoretisch vermittelt wird. Man kapituliert: «Die Echtheit des Glaubens können wir an einer Universität leider nicht prüfen; wir leben ja nicht mit den Studenten zusammen. Wir können leider nur die intellektuelle Seite testen.» Und dann wundert man sich noch über die mangelnde Gefühlkultur in unserer hoch technisierten Zivilisation...

{220} Dennoch aber gibt es immer wieder Menschen, die sich die Mühe nehmen, auf ihr du zu achten. Sie versuchen, so zu leben, wie wenn ihr Ich nicht der Mittelpunkt ihrer Welt wäre, sondern bloß ein Stellvertreter des du. Mit der Zeit werden sie auf diesem Wege immer deutlicher spüren, dass auf das Du ein unbedingter Verlass ist. Am Anfang zweifelt man, bei einigen Erfolgen «glaubt» man, und am Schluss des Lebens sollte man sagen können: «So, jetzt weiß ich es; denn ich habe es vielfach erfahren ... ; jetzt bin ich sicher.»

{221} Jeder junge Mensch ist darauf angewiesen, dass ihm seine Vorbilder seine Ideale auch vorleben. Wo aber sind heute die Alten, welche die Jungen lehren könnten: «Verlass dich nur auf deine innerste Stimme; es wird sich lohnen!» Ist die alte Generation heute noch so «kreditwürdig», wie sie es zu jenen Zeiten war, als das Gebot in Geltung stand: «Ehre Vater und Mutter!»? Hat es noch einen Sinn, die Alten zu ehren, wenn viele von ihnen von unserem rasenden Fort-Schritt derart geblendet und außer Atem sind, dass sie die Ruhe verloren haben und nicht mehr klar sehen? Ich vermute, dass hinter manchem lauthals geäußerten Schrei nach «mehr Demokratie» im Grunde ein ganz anderer Wunsch steckt, nämlich der nach glaubwürdigeren Vorbildern. Manche aufmüpfige junge Seele würde gerne mehr glauben, wenn sie mehr glaubwürdige Vorbilder finden könnte. Die mangelnde Glaubwürdigkeit der alten Generation hat aber auch eine gute Seite: die Jungen müssen nun ihren Weg selber suchen, sich vortasten in ein Leben, das von einer religiösen Einstellung geprägt ist. Sie müssen einen Neudurchbruch leisten, und das ist verheißungsvoll. Dass dieses Suchen vorerst oft in einen religiösen Dschungel führt, kann nicht vermieden werden; nach der religionslosen positivistischen Epoche schlägt das Pendel zuerst einmal ins Gegenteil aus. Die Hauptsache aber ist, dass überhaupt versucht wird, unser Ich auf ein du zu beziehen und somit Erfahrungen auf einem religiösen Weg zu machen.

{222} Zweitens: Eine weitere Hilfe zur Vertiefung des Gottvertrauens sind neben den persönlichen Erfahrungen mit einer religiösen Grundhaltung die oben genannten künstlichen Methoden, etwa die Meditation. Das Wort «künstlich» soll hier nicht in einem herabmindernden Sinne verstanden werden, sondern meint einfach einen Weg, den wir mit unserem Bewusstsein ein wenig steuern können. Man kann etwa täglich eine halbe Stunde absoluter Stille für sich reservieren und kann in dieser Zeit versuchen, die Stimme der Tiefe zu erlauschen. Früher nannte man dies: «den Willen Gottes erforschen». Man nahm sich täglich Zeit dazu. Bereits hier entstehen aber für viele Menschen heute Probleme, wie ich etwa bei Meditationskursen sehen kann: Viele Menschen sind in ihrem Tagesablauf derart programmiert, dass sie für solche «nutzlosen Dinge» ganz einfach keine Zeit finden! Aber wie soll sich die Weltlage verbessern können, wenn alles programmgemäß verläuft? Die Menschenwelt bleibt in ihrem Ich eingemauert, und die ominösen Systemzwänge werden uns unser Grab schaufeln. Wer sich aber für Unvorhergesehenes frei macht, kann vielleicht den Einfluss des Rettenden erleben und weitergeben.

{223} Wie kann durch solche Übungen - oder auch durch traditionelle religiöse Riten - das Gottvertrauen verstärkt werden? - Ich komme zuerst auf körperliche Übungen zu sprechen. Im Abendland haben wir hier ein großes Defizit. Dadurch, dass - gemäß dem spätarchaischen Weltbild der ausgehenden Antike - «diese Welt» als «bloß materiell» betrachtet wurde, wurde auch der Leib in sei-

ner Bedeutung für den Glauben abgewertet; höchstens dem Kopf als dem Sitz des Geistes wurde noch eine positive Bedeutung zugemessen. Darum gab es bei uns im Abendland auch keine leiblichen Übungen, um das Gottvertrauen zu fördern. Man erachtete die Haltung des Leibes als nebensächlich. Ob man knie, liege, sitze, stehe, schreite oder laufe, schien für die Beziehung zu Gott keine Rolle zu spielen. Am liebsten hätte man vermutlich ohnehin keinen materiellen Leib mehr gehabt und wäre schon ein Engel gewesen! Heute wird der Leib wieder wichtig, nicht nur im Zusammenhang mit der Sexualität, sondern auch im Zusammenhang mit der Religion. Man sieht buddhistische Mönche Za-Zen betreiben - und schon denkt man, wenn man auch so gerade sitzen lerne, könne man seine innere Mitte finden! Diese Übung wird von vielen als eine Art Turnübung missverstanden, weil der Leib - dessen Haltung früher nie bedacht wurde - nun plötzlich ein Übergewicht bekommt. Man hat immer noch nicht gelernt, dass Seele und Leib zusammenwirken müssen. Als ich in meiner Kirchengemeinde einmal einen Meditationskurs unter dem Titel ausschrieb: «Glauben leiblich üben», da kam in freikirchlichen, noch spätarchaisch empfindenden Kreisen der ernstliche Verdacht auf, ich stehe mit dem «Herrn dieser Welt und unseres Leibes», also mit dem Teufel, im Bunde!

{224} Hier Seele - dort Körper: diese verheerende Trennung ist trotz vielen Erkenntnissen vom engen Zusammenhang zwischen Leib und Seele immer noch weit verbreitet. So kommt es denn auch immer noch vor, dass etwa Kurse über das autogene Training von Archaikern entweder als Teufelssache oder aber als für den Glauben absolut belanglos betrachtet werden, und auch der Begründer des autogenen Trainings selbst, ein sonst sehr verdienter Mann - Prof. J. H. Schultz, hatte keine Ahnung von einem Zusammenhang zwischen seinen Übungen und dem Glauben. Für mich ist das gänzlich unverständlich; aber er muss noch so sehr im positivistischen Weltbild verhaftet gewesen sein, dass ihm die vor Augen liegenden Parallelen einfach nicht aufgefallen sind.

{225} Nehmen wir einmal die erste Übung des autogenen Trainings, die so genannte «Schwere-Übung»! Jedermann begreift, dass «sich schwer machen» etwas zu tun hat mit dem Vertrauen. Ein Kind, das sich ganz schwer macht, lässt sich ganz gehen und möchte von seinen Eltern getragen werden, getragen wie ein ganz kleines Kind; es möchte sich nochmals so richtig den Eltern anvertrauen können, wie wenn es noch nicht selber gehen könnte. Sich schwer machen hat mit loslassen können zu tun, und loslassen kann ja nur, wer darauf vertraut, dass ein uns tragender Boden da ist, der uns nicht ins Nichts fallen lässt, wenn wir loslassen. Die Schwere-Übung des autogenen Trainings hat also deutlich mit dem Urvertrauen zu tun. Wer ein stark gestörtes Urvertrauen hat, bekommt bereits bei dieser ersten Übung auch seine Schwierigkeiten, wie die Erfahrung zeigt. Die Schwere-Übung

verstärkt also das Urvertrauen (wenn es nicht allzu stark gestört ist), und wenn wir sie mit biblischen Vertrauenspsalmen in Verbindung bringen, vertieft sie das biblische Gottvertrauen.

{226} So einfach sind diese Zusammenhänge! Wer das spätarchaische Weltbild überwunden hat, für den ist dies offensichtlich; wer dieser «materiellen Welt» (und damit auch unserem Leib) misstraut, der darf dies aber nicht wahrhaben.

{227} Ich habe vorhin das Sitzen der japanischen Mönche erwähnt, das Za-Zen. Bei diesem Sitzen kann man sehr gut auf den eigenen Atem achten, wie er aus dem Zwerchfell aufsteigt, dann umkehrt, in die Tiefe des Bauches zurückkehrt und dort ruht, bis er wieder von neuem anhebt: aufsteigen, umkehren, loslassen, ruhen. Nach dem Aufsteigen des Atems kommt ein Moment, wo der Atem umkehrt. In diesem Moment entscheidet es sich, ob man ein verkraempfter oder ein gläubiger Mensch ist, der loslassen kann, weil er sich dem vom du gesteuerten Rhythmus des Atems anheim gibt. Der Ich-Betonte wird den Atem festhalten wollen, während der Vertrauende ihn ruhig fließen lässt, damit er ganz unten eine Weile zur Ruhe komme. Auch diese körperliche Übung hat mit dem Glauben zu tun. Wer im Rhythmus des Atems den Rhythmus allen Lebens, sein «stirb und werde», erspüren kann, der lebt schöpfungsgemäß.

{228} In diesem Zusammenhang müsste ich auch auf die so genannte «Leibarbeit» hinweisen, körperliche Übungen, die uns für die feine Stimme unseres Leibes sensibilisieren wollen. Natürlich ist das alles sehr erfreulich. Leider muss ich dabei aber immer wieder zwei negative Dinge feststellen: Einerseits will diese «Leibarbeit» oft nichts mit Religion zu tun haben, und andererseits wird sie auch in kirchlichen Kursen oft nur als Nebensache verwendet, sozusagen als Vorspeise, und die Hauptsache bleibt nach wie vor die intellektuelle Beschäftigung mit dem Glauben. Dieser Riss zwischen dem Leib und dem Glauben muss zuwachsen.

{229} Ich hoffe, dem Leser damit den Einstieg in ein zeitgemäßes Verständnis des christlichen Mythos erleichtert zu haben. Nun soll mit der Auslegung des ersten Symbolen begonnen werden.

«... an Gott den Vater...»

{230} Damit ist diejenige Seite Gottes genannt, welche wir oben als den «nahen» Gott bezeichnet haben. Der Urquell allen Lebens ist in Sternstunden spürbar. Dann fassen wir Vertrauen ins Leben. Der Name des nahen Gottes lautet hier «Vater». Das war für das patriarchale Zeitalter selbstverständlich. Unser Zeitalter aber wurde als «vaterlose Gesellschaft» bezeichnet. In einer solchen Zeit die tiefste Quelle des Lebens, den Seinsgrund, als «Vater» benennen zu wollen, wäre reichlich anachronistisch. Wenn wir «Vater» aber einfach durch «Mutter» erset-

zen wollen, geraten wir in unfruchtbare Streitgespräche. Ich schlage deshalb vor, dass wir den «Vater» hier durch etwas Neutrales ersetzen, das sowohl «väterlich» wie «mütterlich» sein kann: das Du.

{231} Damit können wir uns auch von psychologischen Fixierungen befreien, in die wir geraten, wenn wir Gott mit dem Symbol von Vater oder Mutter charakterisieren: Mit dem Väterlichen wurde nicht nur die «Autorität» verbunden, sondern ganz allgemein der «obere» Pol des menschlichen Lebens, das Rationale, Abstrakte, Sonnenhafte und Klare, Vernünftige, die Ordnung, Konsequenz, Disziplin, der Überblick und das Wissen; das klare Bewusstsein. Mit dem Mütterlichen aber wurde mehr der «untere» Pol des menschlichen Seins angegeben, die tieferen Gefühle und Instinkte, das Gespür für das Konkrete und Irdische, die «Materie», den Leib, die Sexualität, das Blut, die Natur; das ganzheitlich Ahnende, die Intuition, das Mondhafte. Im Laufe unserer christlichen Geschichte wurde bei uns die Vorstellung von Gott weit mehr vom Väterlichen als vom Mütterlichen geprägt; es ist das Verdienst der feministischen Theologie, diese Erkenntnis populär gemacht zu haben.

{232} Das Credo beginnt also mit der Zuwendung zum «nahen» Gott, zum du. Das «ferne» ES wird aber sogleich auch genannt, damit die Vorstellung von Gott nicht allzu familiär werde:

«... den Allmächtigen...»

{233} Gott ist uns nicht nur nahe, sondern immer auch fern. Das Paradox: Einerseits hat sich unser innerstes du ein Gegenüber erschaffen, das Bewusstsein, das Ich, dem es einen weiten Spielraum bei der Gestaltung des Lebens freilässt - andererseits entzieht sich Gott unserer Erkenntnis wieder ganz und gar. Paulus bringt dieses Paradox in der Sprache seiner Zeit mit den folgenden Worten zum Ausdruck: «Alles ist euer, ihr aber seid Christi, und Christus ist Gottes - Gott aber alles in allem.»

{234} Das Du und das ES sind mir an Alter und Weisheit so sehr überlegen, dass es sinnlos ist, mich mit IHM messen zu wollen. Im Blick auf uns Menschen ist das Du zwar nicht ganz allmächtig, weil es ja einen Teil der Macht ans menschliche Ich bei der Bildung des Bewusstseins abgetreten hat; aber dennoch ist der Geist außerhalb unseres Bewusstseins uns so sehr überlegen, dass er- als Gegengewicht zum familiären du (bzw. «Vater») - ohne Bedenken als «allmächtig» bezeichnet werden darf. Aus dem Quell des du ist unser Ich entsprungen, und dorthin kehrt es zurück.

«... den Schöpfer von Himmel und Erde.»

{235} Im archaischen Weltbild ist die «Erde» das Menschennahe, unsere Welt, die von uns gestaltet wird, im Sinne des alttestamentlichen «Macht euch die Erde Untertan!» oder des neutestamentlichen «Alles ist euer». Die «Erde» ist der Machtbereich unseres Ich-Bewusstseins. Der «Himmel» aber ist im archaischen Weltbild jener Bereich, der sich dem menschlichen Zugriff, unserem Können und Wissen entzieht, also heute die Welt des uns Unbekannten und Unbewussten, der Geist, der außerhalb unseres Bewusstseins am Werk ist. In unserem heutigen Weltbild bedeuten «Himmel» und «Erde» aber etwas ganz anderes: Beides gehört gleichermaßen zum Universum - das eine ist nicht Gott näher als das andere, und das Göttliche ist in beiden gleichermaßen enthalten. Unterschied der archaische Mensch zwischen «Himmel» und «Erde», so unterscheiden wir heute analog zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten. Im Bewussten herrscht das Ich - «alles ist euer» -, und im Unbewussten herrscht das Du/ES.

{236} Im Apostolicum wird nun gesagt, Gott sei der Schöpfer von Himmel und Erde. Für uns heute bedeutet dies: aus ihm sind das Unbewusste und das Bewusste hervorgegangen. Aus der einen unergründlichen Quelle des Seins ist im Laufe von Jahrmilliarden unser du entwickelt worden, und aus diesem wiederum unser bewusstes Ich. Wenn wir uns dies vor Augen führen, schwindet unser positivistischer Dünkel, wir seien Münchhausen, der sich selbst am Schopf aus dem Sumpf ziehen kann, oder - wie es marxistisch heißt - der Mensch, der sich selber erschafft. Der Impuls zur Bewusstwerdung kommt nicht von uns, sondern aus dem Unbewussten. Damit, dass im Credo das Unbewusste und das Bewusste aus demselben welt schöpferischen Sein hervorgehen, wird unsere Welt als grundsätzlich eine verstanden. «Himmel» und «Erde» sind nur zwei verschiedene Pole, nicht Gegen-Sätze des Lebens. Dieses Verständnis des Lebens als einer grundsätzlichen Ganzheit ist heute wieder modern, nachdem wir erfahren haben, wie verheerend die Cartesianische Subjekt-Objektspaltung oder der gnostische Dualismus ist. So sind auch «Licht» und «Finsternis», also Gut und Böse, zwar verschiedene Pole des Lebens, aber nicht letztlich total verschiedene metaphysische Qualitäten. Alles hat seinen Ursprung im Ur-Einen! Dadurch werden wir ermuntert, schöpfungsgemäßer zu leben, das Ich mit dem du/ES zum Gleichklang zu bringen. Das hat Folgen in uns selber, in unserer Familie und Umwelt.

{237} Das Credo regt uns gleich zu Beginn an zu einem schöpfungsgemäßerem Leben, wo das Ich und das Du natürlich aufeinander bezogen sind. Das Ich wird sich so seines Wurzelgrundes bewusst, und damit ist der Positivismus überwunden. Wer den Anfang des Apostolicums tiefer auf sich wirken lässt, wird spüren, wie er ein gutes Gefühl bekommt. Wenn er diesen Anfang mit dem oben zitierten modernen Glaubensbekenntnis vergleicht, wird ihm der Unterschied sogleich in die Augen springen.

{238} Auch ein wirklich ethisches Verhalten wurzelt im Kontakt mit dem du. Was wir etwa als die «10 Gebote» kennen, ist nicht etwas, das unserem tieferen Wesen fremd wäre. Wir müssen unseren Kindern darum ein ethisches Verhalten nicht «einbläuen», sondern ihnen helfen, es zu entfalten. Als Keim ist das Gute in jedem Menschen da. Es wird genährt, wenn wir Eltern es den Kindern vorleben. Unsere kollektiven Richtlinien sind bei uns weitgehend brauchbare Krücken, dank denen ein ethisches Verhalten langsam heranwachsen kann. Aber wirklich selbstständig ist unser ethisches Verhalten erst dann, wenn wir die kollektiven «man»-Werte von unserer inneren DU-Beziehung her relativieren können. Das ist nötig, weil kein Mensch genau gleich ist wie der andere und weil keine Situation genau gleich ist wie die andere; darum muss unsere ethische Haltung flexibel sein. Eine sture und starre Paragrafen-Haltung ist kalt und herzlos, also gar nicht wirklich ethisch. Erst die Menschlichkeit macht uns ethisch. Wenn wir aus dem Geist der Liebe, aus der Beziehung zum «Vater» leben, bleiben wir lebendig und ethisch beweglich - ohne zur von außen gesteuerten Wetterfahne zu werden, die sich nach dem gerade herrschenden äußeren Wind richtet. Das wirklich ethische Verhalten wurzelt im du. Leider spüren wir dies oft nicht, und dann müssen die Krücken der «man»-Werte des Kollektivs helfen, damit wir weiter vorankommen. Weil viele Menschen die Winke ihres du kaum vernehmen, brauchen sie andere, die ihnen vorschreiben, was sie zu tun haben. Aber im Grunde könnten sie es selbst wissen. Die Ursachen unserer Seinsverschlossenheit sind außerordentlich zahlreich. Sie liegen in unserer Natur, in unserer Zeit, in unserer persönlichen Erziehung und unserer eigenen Einstellung.

{239} Eine andere Möglichkeit, mit dem du in Kontakt zu kommen, ist unsere eingehende Beschäftigung mit den so genannten vier Elementen: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Franz von Assisi nannte sie «Bruder» und «Schwester».

{240} Was geschieht uns, wenn wir uns auf ein «geschwisterliches Gespräch» mit den Elementen einlassen? Wer seine Kopflastigkeit einmal überwunden und sich zu einem ganzheitlichen Leben aufgemacht hat, wird entdecken, was die Schöpfung uns anbietet: Etwa beim abendlichen Betrachten des Feuers, bei einem Bad, bei der Meditation des Atems und beim Achten auf die Zeichen des Leibes und die Natur. Immer wieder werden wir dabei von etwas Größerem angerührt, in welchem das Du aufscheint. Wer die Schöpfung nicht als «Bruder und Schwester» erfahren kann, ist innerlich arm. Sein einziger Trost ist dann vielleicht noch seine Tüchtigkeit, die er bewundert. Doch diese Bewunderung wiegt nichts im Vergleich zum tiefen Gefühl der Beheimatung in diesem Kosmos.

{241} In völliger Übereinstimmung mit Franz von Assisi sagen auch Indianer:

Jeden Tag:

die Erde mit den Füßen berühren,
am Feuer sich wärmen,
ins Wasser sich fallen lassen
und von der Luft gestreichelt sein.

Wisse dies:

ein Tag ohne

Schwester Wasser und Bruder Feuer,

Mutter Erde und Vater Himmel

ist ein vertaner Tag.

{242} Die (früh-)archaische, die franziskanische und die zeitgemäße Sicht muss auch iuristische Folgen haben in der Beziehung zwischen Mensch und Natur. Unser bisheriges Recht ist positivistisch geprägt: «Der Mensch ist unumschränkter Herr der Natur.» Wenn der Positivismus auch auf dem Gebiet des Rechtes überwunden sein wird, dann endlich wird die Natur ein Recht zu leben bekommen, und es muss dem Menschen verboten werden, sich so zu verhalten, dass z. B. das Grundwasser verschmutzt und die Wälder langsam getötet werden. Der Mensch als Teil eines übergreifenden Ökosystemes muss sich dann schöpfungsgemäß verhalten, sodass er die Natur nicht mehr grob gefährdet. Dann müssen auch alle Atomwaffen abgeschafft werden, weil sie ja nicht nur den menschlichen Gegner, sondern alles Leben insgesamt vernichten. Der Mensch, der seine positivistische Grundhaltung überwunden hat, wird der Natur dieselben Rechte zu leben zuerkennen wie uns Menschen. Er muss diese Rechte der Natur aber auch gegen menschliche Übergriffe zu schützen bereit sein. Es wird jeder Mensch verpflichtet werden müssen, mit Tieren, Pflanzen und der unbelebten Natur möglichst schonend umzugehen. Eine praktische Frage wird dann heißen: «Wie weit darf der Boden noch gedüngt werden? Wie weit darf die Luft noch verschmutzt werden?» Solche Fragen werden bereits erörtert; aber so lange dies von positivistisch geprägten Menschen getan wird, fehlt dem «Recht der Natur» die weltanschauliche Grundlage, und man kommt in der Praxis nur sehr mühsam voran. Es erhebt sich hier die Frage, wer denn der Träger eines solchen «Rechtes der Natur auf Leben» sein könnte. Letztlich müssen das alle Staaten zusammen sein; beginnen sollte aber jeder Staat innerhalb seines eigenen Hoheitsgebietes, wie dies ja auch langsam geschieht, und daraus ergeben sich dann die Konferenzen der Umweltminister usw. Für deren Arbeit liefert das neue Welt- und Menschenbild, das den Positivismus überwindet, die weltanschauliche Grundlage, die für Ost und West akzeptabel sein sollte. Ich möchte mich hier aber nicht mehr weiter dazu äußern, sondern nur aufzeigen, was die Überwindung des Positivismus für Auswirkungen auf die internationale Rechtsprechung, die Erzeugung von

Kriegswaffen sowie den Umweltschutz hat. Das neue Weltbild ist nicht eine Sonder-Ideologie einiger weniger; wenn es sich nicht global durchsetzen wird, wenn die Menschheit positivistisch geprägt bleibt, wird sie weiterhin an ihrem schöpfungswidrigen Turm zu Babel bauen und daran zu Grunde gehen.

{243} Dieser erste Abschnitt des Glaubensbekenntnisses wird mit einem theologischen Fachausdruck als «der erste Artikel» des Credo bezeichnet, der vom Schöpfergott, von Gott als «Vater» handle (der «zweite Artikel» beschreibe das Handeln des «Sohnes» und der «dritte Artikel» das Wirken des «Geistes»). Hier wird festgehalten, wie wir Menschen aus dem welterschöpfenden Sein hervorgegangen sind und ihm im Paradox des du/ES begegnen können. In unserem Bewusstsein kann sich das Wunder der Evolution aufblitzend spiegeln, während es sich sonst überall einfach ereignet, unabhängig von unserem Bewusstsein. Das kann uns das Gefühl geben, das der Verfasser der Apostelgeschichte den Apostel Paulus in der Philosophenstadt Athen mit einem damaligen Dichterwort so formulieren lässt: «In Gott leben, weben und sind wir.»

{244} Zum Abschluss dieses Abschnittes möchte ich auf einen möglichen Vorwurf eingehen, der sich hier erheben könnte: meine Glaubensansichten seien pantheistisch, ich vergotte die Natur und vermenge den Schöpfer mit der Schöpfung.

{245} Dieser Vorwurf ist aber leicht zu entkräften. Wir dürfen heute die Schöpfung und die Natur nicht mehr spätarchaisch als bloße «Materie» betrachten und von Gott trennen. Das welterschöpfende Sein ist jederzeit und überall am Werk, und wer das Leben als ein religiös Geprägtes und nach innen Offenes zu leben versucht, findet überall und jederzeit Wunder, die ihn staunen lassen, in Fügungen des eigenen Lebens, in fernen Galaxien am Nachthimmel, in der Natur, in der Weisheit leiblicher Vorgänge usw. Ob Gott uns in der Natur oder im eigenen Leben, in der religiösen Tradition, in eindrücklichen Träumen oder in Fügungen begegnet, hängt von unserer Einstellung ab. Ein positivistisches Ich sieht überall im Kosmos nur «Materie», die es zu «beherrschen» gilt, während ein «marianisch» eingestellter Mensch überall Gottes Spuren entdeckt. Der Vorwurf des Pantheismus, der Vergottung der Schöpfung, kann also widerlegt werden mit dem Hinweis auf das heute überwundene spätarchaische Weltbild. Das heutige Weltbild ist in dem einen Punkt dem früharchaischen Weltbild wieder ähnlich: überall ist Göttliches. Aber wir verstehen dieses heute nicht mehr archaisch-konkretistisch als ein außen wirklich vorhandenes Jenseits, das von der «Welt» abgetrennt wäre; sondern GEIST als das Anordnende ist in jedem Geschaffenen am Werk.

{246} Vieles wäre hier noch zu sagen. Ich möchte meine Darlegung zum ersten Artikel des Credo aber, mit einigen Versen aus dem 39. Psalm, beschließen:

{247} Tue mir kund, du, unser Gott, mein Ende,
und welches das Maß meiner Tage sei,
dass ich erkenne, wie vergänglich ich bin.
Sieh, nur handbreit hast du meine Tage gemacht,
und meine Lebenszeit ist wie nichts vor dir.
Ja, ein Hauch nur ist alles, was Mensch heißt.
Nur wie ein Schatten geht der Mensch einher,
macht Lärm um ein Nichts, häuft zusammen
und weiß nicht, wer einsammeln wird.
Und nun, worauf harre ich, mein Gott?
Meine Hoffnung, sie steht zu dir.
Du bist unsere Zuflucht für und für.
Ehe denn die Berge wurden
und die Erde und die Welt geschaffen wurden,
bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Das zweite Symbol: der Sohn

«Und an Jesus Christus, seinen einzigen Sohn, unseren Herrn...»

{248} In diesen beiden Zeilen gibt es für die Übertragung in ein zeitgemäßes Weltbild manches zu entwirren, und es wird nicht einfach sein, Klarheit zu gewinnen.

{249} Sprechen wir vorerst vom «Sohn». Wenn wir uns dem «Sohn» zuwenden, wollen wir zuerst seine Bedeutung im mythischen Weltbild darstellen. Wir sehen zunächst davon ab, dass dieser «Sohn» mit dem Namen «Jesus Christus» zur Hälfte (Jesus) historisiert wurde und andererseits (Christus) doch ein mythisches Wesen war. Im mythischen Weltbild ist der «Sohn» die Brücke über den Fluss, der das Jenseits vom Diesseits trennt. Das Mythologem des «Sohnes» setzt aber einen bestimmten Stand in der Entwicklung des Bewusstseins voraus. Nicht auf jeder Stufe in der Evolution des Bewusstseins in der archaischen Zeit sprach man vom «Sohn».

{250} In früharchaischer Zeit konnte diese Vorstellung noch nicht entstehen, weil das Göttliche auf dieser Stufe der Entwicklung noch als fast allgegenwärtig erlebt worden war: jeder besondere Baum, auffällige Felsen, verborgene Quellen, Höhlen, außergewöhnliche Tiere oder Menschen waren Träger jenseitiger Geistwesen, man geladen. Erst als die Menschen im Laufe der Jahrtausende durch die Erweiterung des Bewusstseins die Welt immer besser kennen lernten und teilweise zu entmythisieren begannen, erst als die Geist-Wesen zu einem «Vater

im Himmel» zusammengefasst worden waren, erst damals wurde der «Sohn» nötig. Wenn nämlich unsere Welt immer mehr entgöttert und das Göttliche in immer weitere Ferne projiziert wird, dann entsteht plötzlich die bange Frage, wie denn ein ferner Gott im Himmel zu uns Menschen auf der Erde überhaupt noch eine Beziehung haben könne. Es entsteht eine Kluft zwischen Gott und Mensch, zwischen dem Ich und dem du (das Ich macht sich selbstständig und spaltet sich ab). Es ist nun die Funktion des «Sohnes», diesen Graben zu überbrücken.

{251} Der «Sohn» ist zwar eine Gestalt aus der spätarchaischen Zeit, aber keineswegs eine christliche Erfindung, sondern ein damals weit verbreitetes Mythologem. Bereits mehr als tausend Jahre vor Christus war das theologische Problem entstanden, wie denn der eine und einzige Sonnengott zu uns Menschen eine Verbindung haben könne. In Ägypten war nämlich eine Zeit lang die unerhörte Idee verkündet worden, es gebe nur ein einziges transzendentes Wesen, und das sei der alles erschaffende Sonnengott. (Diese jener Zeit weit vorausliegende Idee konnte aber nicht lange durchgehalten werden.) Um diesen fernen Himmels Gott den Menschen nahe zu bringen, schufen schöpferische ägyptische Theologen die mythische Figur des «Sohnes», der sich im irdischen Gott-König, dem Pharao, jeweils inkarnierte. Der Psalmvers: «Mein geliebter Sohn bist du» (Ps. 2,7) - der in den Evangelien im Taufbericht über Jesus zitiert wird - stammt aus dem ägyptischen Königsritual. Dieser Psalmvers zeigt, dass auch gewisse israelitische Könige gerne mehr als nur gewöhnliche Sterbliche, nämlich ebensolche «Roi-Soleil-Größen» gewesen wären; diesem Anspruch traten in Israel die großen Propheten vehement entgegen und setzten sich dafür ein, dass «Jahwe allein König» sei. Daraus wird klar ersichtlich, dass diese Propheten massive religiöse Projektionen auf Könige nicht zu dulden bereit waren. Sie entmythisierten damit den Bereich der königlichen Politik. Wozu «Roi-Soleil-Allüren» führen, zeigt der Film von Ch. Chaplin: «The Great Dictator» meisterhaft, und der Film von Bertolucci «Der letzte Kaiser» zeigt eindrücklich den Übergang von der archaischen Welt in China zu einem modernen Bewusstsein, wo der Kaiser kein personifizierter Gott mehr ist, nicht mehr der «Sohn des Himmels». Wenn man aber dem Volk die religiösen Projektionsfiguren ersatzlos wegnimmt, projiziert dieses anderswohin, und so entsteht der «Personenkult», in China mit Mao. Und wenn der neue «Führer-Gott» nicht ein sehr kultivierter Mensch ist und unkontrollierte emotionale Züge hat, dann kann er zur Inkarnation eines wilden Naturgottes (etwa Wotans) werden - und dann kommen die «Roten Garden» oder die «Hitlerjugend»... Mit religiösen Projektionen darf man nicht leichtfertig umgehen; - wenigstens dies könnte der Mensch des 20. Jahrhunderts aus seiner jüngsten Vergangenheit lernen! Auch China wird in Zukunft wieder eine Religiosität entwickeln müssen - freilich eine unserer Zeit entsprechende. Wenn wir das Symbol des «Sohnes» psychologisch interpretieren, können wir sagen,

dass der Einfall des «Sohnes» eine drohende Kluft zwischen dem bereits ziemlich eigenmächtig gewordenen spätarchaischen Ich und dem kaum mehr erlebten du/ES überbrückt hat. Der mythische «Sohn» versucht das lähmende Gefühl der Gottesferne zu heilen, das in sich selbst verfangene Ich wieder mit neuem Leben zu erfüllen.

{252} Der «Sohn» kommt vom «himmlischen Vater» her und ist ein göttliches Gnadengeschenk an die «Welt»; es ist also das Du selber, das die «Gottesbrücke» baut, und nicht das Ich (das eher, wie die Sage zeigt, «Teufelsbrücken» baut, also mit dem Schatten paktiert, um neue Lebenskraft «von drüben» zu ergattern). In der Alten Kirche wurde dieses Problem in den Streitgesprächen mit den so genannten «Arianern» erörtert. Diese waren der Ansicht, dass der Gottessohn lediglich ein sehr vollkommener, der größte aller möglichen Menschen gewesen sei; für die mehrheitlich noch mythisch denkenden Kirchenväter bedeutete die arianische Lehre aber, dass die Erlösung «von unten nach oben», vom Menschlichen her zum Göttlichen hin (sprich: vom Ich zum du), geschehe. Die heutige Tiefenpsychologie kann den empirischen Nachweis erbringen, dass die erlösenden Einfälle aber aus dem du stammen und nicht vom Ich konstruiert werden; wir können heute also empirisch feststellen, dass die Kirche, als sie sich gegen die Lehrmeinung der Arianer wandte, aus einem gesunden Gespür heraus dogmatisch richtig entschieden hat (ob die dabei angewandten Kampfmethoden auch ethisch richtig waren, ist hingegen eher zu bezweifeln): Das Heil kommt nicht aus dem Ich-Bereich, sondern als «schöpferischer Sprung» aus dem du (vgl. V. Kast: Der schöpferische Sprung, Walter-Verlag 1987).

{253} Das Verhältnis vom «Sohn» zum «Vater» wird im so genannten Großen Glaubensbekenntnis, dem Nicaeno-Constantinopolitanum, theologisch-philosophisch näher zu bestimmen versucht. Wir wollen diese Aussagen für die Deutung des Credo heranziehen. Es heißt dort vom Sohn:

{254} «... aus dem Vater vor aller Ewigkeit gezeugt,
Gott von Gott, Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater,
durch den alles geschaffen ist,
der für uns Menschen
um unseres Heiles willen
vom Himmel herabgekommen
und Fleisch geworden ist...»

{255} Hier wird in verschiedenen Bildern in mythischer Sprache immer dasselbe gesagt: dass die Rettung von «jenseits» kommt. Die schöpferischen Einfälle kommen aus dem Unbewussten. Die Alten hatten ein feines Gespür dafür und waren auch so ehrlich, dies zuzugeben. Sie waren noch nicht so sehr vom Homofaber-Mythos besessen wie unser Jahrhundert, wo neue Entdeckungen «klugen Köpfen» zugeschrieben werden und nicht «bräutlichen Seelen».

{256} Aus dieser Erfahrungstatsache, dass die erlösenden Impulse vom du ausgehen und nicht vom Ich fabriziert werden, darf man nun aber nicht mit rein rationaler Logik folgern, dass das Ich beim Prozess der Lösung eines Problems keine wichtige Rolle spiele. Es muss sich nämlich zuerst einmal ernsthaft um eine Lösung des Problems bemühen: «Wer strebend sich bemüht, den wollen wir erlösen», sagt Goethe im «Faust» zutreffend. Tag und Nacht muss das Ich sich mit dem Problem herumschlagen. Dann wird das Unbewusste mithelfen und die Lösung plötzlich aus seinem uralten Erfahrungsschatz in den Ich-Bereich einfließen lassen -aber in einer alten, nämlich in der Symbolsprache. Ohne Vorbereitung gibt es keine Offenbarungen. Diese sind zwar das Werk des du. Aber auch hinterher muss das Ich noch einmal aktiv werden und sich ernsthaft darum bemühen, den Einfall aus der «Urzeit» in seine Welt hinein zu übersetzen. Der schöpferische Einfall dauert meist nicht lange; die Verarbeitung und Assimilation des Erschauten ins Heute hinein kann aber unter Umständen Jahre dauern, wie die Geschichte vieler großer Entdeckungen zeigt.

{257} Halten wir fest: Der «Sohn», die Rettung, die Erlösung, kommt von «drüben» und ist - archaisch gesagt - kein «Menschenwerk». Wir werden «aus Gnade» gerettet. Paulus betonte zu Recht, dass der letzte Ruhm Gott gehören müsse und nicht unserer Tüchtigkeit.

{258} Wenden wir uns einem nächsten Ausdruck zu. Vom «Sohn» wird gesagt, er sei «sein einziger Sohn». - Darin steckt der Absolutheitsanspruch des Christentums. Gott wird als der eine allmächtige Vater bezeichnet, neben dem es keine anderen Gottheiten geben darf, und so wie er der Einzige ist, so ist auch sein Sohn nur einer - und nicht viele, wie in den meisten anderen Religionen. Deshalb ist das Christentum in seinen eigenen Augen die einzig wahre Religion. Wir werden unten unter dem Punkt «... die heilige allumfassende Kirche ...» auf den Absolutheitsanspruch des Christentums zurückkommen und können dieses Thema hier unerledigt verlassen. Es sei nur so viel bereits vorweggenommen: In einer zeitgemäßen Auffassung von Religiosität wird der Absolutheitsanspruch natürlich hinfällig. Allerdings ist zu beachten, dass die ganze Problematik doch nicht so einfach ist, wie es auf den ersten Blick den Anschein machen könnte. Greifen wir das nächste Problem auf, ein sehr gewichtiges: Der «Sohn» wird durch den Namen «Jesus» und den Hoheitstitel «Christus» einerseits mit einem historischen Menschen identifiziert und andererseits mythisch als der göttliche Gesalbte be-

zeichnet. Diese Historisierung und Theologisierung des inneren Meisters ist ein folgenschwerer Vorgang. Dadurch wird der Erlösungsprozess auf den bestimmten Menschen Jesus von Nazareth fixiert, und indem er sich außerhalb des einzelnen abspielt, geschieht die Erlösung auch außerhalb des Gläubigen, in der Projektion. Ist sie so aber noch wirklich? Um die Gnade wieder erlebbar zu machen, muss man nun zu mystischen Identifikationsformeln Zuflucht suchen, wie etwa: «Eins werden mit Jesus Christus», «Christus in mir», «ich in Christus», «Christus ist mein göttliches Seelenfünkeln» etc. Das Heilsgeschehen im Einzelnen (wo es sich in Tat und Wahrheit abspielt) wird durch die Historisierung auf ein so genanntes «objektives Heilsgeschehen», wie etwa die Erlösung am Kreuz und die Auferstehung, verlegt. Damit wird der Gläubige als Einzelner aber nicht voll ernst genommen. Sein eigenes Heil sieht er nur «draußen», im Projektionsträger Jesus von Nazareth; dadurch kommt der eigene innere Meister gar nie in sein Gesichtsfeld. Erlösung wird nur durch mystische Teilnahme an einem äußeren Heilsereignis erfahrbar, also durch eine Projektion, eine Vermengung des eigenen Inneren, das unbewusst bleibt, mit Äußerem. Das eigene Innere wird vernachlässigt. Es bleibt unbekannt. Durch Rücknahme der Projektion des Heilsvorganges wird der einzelne religiös wieder ernster genommen, und die Erlösung ereignet sich nun dort, wo sie wirklich geschieht: im einzelnen Menschen. Der «Gottessohn» wird zu meiner eigenen Erfahrung.

{259} Dadurch wird der Mensch Jesus von Nazareth - von ihm soll nun die Rede sein - in seiner Bedeutung für unser Glaubensleben aber keineswegs weniger wichtig. Doch wird er neu verstanden: Jesus ist ein für unsere Zeit und Kultur immer noch maßgebender Mensch. Seine religiöse Einstellung ist für uns immer noch vorbildlich, und ebenso sind es die von ihm ausgegangenen Werke, von denen ich hier nur eine ganz kleine Auswahl aufzählen kann. Immer stand sein Wirken im Zeichen des Ganz-Werdens, der «Heimfindung des Verlorenen». Er hat das Abgespaltene wieder ins Leben eingefügt, Randsiedler der Gesellschaft wieder in die Mitte geholt. Seine Integrationskraft war wohl das wesentliche Merkmal seines Wirkens, und das ist es, was wir heute brauchen: einen Geist, der nicht polarisiert und Spannungen verschärft, sondern heil und ganz machen kann. Diese Eigenschaften besitzt unser du in weit höherem Maße als unser Ich, und darum ist es nicht verwunderlich, wenn Jesus zu einem Symbol des du geworden ist, an dem wir ablesen können, in welcher Richtung sich unser Ich entwickeln müsste.

{260} Aus der Fülle des Wirkens Jesu sei nur gerade das Folgende herausgegriffen: In einer frauenfeindlich eingestellten Welt hat Jesus die Frauen leiblich und geistig wieder ernst genommen. Die leibliche Seite zeigt etwa die Geschichte von der «blutflüssigen Frau» und «dem Töchterlein des Jairus». Jene Frau mit ihren jahrelangen Menstruationsbeschwerden, die für die Heilung ihr ganzes Vermögen den Ärzten geopfert hatte, wurde von Jesus nicht als Unreine abgewiesen und

kalt tabuisiert, sondern in ihrer Sehnsucht nach Leben, Wärme und Kontakt ernst genommen und dadurch geheilt. Jesus scheute nicht vor der Berührung mit dieser vor dem damaligen Gesetz unreinen Frau zurück. Er war frei von den Berührungsängsten der perfekten Leute. Er ließ sich auch von einer öffentlich bekannten «Sünderin» die Füße küssen und mit Tränen benetzen. Ebenso erweckte er das Töchterlein des frommen Kirchenvorstehers Jairus, das mit einer ekklesiogenen Neurose «abliegen» wollte, als es ins heiratsfähige Alter kam, wieder zu neuem Leben (vielleicht handelte es sich hier um eine Art Magersucht?). Ich kann diese Beispiele hier natürlich nur kurz streifen.

{261} Dass Jesus auch die geistige Seite der Frauen ernst genommen hat, obwohl dies damals gar nicht üblich war, zeigt die Geschichte von der Heilung der «verkrümmten Frau», die in der gegenwärtigen feministischen Theologie viel zitiert wird, anschaulich. Jesus hat im Gottesdienst in einer Synagoge, wo die Frauen nur hinter einer Abschränkung teilnehmen durften, vorne im Männer- und Hauptraum vor der versammelten Männer-Gemeinde eine seit langem niedergebeugte Frau aufgerichtet. Damit hat er gezeigt, wo die Frauen im Gottesdienst hingehören und in welcher Haltung er sie (als gleichberechtigte Menschen) sehen möchte: aufrecht.

{262} Neben den Frauen gab es noch andere soziale Gruppen, die damals abseits stehen mussten, z. B. auch die Kinder. «Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen» - dieser oft unglücklich zitierte Satz ist im Zusammenhang- der Eingliederung angeblich Minderwertiger in die Kult- und Lebensgemeinschaft zu verstehen, als ein Aktionsprogramm, mit dem die ganze Pädagogik der Antike hätte revolutioniert werden können. Auch wir heute müssen noch besser lernen, das Kind (in uns) ernst zu nehmen (Vgl. Kathrin Asper, Von der Kindheit zum Kind in uns. Lebenshilfe aus dem Unbewussten, Walter 1988). Wegen seiner natürlichen Ganzheitlichkeit kann das Kind ein echtes Vorbild werden - und schon sind wir bei diesem ach so oft missverstandenen Satz Jesu! Zu dieser Ganzheitlichkeit Jesu gehört, dass er auch seine Schwächen zeigte: Er zitterte vor Angst im Garten Gethsemane und bat Gott, den Leidens- und Todeskelch an ihm vorübergehen zu lassen. Voller Wut verfluchte er einst einen Feigenbaum - da hatte es bei ihm offensichtlich ausgehängt! In heiligem Zorn stürzte er die Tische der Kaufleute im Tempelvorhof um, und mit gewissen Pharisäern verfuhr er nicht gerade zimperlich, wenn er sie mit frisch geweißelten Grabstätten verglich: außen fix und innen nix! Jesus war ein gefühlsbetonter Mensch - und stand dazu (Vgl. Karl Herbst, Der wirkliche Jesus. Das total andere Gottesbild, Walter 1988).

{263} Jesus lebte den Mythos des Ganzseins und ist deshalb auch für unser Seelenheil heute noch bedeutsam, als ein maßgeblicher Gründer dieses Mythos im Abendland. Wer sich bei uns mit Selbstwertung befasst, kommt nicht an

der Gründergestalt Jesu von Nazareth vorbei. Darum nennt ihn das Credo auch «Christus», den Gesalbten Gottes, den Messias, oder einfach den «Herrn», den Kyrios der Griechen, die Rettergestalt von Juden und Heiden. Weil Jesus aus dem du lebte, wurde er zu einem DU-Symbol, also vergöttlicht. Um die Sache ganz klar zu machen, stellen wir uns die direkte Frage: War der Mensch Jesus von Nazareth der Sohn Gottes oder nicht?

{264} Durch das Zurückholen der religiösen Projektionen wird deutlich, dass wir diesen Titel im symbolischen Sinne verstehen müssen, also als ein Bild oder Symbol für unser eigenes göttliches «Seelenfünklein». Wenn wir uns in sein Leben vertiefen, können wir davon stark berührt werden. Dabei wird unser eigenes du angerührt, und insofern wir das Gefühl bekommen, Jesus sei uns auf dem Wege der Selbstwerdung voraus, kann er natürlich zum Ideal werden, dem wir nachfolgen wollen, zu einem Bild unseres wahren Selbst. Wir projizieren dann unser eigenes Ziel auf Jesus, der zu unserem Ziel wird. Jeder Mensch braucht solche «Krücken», Hilfen, Projektionsträger. Insofern können wir religiös nie ohne Projektionen auskommen. Immer werden wir wieder Menschen oder auch nur gewisse Züge an Menschen finden, die uns so begeistern, dass wir sie nachahmen wollen. Wir müssen uns heute aber bewusst werden, dass es letztlich nicht um die Imitation anderer geht, sondern um unsere eigene ganzheitliche Selbstwerdung. Je mehr wir religiöse Anfänger sind, desto stärker projizieren wir unser Innerstes auf religiöse Führer, vermengen unbewusst unser eigenes Innerstes mit ihnen und verlieren dadurch die heilsame Distanz zu ihnen (wir beten sie an oder sind gar verliebt in sie, und die Lösung von ihnen ist dann meist mit abscheulichen Hassgefühlen verbunden).

{265} So viel sollte klar sein: Natürlich war Jesus kein mythisches Gottwesen, sondern ein richtiger Mensch. Darin hat die alte liberale Theologie, welche schon anfangs dieses Jahrhunderts die mythische Überhöhung Jesu abschaffen wollte, durchaus Recht gehabt. Leider war diese fortschrittliche theologische Richtung aber dem Positivismus noch zu sehr verhaftet; sie konnte mit dem Mythischen nichts anfangen und war darum zu oberflächlich, im Grunde ein moderner Arianismus. Aber gerade deshalb, weil Jesus ein «richtiger» Mensch war, lebte er auf das Du bezogen, und durch diese Lebensweise kann er uns auf unserem eigenen Weg der Selbstfindung bedeutsam, eine Brücke zum Selbst, ein «Sohn», werden. Wenn er das ist, dann hat er unsere Anteilnahme, unsere seelische Energie auf sich gezogen - mit anderen Worten: Wir projizieren unser du auf ihn, wodurch er für uns zum Meister, zum Führer, zum Herrn, zum Ideal, zum «Sohn Gottes» wird. Unser Selbst ist dann «draußen», mit ihm vermengt. Je weniger wir bewusst aus dem Eigenen zu schöpfen verstehen, desto mehr leben wir in der unbewussten Projektion. Dann aber ist unser Innerstes draußen, und wir leben nicht selber,

sondern imitieren etwas Fremdes, das wir zu unserem Innersten und Ureigenen gemacht haben. Wir stehen dann neben uns selber. Unser Haus erhebt sich auf einem Fundament, das nicht unser eigenes du ist.

{266} Ich möchte hier eine vielleicht weiterhelfende Unterscheidung vornehmen, die Unterscheidung zwischen «imitieren» und «nachfolgen». Wenn wir den Menschen Jesus von Nazareth imitieren wollen, setzen wir sein Leben an die Stelle unseres du. Wenn wir ihm aber nachfolgen, versuchen wir, die Hauptsache am Leben dieses Menschen, nämlich dass er aus seinem Ursprung lebte, in unser Leben und in unsere so ganz andere Zeit und Welt schöpferisch zu übertragen. Imitation ist bloßes Nachmachen, während Nachfolge der Versuch einer schöpferischen Übertragung ist. Imitation bleibt auf einer oberflächlichen Stufe stehen, während Nachfolge den inneren, ureigenen Vollzug meint, die Hauptsache und das Wesentliche, das Bleibende und ewig Gültige an Jesus schöpferisch auf unser eigenes Leben zu übertragen. Imitation ist äußere Nachahmung, während Nachfolge tiefer geht und zum Erwachen des eigentlichen Menschseins führt, zur bewussten Bezogenheit auf das Du, zur unbegrenzten Lebendigkeit, zum Leben aus der eigenen schöpferischen Tiefe. Imitation engt ein, Nachfolge führt in die Freiheit.

{267} Neu formuliert: Sowohl der mythische «Sohn» ist die Brücke zwischen Ich und du ah auch der historische Jesus, wenn wir ihn nicht imitieren, sondern uns von ihm schöpferisch zu einem Leben aus dem du anregen lassen. Dann springt der zündende Funke von ihm auf uns über, und auch wir werden - mythisch gesagt - zu einem «Sohn» und einer «Tochter» Gottes, die stets offen ist für Anregungen des du.

{268} Jesus Christus ist, sowohl als historische Persönlichkeit wie auch als mythisches Gottwesen eine gute Brücke zwischen Ich und du, die uns zu einem ganzheitlichen Leben aus dem Ursprung anregt.

«... empfangen durch den Heiligen Geist...»

{269} Zu diesem Thema haben wir uns bereits Gedanken gemacht, als wir den Mythos von der jungfräulichen Empfängnis - das Symbol für die religiöse Einstellung des Menschen - in unsere Zeit zu übertragen versuchten.

{270} Diese Zeile des Credo ist die Schaltstelle des schöpferischen Prozesses bei der Erneuerung des Menschen: Was bisher im Unbewussten als «der mit dem Vater wesensgleiche Sohn» heranreifte, tritt nun ins Bewusstsein des Menschen ein, kommt in den Ich-Bereich, wo er empfangen wird. Es taucht jetzt die Frage auf, ob unser Bewusstsein fähig ist, schöpferische Impulse aus dem Unbewussten überhaupt aufzunehmen. Sind wir «ganz Ohr» dafür? Ist unser geistiges Ohr empfänglich genug? Wie viele Menschen etwa missachten ihre Träume, diese wert-

vollen Kundgebungen des Unbewussten! Mit dem Wort «empfangen» ist unser Ich angesprochen. Wenn wir in ein starres Ich-System eingemauert sind, sind wir für Botschaften von «drüben» nicht empfänglich. Das Ich muss bereit sein, Überholtes zu opfern - das Bild des Opfers, Karfreitag, taucht am Horizont auf-, um dem andrängenden Neuen Platz zu machen. Aus einer Raupe wird nie ein im Sonnenlicht tanzender Schmetterling, wenn die Raupe nur Raupe bleiben will. Mit dem Wort «empfangen» lassen wir uns auf das «Stirb und Werde!» ein.

{271} «Empfangen durch den Heiligen Geist»... : Der Ausdruck «Heiliger Geist» weist darauf hin, wessen Geistes Kind der «Sohn» ist: nämlich nicht das Produkt seiner Erzieher, geistlichen Väter, seiner Familiennormen usw. , sondern ein Mensch, der mit seinem eigenen Ursprung, seinem Schöpfer, seinem du, verbunden ist. Das Credo stellt Jesus, modern gesagt, als einen schöpferischen Menschen hin, der vorwiegend aus seinem eigenen Urgrund gelebt hat. Dadurch musste Jesus viele gesellschaftlichen Tabus brechen - wofür er dann auch als «Gotteslästerer» hingerichtet wurde. Aber er hat nicht Gott, sondern nur dem «man» gelästert. Das «man» - die Ideologie - ist der Gott der Verkalkten.

{272} Der «Heilige Geist» als der «Vater» Jesu ist ein umfassender Geist, der uns ganzheitlich leben lässt. Zu diesem ganzheitlichen Leben Jesu gehört ein großer Spannungsbogen: seinem allerhöchsten geistigen Vater entspricht auf der leiblichen Ebene sein Vater Joseph, ein einfacher Zimmermann aus dem unbedeutenden Nest Nazareth. Wäre Jesus ein Prinz gewesen, hätte er nicht die ganze Palette des Menschseins umfasst und wäre als Symbol der Brücke zwischen dem Ich und dem du, dem Menschlichen und dem Göttlichen, nicht geeignet gewesen. Das Volk hätte ihn nicht so gut als «Eigenen» verehren können, und das überragende soziale Engagement des Christentums wäre ohne diese sehr gewöhnliche Seite des Heilbringers wohl undenkbar.

{273} Die niedrige Herkunft des Erlösers spielt aber nicht nur in der Bibel, sondern auch in vielen Märchen eine große Rolle. Es geht dort darum, dass just der Verachtete schließlich der König wird. Die Erlösung kommt von dort, woher es niemand erwartet. Das muss auch so sein; denn sonst wäre ja alle Welt von selbst auf den rettenden Einfall gekommen! Das Gold liegt aber nicht auf der Straße. Die niedere Geburt im Stall und der Stern am Himmel gehören zur paradoxen Einheit des Ganzseins. Auch der erste glänzende König in Israel, David, war einst ein einfacher Bauernsohn gewesen, und ausgerechnet er, der Jüngste, hat den Riesen Goliath besiegt...

{274} Der «Heilige Geist», der unserem Innersten entspringt, ist ein umfassender Geist, und je mehr wir uns ihm öffnen, desto unbedeutender wird unser sozialer Rang und unsere Stellung in dieser Welt. Aber gerade dadurch werden wir befähigt, wirklich verantwortungsvolle Posten menschlich und schlicht

zu versehen! Je «höher» ein Amt, desto weniger eingebildet und aufgeblasen darf sein Träger sein; er muss in sich immer etwas spüren vom Einfachen des «Zimmermannssohnes». Nur in dieser Geisteshaltung kann er seine schwere Bürde recht tragen. Unser du braucht kein Ich mit weltlichem Rang und Namen, sondern ein schlichtes, menschliches Gegenüber, das für seine stillen Weisungen empfänglich ist.

{275} Sprechen wir darum jetzt vom anderen wichtigen Wort dieser Zeile des Credo: «empfangen». - An dieser Stelle tritt die Mitwirkung des Ichs im schöpferischen Prozess auf den Plan. Es nützt dem Menschen nichts, wenn das Du die schönsten Ideen vorbereitet, um dem Ich kreative Impulse zu vermitteln, wenn kein Ich da ist, diese zu empfangen, auszutragen und schließlich als im eigenen Leben gereifte Ideen in die Welt zu setzen. Vom Empfangen bis zum Verständlich-Machen ist der schöpferische Mensch schwanger. Wie ein leibliches Kind im Schoß der Mutter an der Substanz derer zehrt, die ihn austrägt, so auch die schöpferische Idee. Der betreffende Mensch ist teilweise davon absorbiert und tut in der Außenwelt nur noch das Allernötigste. Er kann sogar krank werden, wenn er seinem inneren Impuls nicht nachgibt und irgendwelche andere alltäglichen Verrichtungen höher bewertet als das heranwachsende geistige Kind. Während dieser Zeit der Schwangerschaft liegt ein Druck auf diesem Menschen, solange, bis alles seine rechte Form gefunden hat. Dann kommt die Erlösung; das Kind wird - nach einer oft schmerzlichen Zeit - am Schluss mit Freuden geboren. Der glückliche Mensch, der «geboren» hat, bekommt das frohe Gefühl, die ganze Welt tanze mit und bejuble diese Geburt, wie es seinerzeit in Bethlehem war... Das ist das Hochgefühl des schöpferischen Menschen. Wenn er aber allzu lange auf seinen Lorbeeren ausruht und sich etwas auf sein «Kind» einbildet, wird er unfruchtbar; sein geistiger Schoß verschließt sich. Er vertrocknet. Unser Ich muss ewig bräutlich eingestellt sein, ewig jungfräulich wie Maria, die ihren Sohn schmerzlos geboren hat.

{276} Mancher Leser mag sich fragen, was hier überhaupt mit einem «schöpferischen» Leben gemeint sei. Vielleicht denkt er resigniert, das sei nichts für ihn, weil er doch kein großer Erfinder sein könne. Mit einem schöpferischen Leben meine ich aber etwas ganz anderes, viel Gewöhnlicheres: ein Leben aus dem Ursprung, also kein imitiertes Leben, nichts Festgefahrenes. Wir alle sind doch immer in der Gefahr, dem Trott des Alltags zu verfallen, und dadurch leben wir am Leben vorbei; wir werden gelebt. Wir sollen aber das tun lernen, was wir selber tun können! Hier ein abschreckendes Beispiel, wie es nicht sein sollte: Ich sprach einst mit einer über 50-jährigen ledigen alten Jungfer über ein neues Kochrezept. Sie wollte es darum nicht ausprobieren - auch für sich selbst nicht -, weil ihre 80-jährige Mutter, mit der sie zusammenlebte, damit vielleicht nicht einverstanden sein könnte! Nicht einmal auf ein neues Kochrezept ließ sie sich ein

- geschweige denn auf einen Mann! So spüren viele Menschen nicht, was sie eigentlich gerne möchten und könnten, weil sie im «man» gefangen sind; ureigene Regungen sind für sie nicht mehr erfahrbar. Damit aber haben sie sich von Gott, ihrem du getrennt, und ihr Lebensgrundgefühl ist dann auch das der Einsamkeit und Verlassenheit. Wer sich aufs «man» verlässt, fühlt sich innerlich verlassen. Boden unter die Füße gibt uns nur ein Leben aus dem eigenen Ursprung, aus dem lebendigen Gott in uns.

«... geboren von der Jungfrau Maria...»

{277} Manches davon, was hier zu sagen ist, wurde bereits bei der Erläuterung des Mythos von der jungfräulichen Empfängnis ausgeführt. «Maria» ist in der symbolischen Auslegung unsere bräutlich-empfangende Haltung der «bessere Teil» unseres Ichs, der «in steter Reinheit des Herzens» bereit ist, unser Leben vom innersten du her durch neue Impulse kreativ zu verändern, im Sinne schöpferischer Selbstwerdung und Gestaltung der Welt. Die «Jungfrau» des Mythos meint die «jungfräuliche Haltung», die stete Offenheit unseres Herzens wie in der ersten Liebe.

{278} Damit, was oben zur «marianischen Einstellung» des Bewusstseins ausgeführt wurde, ist aber noch nicht ausgeschöpft, was der Mythos darüber zu sagen hat. Die katholische Kirche hat in ihrer Meditation über Maria noch mehr entdeckt. Ich gehe jetzt darauf ein. Dazu benütze ich den neuesten katholischen Erwachsenen-Katechismus, der von einem aufgeschlossenen katholischen Theologen - W Kasper - redigiert und von der deutschen Bischofskonferenz herausgegeben wurde («Kath. Erwachsenen-Kathechismus», Styria-Verlag, Köln 1985). Im Vorwort wird ausdrücklich festgehalten, dass der katholische Glaube hier verlässlich dargestellt sei. Von Maria handeln die Seiten 166-182, zu denen ich mich nun äußern werde. Die archaisch-mythische Darstellung werde ich in eine symbolische Sprache umformulieren.

{279} Nach der offiziellen katholischen Darstellung gehört Maria in eine «geschichtliche Entwicklung» hinein, in welcher sich das sog. «Glaubensmysterium» entfaltet. Dieses «Glaubensmysterium» wird von der katholischen Kirche immer noch archaisch-konkretistisch verstanden, während ich es als eine symbolische Wahrheit auffasse. Die «geschichtliche Entwicklung» wird so zu einer «inneren Entwicklung».

{280} Maria ist für die katholische Kirche die Krönung einer langen Geschichte großer Frauengestalten - die natürlich mit Eva begonnen hat. Eva ... Was ist damit gemeint? Sie ist die «erste» Frau im Gegensatz zur «zweiten», zu Maria. Diese «erste» Frau hat sich Gott gegenüber verschlossen, indem sie selber werden wollte «wie Gott». Deswegen wurde sie aus dem Paradies vertrieben. Aber sie wurde trotzdem von Gott geehrt, indem sie zur «Mutter alles Lebendigen»

werden durfte, aus deren Schoß letztlich die großen Glaubenshelden des Alten Testaments entstammen: Ihre Nachfolgerinnen, z. B. Sara und Rebekka, haben die Erzväter des Glaubens, Isaak und Jakob, geboren. Die Reihe dieser «großen Mütter» reicht bis zu Elisabeth, die Johannes den Täufer zur Welt gebracht und genährt hat.

{281} Mit Maria beginnt nach katholischer Ansicht nun ein neuer Abschnitt in der Entwicklung des Glaubensmysteriums. Von Eva bis zu Maria führt ein langer Weg. Auf diesem langen Glaubensweg wurde die Menschheit reif für eine ganz neue Schöpfung: Der Gottessohn wurde geboren. Mit viel Liebe und Sorgfalt hat die Kirche diesen Einbruch des Göttlichen dargestellt. Es beginnt schon bei der Mutter Marias, welche ihre Tochter Maria als «unbeflecktes» Kind empfangen hat, wie das Dogma 1854 endgültig festhielt (woran wir jährlich am 8. Dezember feierlich erinnert werden sollen). Die Mutter des künftigen Weltenretters kann ja nicht irgendwer ein! Sie steht in einer überaus bedeutsamen Glaubenstradition, und zudem wird sie noch von Geburt an befreit vom Makel der Erbschuld von Eva her (= «unbefleckte Empfängnis»). So ist sie die «reine Magd des Herrn», die von Gott Auserwählte und Begnadete, die zum Urbild der Erwählung wird, in der sich alle Erwählung verdichtet. Darum wird sie auch «Tochter Zion» genannt, in der sich alle alttestamentlichen Verheißungen erfüllen. Sie wird zur Repräsentantin Israels, des erwählten Volkes. Maria wird so zum Vor- und Urbild der Kirche, des Gottesvolkes. Weil sie schließlich den göttlichen Sohn empfängt, wird sie auch zum «Tempel Gottes», in welchem Gott Mensch wird.

{282} Durch die Empfängnis des göttlichen Sohnes wird Maria so sehr geheiligt, dass sie bereits dadurch erlöst wird, «mit Blick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechtes» (Formulierung des Dogmas).

{283} So weit die offizielle Darstellung dieses «Glaubensmysteriums» durch die katholische Kirche. Wenn wir diese archaisch-mythische Lehre der Entwicklung von «Eva» zu «Maria» symbolisch deuten, können wir darin für die Entwicklung unserer eigenen religiösen Einstellung viel Wertvolles finden. Ich gehe nun näher auf die einzelnen Teile dieses Mythos «von Eva zu Maria» ein. Eine lange Geschichte! - Zuerst müssen wir bei der Paradiesgeschichte verweilen - bei «Adam und Eva», dem ersten Menschenpaar. Es kann jetzt natürlich nicht darum gehen, zu all den vielen tiefenpsychologischen Deutungen des Mythos in 1. Moses 3 noch eine weitere, möglicherweise noch besser fundierte, hinzuzufügen. Ich kann hier auch nicht auf die religionsgeschichtlichen Tatsachen und Vermutungen im Zusammenhang mit dieser Geschichte vom «Sündenfall» eingehen. Es geht mir auch nicht um eine historisch-kritische Auslegung des Mythos von Eva, der Schlange und dem Baum der Erkenntnis. Mich interessiert vielmehr,

was die katholische Dogmatik für eine tiefere Weisheit enthält, wenn man ihre archaisch-mythische Form symbolisch versteht. «Von Eva zu Maria» - was heißt das? (Siehe dazu die wichtige Nachbemerkung am Ende des Buches)

{284} Ganz am Anfang, also vor der Begegnung mit der Schlange (die im hebr. übrigens männlichen Geschlechts ist - also «der Schlang»), lebte das erste Menschenpaar ganz natürlich-naturhaft, wie alle andern Geschöpfe auch, mit seinem Schöpfer verbunden. Alle folgen ihren naturgegebenen Instinktordnungen, durch die das Geborenwerden und das Sterben, das Wachen und das Schlafen, Fressen und Gefressenwerden, Arbeiten und Ruhen, Liebe und Kampf usw. so geregelt werden, dass die Schöpfung in ihrem ewigen Stirb und Werde weiter besteht. Das ist gemeint mit dem Leben in der paradiesischen Naturordnung (was nichts zu tun hat mit den Wunschfantasien von einem «Schlaraffenland», wo nur das Lustprinzip herrscht).

{285} Nun aber ist der Mensch dasjenige unter den Geschöpfen, dem «die Augen aufgehen» sollen. Das bedeutet, dass dem Menschen nicht nur, wie vielen höher entwickelten anderen Geschöpfen auch, viele einzelne Dinge bewusst werden können; sondern uns «gehen die Augen auf», wenn wir über unser Leben als ganzes nachzudenken beginnen. Die am meisten einschneidende Sache aber ist doch die, dass wir sterben müssen. Das tut am meisten weh und regt darum auch am meisten zum Nachdenken an. Wir dürfen nicht vergessen, dass es sehr oft der Schmerz ist, der uns zwingt, aufzumerken. Darum hat man früher die Kinder so fleißig geprügelt; man wusste, dass das, was «eingebläut» wurde, nicht so rasch wieder vergessen wurde (dass man dabei die Dinge nur wegen der Prügel und nicht um der Sache willen nicht mehr vergaß, spielte in der Pädagogik der Alten keine Rolle). Wenn uns aber eines Tages - sei es durch den Verlust der Eltern, durch ein Erlebnis, wo wir nur knapp dem Tode entronnen waren, den Tod von Freunden oder geliebten Menschen usw. - ganz klar vor Augen tritt, dass wir alle einmal sterben, dann «gehen uns die Augen auf». Unser Leben bekommt eine neue Qualität. Dann springt uns das Leben an, so wie eine Schlange plötzlich aus einem Loch hervorschießen und sich doppelzünftig vor uns aufbäumen kann, zum tödlichen Biss bereit. Wenn uns «die Augen aufgehen», spricht uns die «andere Seite» des Lebens an. Im Bild der Schlange spricht uns die Kreatürlichkeit des Lebens an, der Umstand, «dass es mit uns ein Ende haben muss». Die Schlange verkörpert den vegetativen Bereich, der uns mit der Erde verbindet, von der wir genommen sind und zu der wir wieder zurückkehren. Wer im vegetativen Bereich Probleme hat - dies ist unter verstädterten Menschen sehr häufig -, hat Probleme mit seiner Schlange. Sie hat ihn vielleicht betört, und so geht es ihm wie seinerzeit Eva: Er muss sein natürliches Verflochtensein, seine naive Einheit mit dem Gesamt des Lebens verlassen und wird aus der Urschöpfungsordnung herausgeworfen.

{286} Wie kann denn die Schlange, unsere Erdnatur, unsere nackte Kreatürlichkeit, uns betören? Wie alles im Leben, hat eben auch dies zwei Seiten, wenn es uns bewusst wird. Die Schlange ist doppelzünftig. Dass wir sterben müssen, ist für uns nicht nur ein Schock, der uns lähmt, sondern ebenso sehr eine Quelle unendlich vieler Einsichten, nicht nur höchster und frömmster Weisheiten, sondern auch einer Klugheit, die uns das praktische Leben im Alltag bestehen hilft. Nicht umsonst gilt die Schlange vielen Völkern als Trägerin tiefster Weisheit. Die Schlange des Äskulap im Signet der Ärzte hat sogar heilende Wirkung. Wenn wir nämlich wissen, dass wir sterben müssen, dann beginnen wir auch darüber nachzudenken, was wir tun müssen, um die Gefahren des Lebens zu meiden. Die Angst macht uns schöpferisch. Wenn ich daran denke, wie oft ich in meiner Pubertätszeit, vor 30 Jahren, als ich keineswegs damit ernst gemacht habe, dass auch ich einmal sterben muss, das Leben mutwillig aufs Spiel gesetzt habe! Heute, wo ich mein Ende näher weiß, gehe ich mit dem mir anvertrauten Leben sorgfältiger um. Ich bin ein wenig klüger geworden. Die Klugheit winkt als lockender Preis für den, der sich seiner Endlichkeit bewusst geworden ist. «Herr, lehre mich bedenken, dass ich sterben muss, damit ich klug werde», heißt es im Psalmwort. So schön aber diese Klugheit ist, so ist sie doch gleichzeitig auch des Teufels; denn sie verführt uns zur Selbstherrlichkeit. Es ist aber nicht die Klugheit an sich, die verderblich wäre, sondern der Umstand, dass unser Ich sich einbilden kann: «Ich, ich habe mir das alles aufgebaut; meine Klugheit verdanke ich mir selber; ich, was bin ich doch für ein wunderbares Wesen, ich, der mächtige König Salomo!» Im Zuge dieser Selbstbewunderung fühlen wir uns nicht mehr auf den lebendigen Kontakt zum tieferen Sein angewiesen; wir übernehmen alles selber. Wir wissen ja schließlich selber, was uns nützt und was uns schadet. Wir sind geworden «wie Gott, dass wir wissen, was gut und böse ist». Nochmals: Es ist nicht das Wissen an sich, das uns von Gott trennt (schließlich hat uns unser Schöpfer die Einsichtsfähigkeit gegeben, damit wir sie brauchen); sondern es ist die damit verbundene Möglichkeit der Selbstherrlichkeit, der Abkapselung des Ichs vom tieferen Grund und wahren Wesen; es ist die Seinsverschlossenheit und die damit verbundene Aufblähung des eigenen Könnens, die uns aus dem Paradies, der natürlichen Verbundenheit mit dem Gesamt des Lebens, herausfallen lässt. Sobald das Ich das Eigene zu sehr betont und das Danken, den Lobpreis und die Demut verlernt, wird es langsam aber sicher widernatürlich und fällt aus dem Rahmen der Schöpfung. Was ist die Folge dieser Selbstüberschätzung des Ichs, von der sich «Eva» hat blenden lassen? Im biblischen Mythos wird berichtet, nach der Verführung zur Eigenklugheit hätten Adam und Eva gemerkt, dass sie nackt waren. Wer auf die eigene Klugheit baut, für den gibt es nichts Schlimmeres, als vor den andern nackt, dumm, «blöd» dastehen zu müssen. Wer klug sein will, kann es sich nicht leisten, sich eine Blöße zu geben. So ungeschützt vor anderen dastehen zu müssen, ohne Schutz den Giftpfeilen ihres klugen Spottes preisgegeben - das

wäre das Ende! Trotz der gewonnenen Klugheit, mit der man sich sein Leben sehr wohl absichern und versichern zu können meint, droht nun also ständig die peinliche Situation, nackt dastehen zu müssen, nichts mehr zu sagen zu wissen. Diese Angst, sich schämen zu müssen, hat man sich mit der Eigenklugheit eingehandelt; sie ist ihre Rückseite.

{287} Aber gegen diese Angst gibt es wieder ein Mittel: den Schurz, der die Blöße deckt, das so genannte «Feigenblatt». Darunter verstehe ich die allgemeine Redensart, das, was «man» so sagt oder nicht sagt, das, was die meisten Leute als «recht» oder «schlecht» anerkennen, das, worüber «man» sich einig ist. Damit kann man sich zudecken, wenn man persönlich nichts zu sagen hat, oder wenn man nichts sagen möchte, weil man das Schweigen für klüger hält. Man kann dann vom Wetter oder Unwetter reden, vom neuesten Klatsch etc.

{288} Aber diese Fassadenexistenz der Siebenmalgescheiten, die einst so verlockend begonnen hat mit dem kecken: «Du wirst so klug werden wie Gott», ist mit dem Feigenblatt des Kollektivgeredes im Grunde doch schlecht versehen; denn zur Angst, vor den andern dumm dazustehen, tritt auch noch die Feindschaft mit der Schlange. Wer sich für allzu klug hält, bekommt Schwierigkeiten mit seiner vegetativen Seite, die ihn immer wieder in seine Achillesferse beißt. Die meisten vegetativen Beschwerden hängen damit zusammen, dass das Ich zu «hoch oben» festsitzt und gegen den tieferen Seinsgrund abgekapselt ist. So ist dem Ich der Weg zu Gott wegen seiner Einbildung auf seine Klugheit verstellt; die Verbindung zum eigentlichen Wesen des Menschen ist abgebrochen. Das gepanzerte Ich aber wird schließlich von der Angst in ein Getto gejagt, in welchem es sich selbst gefangen setzt. Es beginnt dann meist auf Macht und Prestige zu setzen, mit denen es die fehlende Verwurzelung im innersten du wettmachen möchte. Mit Macht und Prestige soll eine Sicherheit errichtet werden, die gegen alles Widerwärtige schützt. Doch diese Sicherheit gibt es nicht, und so erweist sich zum Schluss das ganze Bauwerk der Eigenklugheit als ein Kartenhaus. «Ein feste Burg ist - unser Gott», hat Luther darum gedichtet. Die Liebe, die Öffnung zum Urgrund hin, das Leben als «Maria», das ist der einzige Ausweg, der Zukunft eröffnet. Dadurch wird - so sagt es der Mythos - das Paradies wieder zurückgewonnen. Führt die Schlange zur Abkapselung und zur Verkrampfung, so erlöst uns die Taube, das Zeichen der Liebe und Annahme. Christus ist der neue Adam, Maria die neue Eva.

{289} Es dürfte nun deutlich geworden sein, was Eva falsch gemacht hat: Sie ist den Verlockungen zur Eigenklugheit verfallen. Dadurch fiel sie aus dem Gesamt des Lebens heraus. Diese Abgespaltenheit weckt Angst. Dagegen gibt es das Feigenblatt des «man» und die Panzerung der Macht; aber das Gift der Schlange bleibt, bis die Liebe der Taube uns erlöst.

{290} Dieser biblische Mythos lässt sich auch gut mit der so genannten «Zweinaturen-Lehre» darstellen, welche die Alten auf Jesus Christus projiziert haben, in welchem die menschliche und die göttliche Natur in vollkommener Weise «unvermischt und ungeschieden», also neben- und miteinander, gewirkt hätten, ohne dass die eine die andere beeinträchtigt hätte; das altkirchliche Dogma hält fest, dass sie einander in vollkommener Weise ergänzen hätten. In den Gottesdiensten der Orthodoxen Kirchen weist die Bekreuzigung der Gläubigen stets auf diese «Zweinaturen-Lehre» hin: Die ersten drei Finger (Daumen, Zeige- und Mittelfinger) weisen auf das Symbol der Trinität hin, während der kleine und der Ringfinger (welche auf die Handinnenfläche abgeklappt sind) vereint das Mysterium der Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur des Erlösers andeuten. Das Dogma der Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur drückt in projizierter Form die polare Struktur unserer Seele aus: Die Tiefenpsychologie lehrt, dass bei einem psychisch gesunden und kreativen Menschen das Bewusstsein (das Ich) und das Unbewusste (das im unendlichen du zentriert ist) einander ergänzen.

{291} Was das altkirchliche Dogma von den beiden Naturen Christi aussagt, wird durch das Zurückholen der Projektion zur Aussage über die beiden Pole der menschlichen Psyche. Die «menschliche Natur» ist nun der Ich-Bereich, der Ich-Pol in der Ellipse unserer göttlich-menschlichen bzw. bewusst-unbewussten Psyche, während die «göttliche Natur» zum unbewussten Bereich wird, der letztlich vom unendlichen du her organisiert und gelenkt wird. Was vom Zusammenwirken der menschlichen und der göttlichen Natur im Gottmenschen Jesus Christus ausgesagt wird, trifft genau das, was die Tiefenpsychologie vom Zusammenwirken des bewussten und des unbewussten Bereiches unserer Psyche bei einem gesunden Menschen feststellt: Das Ich soll stark sein und sich abgrenzen können, gleichzeitig aber auch offen und bereit sein zur Zusammenarbeit mit dem Unbewussten. Wie dieser goldene Mittelweg im Alltag gefunden werden kann, das ist genau so schwierig zu beschreiben wie die Zweinaturen-Lehre der Kirchenväter, die viele Generationen lang um die richtige Formulierung dieses paradoxen Sachverhaltes gerungen haben. Wenn sie zum Schluss kamen, die göttliche und die menschliche Natur seien «unvermischt und ungeschieden» am Werk, so dürfte diese Formulierung auch heute noch die treffendste Darstellung des Zusammenwirkens der beiden Pole unserer Psyche im Leben eines gesunden Menschen sein. Unsere Seele ist eben ein bewusst-unbewusstes System, darstellbar als Ellipse mit den beiden Brennpunkten des Ichs und des unendlichen du. Wenn sich der Ich-Bereich zu sehr aufbläht und gegen das Unbewusste abkapseln will, dann ist der betreffende Mensch ein «Eva»-Wesen, dessen Ich sein will «wie Gott»; der DU-Pol der Ellipse wird verleugnet. Dies hat unangenehme

Spannungen zur Folge; die Schlange rächt sich und «schnappt Eva nach der Ferse» (1. Mose 3,15); ein Gift mischt sich unter das gesunde Blut, und allerlei vegetative Beschwerden stellen sich ein.

{292} Weil die Schulmedizin in diesen Fällen oft recht hilflos ist, springt man intuitiv richtig- zu «Naturheilärzten»; aber mit homöopathischen Heilmitteln und diffusen Meditationspraktiken lässt sich das Gift der Schlange meistens nicht neutralisieren. Die Natur selber müsste dann der Arzt werden, aber nicht von außen appliziert, sondern von innen her erspürt. Geheilt wird, wer den Weg zu seinem innersten du, zu seinem ureigentlichen Wesen, wieder finden kann! Dann erlangen sich das Ich und das unendliche du in harmonischer Kooperation, «unvermischt und ungeschieden». Der Mensch mit einer «Eva»-Einstellung aber wird sein Leben lang von einem Heiler und Arzt zum andern springen; er hat das Paradies verspielt, bis er seinem Erlöser begegnet, der ihn wieder auf den rechten Weg bringt, wo das Menschliche und das Göttliche «unvermischt und ungeschieden» sich harmonisch ergänzen. Dann hat er seine «Maria»-Einstellung endlich gefunden.

{293} Wir verfolgen nun den Mythos der katholischen Lehre «von Eva zu Maria» weiter. Nach der Abkapselung des Ichs von seinem transzendenten Gegenüber, nach der Errichtung eines «Eva»-Ichs, ist der Mensch auf seine eigene Klugheit, auf die «Weisheit dieser Welt» angewiesen, darauf, worüber das von seinem schöpferischen Urgrund abgekapselte Ich als Wissensbesitz verfügt. Dazu darf nichts Neues hinzukommen; denn dadurch müsste ja etwas Bisheriges als überholt, als «dumm», hingestellt werden, was natürlich eine Beleidigung der eigenen Gescheitheit darstellen würde. Also bleibt man beim Alten, versteift sich, vertrocknet und verknöchert dabei. Man konserviert, und konserviert vor allem sich selber. Das Feigenblatt, der Schutz, damit man sich nicht schämen muss vor den andern, ist dann der Rückzug darauf: «Das hat man schon immer so gemacht!» Der bewusste Wissensschatz wird als Ideologie zementiert. Wohin dies privat führt, wissen wir von vielen abschreckenden Beispielen, und die kollektiven Auswüchse sind uns etwa (aber nicht nur!) aus den Ostblockstaaten bekannt: «Glasnost» ist überfällig, aber natürlich auch gefährlich, weil bei der Öffnung der Schleusen zur Freiheit zuerst auch einmal viel Chaotisches hereinflutet. Man muss die Schleusen vorsichtig öffnen, die Zügel behutsam lockern und darf sie keinesfalls schießen lassen!

{294} Der Mensch, der sich aus den Bindungen ans «man» befreit, das ist die Menschheit, die sich von «Eva» zu «Maria» auf den Weg macht. Die «Eva-Haltung» ablegen, das heißt, den Weg zum eigenen schöpferischen Urgrund entdecken, die «Maria-Haltung» finden. Dadurch kann unser gesamtes menschliches Leben, das Einzelschicksal, die Gruppe, das öffentliche Leben, Politik und Wirtschaft, die von der «Schlange» vergiftet sind, durch den Geist der «Taube»

gerettet werden. So können wir aus der kollektiven Situation der Verfallenheit an die «Erbstunde» erlöst werden. Dieser Weg wird aber darum eher selten beschritten, weil wir Menschen dem du nicht trauen. Wir meinen, unser Ich sei doch gescheiter, auch wenn wir an der ich-haften Haltung der «Eva» leiden. Wir lernen nichts durch die Schmerzen.

{295} Warum aber haben so viele Menschen Mühe, die tieferen Regungen in sich überhaupt spüren zu können? Warum sind sie ihrem eigenen Wesen gegenüber so verschlossen?

{296} Ich glaube, das hängt mit zwei grundlegenden Sachverhalten zusammen: zum einen ist diese Offenheit dem eigenen Grund gegenüber für jeden Menschen zu allen Zeiten schwierig zu erreichen (wir leben nicht mehr so aus dem Ursprung wie im «Paradies»), und zum andern wird diese grundsätzliche Offenheit in unserer Zeit auch kaum gepflegt, weil die positivistische Grundhaltung noch prägend ist. Wenn wir weiterfragen, warum unsere Zeit das Du so wenig beachtet, gelangen wir zu den Grundlagen unserer Zeit, und das ist die spätarchaische Trennung von

{297} Welt und Gott
Natur und Übernatur
Fleisch und Geist
Zeit und Ewigkeit.

{298} Solange diese Gegensatzpaare noch nicht von der spätantiken Leibfeindlichkeit klassifiziert wurden, war die Gegensatzspannung noch nicht schlimm. Je mehr aber die Welt als verloren galt, die Natur als verdorben und das Fleisch als sündig, desto mehr musste man sich auf die geistigen Dinge konzentrieren, die mit dem Leib nichts zu tun hatten. So wurde das Leben immer kopflastiger, und das Gespür für den Leib, die Natur, die Instinkte verkümmerte zusehends. Es galt dann als verdächtig, in dieser Welt auch ohne Schaden für andere nach Reichtum und Macht zu streben, auf die Stimme der Natur in uns zu achten, ein erfolgreicher Kämpfer werden zu wollen oder eine schöne Frau. Der Bereich der Sünde wurde mächtig ausgeweitet und Welt, Natur und Fleisch immer mehr negativ qualifiziert. Diese Ansicht spukt bis heute noch in sehr vielen Köpfen herum, auch wenn man es nicht wahrhaben will!

{299} Wir sind unserer Tiefe gegenüber so verschlossen, weil wir ihr immer noch nicht recht trauen! Wir spüren Schattenhaftes in uns und fürchten uns darum vor dem Unbewussten - und schon ist der Gedanke da: «Ich bin also doch ein sündiger Mensch!» Dass hinter dem Schatten das Du uns erwartet, wagt man nicht zu glauben.

{300} Wenn wir die Begriffe von Welt, Natur und Fleisch aber im zeitgemäßen Sinne nehmen, dann finden wir überall in ihnen auch Wege zum du. Das ergibt eine ganz neue Beziehung zur Welt, zur Natur und zum eigenen Leib mit all seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Wir brauchen also eine marianische Einstellung zur Welt, zur Natur und zum Leib. Wie aber verhält sich unsere innere Maria dazu?

{301} Kehren wir zur katholischen Lehre «von Eva zu Maria» zurück. Dieser Mythos schildert einen langen Weg, der begonnen hat bei der Vertreibung aus dem Paradies und endet mit der Geburt des göttlichen Retters. Die katholische Kirche lehrt, Gott habe Eva trotz ihrer Ursünde nicht ganz verstoßen, sondern sie dadurch geehrt, dass sie die «Mutter alles Lebendigen» habe werden dürfen. Bei diesem Ehrentitel wollen wir nun einen Moment innehalten. Ich finde es sehr interessant, dass die katholische Kirche diese Ehrung Evas als der Mutter, der Urmutter der großen Glaubenshelden, überhaupt hervorhebt. Ich sehe darin keine Erniedrigung Evas zur «Gebärmaschine», wie man bisweilen hören kann, sondern eine Hochachtung vor dem menschlichen Leben und allem Leben insgesamt.

{302} Was bedeutet das alles nun, wenn wir die Entwicklung des «Glaubensmysteriums» von der äußeren Bühne zurückholen und in ein inneres Drama verwandeln? Betrachten wir einmal die innere Entwicklung eines Menschen, beginnend beim Kind. Ich habe am Anfang dieses Kapitels bereits ausgeführt, was das «Leben im Paradies» meint: ein naturhaft-natürliches Leben innerhalb der naturgegebenen Instinktordnungen allen Lebens, ein Eingewobensein ins ewige Stirb und Werde der Schöpfung, biblisch-archaisch gesagt: ein Leben in der Einheit mit Gott, ein Leben vor der Abspaltung ins nur Ichhafte. Diese Lebensform entspricht weitgehend derjenigen des Kindes, insbesondere des Kleinkindes; das Kind ist noch naturverhaftet und folgt seinen instinktiven Impulsen in hohem Maße.

{303} Dann aber folgt eine Zeit, in der die Natur immer mehr an Bedeutung verliert und von der Kultur abgelöst wird. Man folgt nicht mehr so sehr dem, was einen von innen her drängt, als dem, was «man» tut. Dieses «man» sind zuerst die Familiennormen, und in der Pubertätszeit werden sie ersetzt von den Gruppennormen der Gleichaltrigen, die oft zum Terror ausarten können, dem sich viele Jugendliche - die nun zuhause rebellieren! - lammfromm unterziehen. Solche Jugendliche leben ohne tiefere Beziehung zum Eigenen; sie leben neben sich selber im «man». Wer nicht in seiner früheren Kindheit eine fruchtbare Beziehung zu seinem Innersten und Ureigenen aufbauen durfte, für den stellt sich ein Gefühl der Isolation ein, eine «Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies» (davon berichtet K. Asper in ihrem reichen Buch: «Verlassenheit und Selbstentfremdung», Walter-Verlag 1987). Diese Kluft zwischen dem innersten du und dem Ich bezeichnet

man heute allgemein als «narzisstische Störung»; dass diese in unserem verkopften Jahrhundert sehr weit verbreitet ist, kann den nicht verwundern, der die tieferen Zusammenhänge sieht.

{304} In der Pubertätszeit geht jeder Mensch über eine schmale, schwankende Brücke; er ist nicht mehr das Kind seiner Eltern, und er ist noch nicht ein in sich gefestigter Mensch in unserer Gesellschaft. Der Übergang über den tiefen Graben zwischen Kindheit und Erwachsensein ist gefährlich; darum gab es zu allen Zeiten Riten, die dem Jugendlichen helfen sollten, den Weg über die schmale Brücke heil zu überstehen. Jeder Mensch hat hier seine Probleme, und die allermeisten versuchen sich so zu helfen, dass sie sich zuerst einmal den Gruppennormen der Jugendlichen und dann der Welt, in die sie überwechseln, einfügen. Man lernt die Sprache des «man»: wie man sich benimmt, wie man seine Freizeit zubringt, wie man mit dem andern Geschlecht umgeht, wie man arbeitet, Geld verdient, Geld ausgibt, beruflich vorwärts kommt etc. Das «man» ist der Schutz, das Feigenblatt. Wer sich im «man» bewegt, hat es recht. Wer aus der Reihe tanzt, steht nackt und dumm da; er muss sich schämen und wird zur Projektionsfigur alles Bösen im Menschen. Darum haben es die echten Propheten und die großen Künstler meist so schwer: Sie tanzen aus der Reihe, weil sie aus der Tiefe schöpfen und nicht nur im Sandhaufen des «man» spielen, wie das die vielen «Eva»-Menschen tun. Die allermeisten Menschen machen diese Phase durch, in der sie sich mit den Gepflogenheiten des «man» identifizieren. Das ist die «Eva»-Phase unseres Lebens. Sie dauert für die meisten Menschen von der späteren Kindheit bis zur Lebensmitte. Dann beginnen die «man»-Werte langsam brüchig zu werden, für den einen früher, für den andern später.

{305} In dieser «man»-Phase, wo man viel Energie darauf verwendet, eine schöne Fassade aufzubauen, wo man peinlich darauf achtet, dass das Feigenblatt gut sitzt, in dieser Zeit des jungen Erwachsenenlebens spielt bekanntlich die Religion bei den meisten Leuten kaum eine Rolle (eine Ausnahme ist bei vielen Frauen die Geburt ihrer Kinder). In dieser Zeit gebiert Eva; ihre Kreativität ist - noch unbewusst - auf den körperlichen Bereich verlegt. Leicht überspitzt gesagt: Das Interesse an den Genitalien des Geschlechtspartners ist oft größer als an der Selbsterkenntnis! In dieser Phase leben Adam und Eva in der Regel geistig noch nicht eigenständig, sondern im «man» drin, und sie kreisen gefühlsmäßig stark ums Vitale. Sie leben noch ziemlich unbewusst.

{306} Verdeutlichen wir uns das eben Ausgeführte an einem durchschnittlichen Lebenslauf, und nehmen wir als Beispiel die Laufbahn eines gewöhnlichen schweizerischen Offiziers: Als junger Mann ist er noch ganz in seiner «Eva»; was seine menschlichen Vorgesetzten ihm vorschreiben, wird er pflichtbewusst erfüllen; er ist ein «Diener dieser Welt». In der zweiten Lebenshälfte durchschaut er langsam unser unseliges Welttheater. Oft ist er dann immer mehr «für den

Frieden» und beginnt daran zu leiden, dass wir Menschen uns auf diesem Globus oft so unsinnig aufführen. Er spürt in sich, dass es noch etwas anderes, Besseres, Umfassendes gäbe ... Jetzt beginnt seine «Maria»-Zeit, mit vielen inneren Wehen und Problemen. Mancher wird offen für die Botschaft des «Sohnes», der leise an die Tür seines Herzens pocht. Dies ist der Grund, warum es weltweit verboten werden sollte, Männer vor dem 40. Altersjahr in militärische Uniformen zu stecken! Kriege gibt es nur, solange wir in der unoriginellen «Eva»-Phase stecken, wo unser Ich-Bewusstsein noch kollektiviert ist und den lebendigen Zugang zum eigenen Seelengrund noch gar nicht gefunden hat. Ein junger Mensch mit einer Waffe in der Hand weiß oft noch nicht, was er tut.

{307} Man darf den Wert dieser Phase aber nicht abschätzig taxieren. Ich finde es schön, dass die katholische Kirche in ihrer Lehre Eva als «Mutter des Lebens» ehrt. Darin ist ja im Grunde auch eine Hochschätzung der Sexualität enthalten; immerhin verdanken wir der Sexualität unser gesamtes Dasein. Nur schon darum sollten wir diesem Trieb mit etwas mehr Wertschätzung begegnen, als dies die kirchliche Lehre seit Augustinus tat. Wenn so Großes aus ihm hervorgeht, muss doch auch Großes und Wunderbares in ihm selbst stecken! Dass die Kirche dies sehr oft nicht sehen wollte, kann nur verstanden werden, wenn man sieht, welchen primitiven Auswüchsen der Sexualität die Kirche mit ihrer leibfeindlichen Haltung in der römischen Antike begegnen wollte. Sicher - der Mensch soll sich beherrschen lernen; ohne Selbstbeherrschung keine Kultur. Aber die Kirche hat hier mit ihrer extremen Haltung oft das Kind mitsamt dem Bade ausgeschüttet, und das Ergebnis dieses jahrhundertelangen Prozesses war dann eine völlige Verdrehung des ursprünglichen Wortsinnes «natürlich» und «fleischlich». Ich will mich aber dazu nicht weiter äußern, sondern lediglich festhalten, dass die «man»-Phase, wo «Eva» leiblich gebiert und Adam leiblich zeugt, nicht als eine leicht minderwertige Phase betrachtet werden sollte, wo «man» halt noch unreif sei - gerade noch gut genug, um Kinder zu zeugen und zu gebären. Auch diese Phase gehört zum Leben, und sie soll darum voll ausgelebt werden! Alles hat seine Zeit. So wie die reifen Herbstfrüchte den Sommer brauchen, so braucht die «Maria»-Phase unseres Lebens die «Eva»-Phase als Vorläuferin. Es ist ein langer Weg von «Eva» zu «Maria». Zuerst werden die leiblichen und erst danach die geistigen Kinder gezeugt und geboren.

{308} Aber die Zeit kommt, da «Maria» in uns ans Licht drängt. Oft müssen wir zuerst viel leiden, bis wir den Mut haben, das Gehäuse des «man» zu sprengen und uns auf jenen Weg zu machen, auf dem uns am Schluss die Narrenfreiheit des Alters als die köstlichste Geistesgabe für uns Menschen winkt. Dieser Weg wurde von C. G. Jung als «Individuationsweg» bezeichnet, weil sich darauf immer deutlicher das unverwechselbar Eigene, das aus der innersten Tiefe stammt, herauschält. Dieser Weg ist immer ein religiöser Weg, auf dem sich der Wanderer auf

den ihm unbewussten Horizont ausrichtet, dem er immer näher kommt. So wird er immer mehr der, der er eigentlich schon immer war. Sein wahres Wesen wird immer mehr transparent. Aus «Eva» wird immer mehr «Maria». Auf dem langen Weg von Eva zu Maria, der oft ein Leidensweg ist, wird Eva von ihrer Erbschuld erlöst und wieder frei im Umgang mit Gott, wie einst Adam und Eva vor dem Sündenfall.

{309} Wie diese Erlösung vor sich geht, erzählt der Mythos in projizierter Form in der Geschichte von der «unbefleckten Empfängnis Marias». Dadurch, dass Maria als «reine Magd» und «Tempel Gottes» den göttlichen Retter empfangen, ausgetragen und in die Welt gesetzt hat, ist sie bereits vorausgerlöst. «Maria» in uns ist also bereits erlöst, sobald der «Sohn» in Erscheinung tritt! Wir können davon so überwältigt werden, dass wir vor lauter Hochstimmung wähnen, der ganze Mensch in uns sei erlöst und brauche das Drama von Karfreitag und Ostern nicht mehr. Immer wieder hatte die Kirche mit solchen schwärmerischen Strömungen zu kämpfen, denen sie ins Bewusstsein rufen musste, dass wir nie ganz «Maria» sind, und dass immer noch viel «Eva» in uns ist, die noch und noch durch den Prozess des «Stirb und Werde» geläutert werden muss. Darum bricht der Mythos an der Stelle der Geburt des Gottessohnes nicht ab, im Wissen darum, dass noch viel zu tun ist, bis der ganze Mensch und die ganze Menschheit von «Eva» zu «Maria» gereift ist. Das ist ein Prozess, der nie enden kann, solange es Menschen gibt. Denn wir alle müssen nach der Paradies-Phase der Instinktgebundenheit durch die «Eva»-Phase hindurch, wo wir ans «man» gekettet sind, und erst danach kommt der eigentliche Mensch, der wir in der Tiefe sind, zum Vorschein.

{310} «... geboren von der Jungfrau Maria...» bedeutet daher: «... der Individuationsweg vom <Paradies> über die <Eva>- in die <Maria>-Phase ist ein langer Weg; aber der gereifte Mensch wird erlöst und kann Erlösendes zur Welt bringen, wenn er <ewig jungfräulich> bleibt...»

{311} Am Morgen des Lebens steigt die Sonne des Ichs aus dem Ozean des unbewusst vernetzten Lebens auf und eilt der stolzen Höhe vermeintlicher Selbstbestimmung zu. Das Ich wird stark und bemüht sich, eine schöne Fassade zu errichten. Auf dem Zenith des Erfolges aber bröckelt der Verputz von der Fassade. Die Sonne neigt sich ihrem Untergang zu, langsam, aber unaufhaltsam. Der wahrhaft Fromme gewinnt jetzt seine eigene, im Transzendenten wurzelnde Individualität mit der Hilfe seiner inneren Maria, die ihm zur Seelenführerin hin zum rettenden Urgrund seines Wesens wird, aus dem sie den «Sohn» empfängt und zur Welt bringt, um das Leben der Menschen zu erlösen von allen falschen Ketten. Die Gestalt Evas verblasst immer mehr, die Bande zum «man» werden gelockert, und der Reife nimmt nicht mehr so furchtbar wichtig, was «man» sagt. Damit, dass der rettende und erlösende Einfall aber geboren ist, ist er noch nicht wirksam geworden in der Welt. Auch da warten noch allerlei Schwierigkeiten. Es

wäre zu schön, um wahr zu sein, wenn hilfreiche Neuerungen sich problemlos realisieren ließen. Dagegen stemmen sich nämlich immer die Mächte des Alten, Festgefahrenen, Eingefleischten. So kommt es, dass die «Eva»-Mentalität sich gegen die Neuerung verschwört, und alle Mittel sind ihr recht im Kampf gegen «Maria». Dies schildert der Mythos im nächsten Abschnitt.

«... gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben; abgestiegen ins Totenreich...»

{312} Auch dieser Teil des Credo ist wegen der darin enthaltenen Vermengung von Mythischem mit Historischem - oder wegen der Historisierung des Mythischen - für uns heute nicht einfach zu verstehen. Auch hier gilt es, die verschiedenen Dinge auseinander zu halten.

{313} Beginnen wir mit dem Historischen. Danach soll dann die innere Bedeutung der historischen Ereignisse, also das Mythische, das diesen erst nachträglich verliehen wurde, zur Sprache kommen. So können wir zu einem zeitgemäßen Verstehen dieser drei Zeilen vordringen.

{314} Zum bloß Historischen gehört der Name des römischen Prokurators, der allein befugt war, Todesurteile zu fällen und zu vollstrecken, während dessen Amtszeit in Jerusalem Jesus von Nazareth hingerichtet wurde: Pontius Pilatus. Dieser Name ist der Einzige im Credo, der nicht mythisch betrachtet wurde; er hat keinerlei Heilsbedeutung. Für die innere Welt ist er wertlos. Er gehört zur äußeren Welt, in die große Welt des römischen Kaiserreiches.

{315} Mit dem Namen des Pontius Pilatus wird der christliche Mythos an das römische Weltreich angeschlossen. Das Faktum der Kreuzigung Jesu wird nicht in eine Lokalchronik aus dem Raum Palästinas eingegliedert, sondern in die große Weltgeschichte; dies zeigt einiges über das Selbstbewusstsein und den Anspruch der frühkatholischen Kirche an die ganze damalige Welt. Dadurch wurde auch der Anschein erweckt, die Glaubensaussagen seien «objektiv wahr»; darüber hinaus wurde der Mythos aktualisiert, in die damalige Gegenwart hineingestellt - sozusagen ein antikes Aggiornamento (im Gegensatz zu den Mythen der anderen Religionen, die mehrheitlich über Ereignisse im Nebel einer fernen Vergangenheit berichteten). Damit wurde zudem gesagt: «Unser Heilbringer hat wirklich gelebt, und unsere Heilsgeschichte hat sich nicht bloß in einem abgelegenen Winkel einer fernen Provinz zugetragen.» Eigentlich sind das apologetische Töne, die nur auf dem Hintergrund einer weit verbreiteten Kritik an den Mythen unter den Gebildeten verständlich sind. Interessant ist, dass Pontius Pilatus im ältesten uns erhaltenen Credo noch nicht enthalten ist; die urchristliche Kirche hatte damals ja auch noch nicht die frühkatholischen Ausmaße erlangt. Die Christen hatten mit

dem Apostolicum einen Mythos anzubieten, der «up to date» war; zudem war die Ethik ihrer Kirche ein Heilmittel gegen den damals grassierenden Zerfall von Sitte und Moral.

{316} Bleiben wir noch kurz beim Historischen. Auch die Verben: «gelitten, gekreuzigt, gestorben und begraben» weisen auf das tatsächlich Geschehene hin und erinnern an historische Ereignisse aus der Leidensgeschichte des Menschen Jesus von Nazareth. Der Tod dieses Rabbi war für seine Anhänger zunächst einmal eine Katastrophe. Die Überlieferung zeigt, dass sich die Schülerinnen) des Meisters nach dessen Kreuzigung in alle Winde zerstreut hatten. Die Sache Jesu schien verloren zu sein. Das ist die historische Wirklichkeit des Karfreitags. Von einer inneren positiven Bedeutung, einem Heilsaspekt dieses Ereignisses, war nichts, aber auch gar nichts zu spüren. Es bestand darum zunächst kein Anlass zur Mythenbildung.

{317} Jesus hatte sich in seinem Leben für Versöhnung eingesetzt, für eine Versöhnung zwischen Gott und Mensch wie auch für Versöhnung innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Für ihn war Gott als gütiger Vater da: Du und Ich gehörten zueinander. Er hat die Minderwertigen aufgewertet und die Randsiedler wieder in die Mitte geholt; durch seine Integrationskraft war Versöhnung in der Vertikalen wie in der Horizontalen wieder möglich geworden; das eigene Minderwertige, das man an sich unbewusst verdammt und darum auf andere projiziert, die dann verdammt werden können, durfte wieder mitleben - der «verlorene Sohn» war wieder dabei und wurde akzeptiert. Dies aber passte gewissen Leuten nicht in ihr Konzept. Jesus hatte den dadurch entstandenen Konflikt am Karfreitag verloren. Aus! Aus der Traum von einem besseren Leben. Das ist die nackte Realität des historischen Karfreitags, auf den die Verben hinweisen: «gelitten, gekreuzigt, gestorben und begraben». Diese Wirklichkeit war zunächst einmal sinnlos.

{318} Aber sie blieb es nicht immer. Später, nachträglich, war man in der Lage, der Katastrophe des Karfreitags einen Sinn zu verleihen. Es war so wie in unserem Leben, wo sich ja auch hin und wieder Dinge ereignen, die uns zuerst einmal absolut sinnlos erscheinen. Dann setzt ein Trauerprozess ein, während dem wir den Verlust, der uns zunächst fast verzweifeln ließ, verarbeiten. Wenn uns die Trauerarbeit gelingt, sind wir zuletzt in der Lage, der einstigen Katastrophe einen Sinn zuzuschreiben. Wir hören dann auf, mit unserem Schicksal zu hadern. Wir akzeptieren die veränderte Lage. Wir finden das JA, auch wenn wir nicht alles verstehen. Aber wir versuchen zu verstehen. Und vielleicht entdecken wir dann die eine und andere Fügung in unserem Leben. Wir betrachten das ganze mit anderen Augen. Die Einstellung hat sich gewandelt.

{319} So ist es auch den Anhängern Jesu ergangen. Allerdings wurde ihr Trauerprozess durch außerordentliche Ereignisse rasant beschleunigt: durch die Visionen des Petrus und anderer. Diese Visionen sind das Osterereignis, das den Anhängern Jesu die Gewissheit gab, dass Jesus trotz des Karfreitags im Recht war. Aus Niedergeschlagenheit und Trauer konnte Jubel und Freude werden. Wenn Jesus nun doch Recht hatte, dann durften die Anhänger Jesu ja wieder so leben, wie sie es zusammen mit ihrem Meister begonnen hatten. Das Leben war nicht mehr zerbrochen; es floss weiter. Die Visionen hatten die Trauer beendet, die Trauerarbeit «gratis» (gratiä = durch die Gnade) geleistet. Jetzt konnte man auch darangehen, in den Schrecken des Karfreitags einen Sinn zu suchen, ihnen einen Sinn zu verleihen. Das war dann der Abschluss der Trauerarbeit. Wir wissen nicht, wie lange dies alles gedauert hat. Nach ziemlich kurzer Zeit muss Petrus seine Visionen erlebt haben; vielleicht schon einige Wochen später hatte ein uns heute nicht mehr bekannter ekstatischer urchristlicher Prophet den erlösenden Einfall, warum der Karfreitag notwendig gewesen sei. (Damals fiel den Menschen im Gottesdienst noch Neues ein!) Damit erhielt dieses furchtbare Ereignis eine Heilsbedeutung, und man konnte einen Mythos auf den historischen Karfreitag projizieren und damit eine Heilsgeschichte aus diesem traurigen Ereignis machen. Der Heilsaspekt wurde aber erst geraume Zeit nach dem historischen Karfreitag entdeckt. Die Ostervisionen hatten entscheidend mitgeholfen, die Trauerarbeit zu einem glücklichen Ende gelangen zu lassen.

{320} Es ist bei der Verarbeitung schwerer und sogar schrecklicher Ereignisse im menschlichen Leben immer so, dass man nach der geglückten Trauerarbeit sagen kann: «Es war doch für etwas gut; wäre das nicht passiert, dann wäre das und das nicht eingetreten, was uns jetzt so viel bedeutet usw.» Man hat dann das Gefühl, die Katastrophe habe uns nicht nur etwas genommen, sondern auch etwas gebracht, das einem nun auch lieb und teuer ist. So konnten die Anhänger Jesu dank den Ostervisionen nun glauben, Jesus sei nicht nur ein großer Prophet und Meister gewesen, sondern sogar der Sohn Gottes und baldige Weltenrichter. Seine Jünger wurden dadurch zu Auserwählten! Sie waren nun grundsätzlich in der Lage, aus dem Tempel- und Synagogenverband des bisherigen Gottesvolkes auszutreten und eine neue religiöse Gemeinschaft, die christliche Kirche, zu gründen.

{321} Jetzt, kurz vor dem Weltende und der Erfüllung des Schicksals des Gottesvolkes, wurde es auch sinnvoll, Ereignisse vom Ende des Lebens Jesu mit Worten aus der Heiligen Schrift, vor allem aus den Psalmen und Liedern des leidenden Gottesknechtes (in Jes. 40-55) zu vergleichen und im Leiden Jesu, der einstigen Katastrophe, die «Erfüllung» alttestamentlicher Verheißungen zu sehen. Denn jetzt, wo das Weltende nahe herbeigerückt war, war ja die Zeit der Erfüllung. Unter diesem Gesichtspunkt der Erfüllung entstand die Leidensgeschichte Jesu, die in unseren Evangelien das Leben Jesu krönt. Die Passionsgeschichte war

der erste schriftlich fixierte Teil aus dem Leben Jesu. Erst die zweite christliche Generation hatte ein Interesse daran, das Leben Jesu im Zusammenhang darzustellen. Der Grund dieser Komposition war nicht der einer historisch möglichst genauen Berichterstattung, sondern der einer Beweisführung: Man wollte den Beweis dafür erbringen, dass Jesus «nach den Schriften» habe leiden müssen, dass sein Leiden also «gottgewollt» gewesen sei, sinnvoll und nicht sinnlos. So wurde das Leben Jesu in einen göttlichen Heilsplan eingebettet.

{322} Die Passionsgeschichte hat im Laufe der Jahrhunderte unzählige Künstler zu Meisterwerken inspiriert, besonders Maler und Musiker, in unseren Tagen etwa Willi Fries, Adolf Brunner (Markuspassion) und Ernst Pepping (Matthäuspassion).

{323} Dadurch ist die Leidensgeschichte zum gewichtigsten Abschnitt aus dem Leben Jesu geworden. Das Markusevangelium, historisch die erste zusammenhängende Darstellung einer «Vita Jesu», wird nicht umsonst eine «Passionsgeschichte mit ausführlicher Einleitung» genannt. So kreiste man im Christentum sehr häufig um das Thema, dass das Leiden (nicht nur des Gottessohnes!) sinnvoll sei, oder sogar gottgewollt... Auf die damit zusammenhängende Problematik einer Überbetonung des Leidens und des Opfers im Christentum werden wir bald zurückkommen müssen. Es scheint mir in der Tat so zu sein, dass der Opfer-Archetyp im Christentum zu stark im Vordergrund gestanden hat. Das gibt bei einer archaisch-konkretistischen Interpretation, bei der naiven Identifizierung mit dem Gekreuzigten (der sog. «Nachfolge ans Kreuz»), ähnlich katastrophale Probleme wie beim archaisch-konkretistischen Verständnis der Jungfräulichkeit. Ich möchte zuerst aber noch einen anderen Gedanken aufnehmen.

{324} Wir verlassen nun das Gebiet des Historischen und wenden uns dem Sinn zu, den die ersten Christen ihrer Geschichte zugedacht haben. Wir kommen damit ins Gebiet des Mythischen, zum Sinn, den die schöpferische Fantasie historischen Ereignissen zumisst, zur Deutung der Geschichte durch die ersten Christen. Welche innere Bedeutung hat nun der Karfreitag mit der Zeit bekommen? Wie wurde aus der Katastrophe des Karfreitags der sinnvolle «Mythos vom Kreuz»? Wir verweilen nun einige Zeit bei dieser Frage.

{325} «... gelitten, gekreuzigt, gestorben und begraben ...» - im so genannten Großen Credo wird sinngemäß ergänzt: «für uns». Was bedeutet dieses «Sterben für uns»? Es gibt heute noch Archaiker - die sich sonst sehr wohl in einer technischen Welt zurechtfinden! -, welche glauben, dass das Blut, das Jesus am Kreuz vergossen habe, «in Wirklichkeit» das Blut des Opferlammes gewesen sei, das den Zorn Gottes über die verkehrte Menschenwelt ein für alle Mal gestillt habe. Sie glauben heute noch, Jesus habe als Sühnopfer für unsere Sünden am Kreuz gehangen, und zwar glauben sie das im echt archaisch-konkretistischen Sinne.

Andererseits ist nicht abzustreiten, dass diese Glaubensvorstellung, so abstrus sie einem Zeitgenossen der Weltraumfahrt auch erscheinen mag, für viele Menschen eine beruhigende und lösende Wirkung hat. Sie fühlen sich vom ständigen Druck befreit, nicht genügen zu können. Nun dürfen sie endlich unvollkommen sein, ohne befürchten zu müssen, «verdammte» zu werden. Worin steckt die befreiende Wirkung dieses «Evangeliums vom Kreuz»?

{326} Betrachten wir zuerst einmal den Mythos vom Kreuz, und kehren wir zu jenem unbekanntem urchristlichen Propheten zurück, dem dieser erlösende Mythos in einer Sternstunde eingefallen ist. Der Mythos vom Kreuz sagt uns, dass wir durch das Opfer Jesu am Kreuz mit Gott versöhnt worden seien. Es geht also um Versöhnung, um Vereinigung des Getrennten, um den Frieden. Dies war aber das Wesentliche am Werk des Rabbi Jesus von Nazareth gewesen. Diese Absicht Jesu war zwar am Karfreitag vorerst zunichte gemacht, in den Visionen der Jünger(innen) aber wieder bestätigt worden. Also gab es doch eine Versöhnung! Dies war der Schluss, den man aus den Ostererfahrungen ziehen durfte. Versöhnung mit Gott geschah aber täglich durch die Opfer, welche die Gläubigen im Tempel darbrachten. Auch die Urchristen brachten anfänglich im Tempel noch ihre Opfertiere dar, durch deren Blut Gott versöhnlich gestimmt werden sollte. Wenn also Versöhnung durch Opferblut erreicht werden konnte - lag es da nicht auf der Hand, dass einer auf die Idee kommen konnte, der Tod Jesu sei auch so ein Opfer, ein gottwohlgefälliges Werk, mit dem das Lebenswerk Jesu - die Versöhnung - besiegelt worden sei? War das Blut, das er ein- für allemal vergossen hatte, nicht wie das Blut des Passah-Lammes, mit dem Gott versöhnlich gestimmt werden sollte? Wenn dem aber so sein sollte, dann wären fortan alle Opfer im Tempel unnötig, weil das Opfer Jesu ja ein- für allemal erfolgt war! Nun konnten die Urchristen auch noch den ganzen Tempelkult entbehren, weil Gott seit Jesus nicht immer wieder neu versöhnlich gestimmt werden musste. Darin spiegelt sich die Veränderung des Gottesbildes durch Jesus, der Gnade und Liebe wieder zum Zuge gebracht hatte, und diese Veränderung des Gottesbildes sollte ja bestehen bleiben, was mit der Einmaligkeit des Opfers Jesu ausgedrückt wurde - archaisch genial formuliert. Der Einfall vom «Tod am Kreuz für uns» hatte demnach eine revolutionäre Wirkung. Gleichzeitig war mit dem Mythos vom «Tod für uns» aber auch zum Ausdruck gekommen, dass die Erlösung geschenkt wird. Das ist erlösend für all jene, die glauben, den inneren Frieden selber herstellen zu müssen, und die sich dadurch überfordern. Dasselbe gilt auch für all jene, die unter Minderwertigkeitsgefühlen leiden und meinen, sie könnten nicht genügen; für sie ist dieses Wort vom «Tod für uns» eine Befreiung und Erlösung von einem allzu rigorosen Pflichtbewusstsein, das ihnen ständig zuraunt, sie müssten noch mehr und noch Besseres leisten. Das Wort vom «Tod für uns» sagt dazu: «Es reicht. Ihr seid durch das Opfer Jesu mit Gott versöhnt. Er hat euch trotz ge-

wissen Unvollkommenheiten gern und als die angenommen, die ihr seid.» Diese befreiende Wirkung kann dieser Mythos trotz seinem archaischen Gewand auch heute noch haben.

{327} Der Inhalt des Mythos vom «Tod für uns» trifft auch das, was Jesus mit seinem Leben erreichen wollte, ziemlich gut. Auch er hat ja den Grundsatz «Gnade vor Recht» immer wieder angewandt, zu Unrecht Ausgeschlossene aufgenommen und sie mit Gott und den anderen wieder versöhnt. Die Aussage vom Opfertod Jesu war ein guter Einfall, um einerseits die Versöhnung zum Ausdruck zu bringen und andererseits den Tod Jesu am Karfreitag zu einem sinnvollen, gottgewollten Ereignis zu machen.

{328} Dieser Einfall war aber keine rationale Konstruktion, als welche er in der Dogmengeschichte leider immer wieder dargestellt wird. Nur wenn man den Opfertod am Kreuz rein intellektuell (mit den tieferen Gefühlen unbeteiligt) betrachtet, kann man auf die Idee kommen, hinter dem Opfer am Kreuz stehe ein grausamer Gott, der erst zufrieden sei, wenn er seinen einzigen Sohn am Kreuz schreien höre: «Mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Das Wort vom «Tod für uns» ist irrational und darum vieldeutig. Seine ursprüngliche Bedeutung war es, die Niederlage am Kreuz nicht als Katastrophe, sondern als etwas Sinnvolles und Gottgewolltes zu verstehen, sowie das von Jesus begonnene Werk der Versöhnung fortzusetzen. «Ach so, darum, für uns musste das alles geschehen - ja, dann können wir den Tod Jesu akzeptieren», mochten die Urchristen aufgeatmet haben, «ja, Jesus hat sich für die Versöhnung geopfert.»

{329} An dieser Stelle muss aber auf eine große Gefahr im Zusammenhang mit dem naiv archaischen Verständnis des Kreuzesopfers hingewiesen werden: Es kann durch die konkretistische Interpretation ein Gottesbild entstehen, das allzu weichlich, allzu gütig und verzeihend ist. Wenn man sagt: «Gott hat uns allen durch das Kreuzesopfer seines Sohnes vergeben», dann liegt das Missverständnis sehr nahe, dass die Güte Gottes mehr betont wird als die Strenge, und dann wird Gott zu einem weichlichen alten Väterchen, der immer Fünfe gerade sein lässt. Eine Güte, die sich nicht vom Hintergrund der Strenge abhebt, ist keine Güte mehr, sondern nur noch Schwäche und Weichheit; eine Gnade, bei der es keine Angst mehr gibt, wir könnten unser Leben verfehlen, ist zu billig; Vergebung ohne die reale Möglichkeit der Bestrafung kann gar nicht mehr geschätzt werden, so wenig wie eine Liebe, wenn es keine Ablehnung mehr gibt.

{330} Wir haben vorhin den Aspekt der Güte und Gnade im Leben Jesu hervorgehoben. Sicher - er war gütig und liebevoll zu all denen, denen mit Güte und Liebe zu helfen war. Von ihm kennen wir das Wort aus der Bergpredigt: «Glück denen, die jetzt weinen!» Aber daran schließt sich das Wort an: «Wehe denen, die jetzt spotten und lachen!» Jesus handelte ganz im Sinne des Psalmwortes: «Er rich-

tet die Demütigen auf und stößt die Hoffärtigen vom Thron.» Jesus verwendete nicht nur den Balsam der Liebe für verwundete Herzen, sondern auch das feurige Schwert des Gerichtes für die Hochmütigen, mit denen er kein Erbarmen kannte.

{331} Wir sollen Gott nicht nur lieben, sondern ihn auch fürchten! Wenn unser Gottesbild allzu gütig und liebevoll ist, werden wir allzu selbstsicher und beginnen zu wännen: «Mir kann nichts mehr passieren!» Und schon passiert's, wie das Leben immer wieder zeigt. Ohne Angst werden wir leichtsinnig oder gar eingebildet und damit lebensuntüchtig. Ohne Liebe aber verlieren wir die Freude am Leben und das Vertrauen in die Zukunft. Das Paradoxe ist die Wahrheit: Nur wer sich fürchtet, erlebt die Gnade; nur wer auf die Liebe vertraut, kann die Angst überwinden.

{332} Durch das archaisch-konkretistische Missverständnis des Kreuzesopfers (Gott hat am Karfreitag auf Golgatha allen Menschen ihre Sünden ein für alle Mal vergeben) kann das gesunde Gottesbild verzerrt werden; Gott wird dann zu einem weichlichen alten Papa, der alles vergibt. Die praktische Folge daraus kann sein, dass der Eindruck entsteht, man könne einfach so drauflosleben; es komme ja nicht so drauf an; Gott biege dann schon wieder gerade, was wir krumm gemacht hätten. Oder Eltern können in der Erziehung verführt werden, mit ihren Kindern im Zeichen des gnädigen Gottes allzu nachgiebig zu sein; dadurch nähren sie die narzisstischen Größenfantasien ihrer Kinder und verwöhnen sie; das Ergebnis sind dann lauter Kronprinzen und Prinzessinnen auf der Erbse, die nicht mehr dienen können und sich als Aschenputtel vorkommen, wenn sie einmal tüchtig Hand anlegen sollten. Es schien mir nötig, auf diese Gefahr hinzuweisen.

{333} Das «für uns» hat auch heute noch einen Sinn, aber natürlich einen ganz anderen. Wir empfinden, dass Jesus durch die Treue zu seinem Werk bis zum letzten glaubhaft geworden ist. Er hat gezeigt, dass ihm seine Sache wichtiger war als sein leibliches Leben. Mit seiner Todesbereitschaft hat er sein Werk besiegelt; es war ihm todernst mit dem, was er wollte. Er hat seine Lehre mit seinem Herzblut unterschrieben. Damit wird sie «für uns» bedeutend. Allerdings genügt der Todesmut allein noch nicht; denn auch Terroristen gehen für ihre Sache in den Tod.

{334} Da der Mythos vom «Opfertod für uns» etwas Irrationales ist, das aus dem Unbewussten stammt, ist er vieldeutig. Wir können ihm noch weitere Einsichten abgewinnen, wenn wir ihn konsequent als Symbol für ein inneres Geschehen betrachten.

{335} Was heißt der Satz: «Jesus als <wahrer Mensch> hat sich für uns geopfert» auf der inneren Ebene? Der <wahre Mensch>, das ist symbolisch unser Ich. Also heißt dieser mythische Satz nichts anderes, als dass unser Ich mit seiner oft egozentrischen Einstellung bereit sein sollte, diese zu opfern. Wir sollten bereit sein,

Überzeugungen und Meinungen aufzugeben, wenn sie nicht mehr recht passen wollen, weil das Leben sich verändert hat. Diese Opferbereitschaft erhält uns flexibel. Nun wehrt sich aber unser starres Ich vehement: «Wo führt das hin! Wo sind denn unsere heiligen Grundsätze geblieben! Das gibt ja ein fürchterliches Chaos! Nein, ich bleibe beim Alten! Ich bin doch keine Wetterfahne, die sich immer nach dem Wind dreht!»

{336} Der <wahre Mensch>, der sich am Kreuz opfert, ist als inneres Geschehen jener Teil unseres Ichs, der bereit ist, Veraltetes und Überholtes für etwas Größeres zu opfern. Das kann durchaus auch im moralischen Sinne aufgefasst werden: Was am Kreuz geopfert werden soll, sind auch minderwertige Seiten an uns, die «allzu menschlich» sind, wie etwa übermäßige Neugierde, Naschsucht, Jähzorn, Feigheit, Unwahrhaftigkeit, Untreue, Misstrauen, Selbstmitleid, Intrigenspiele, Launenhaftigkeit, Unbeherrschtheit, Neid, Eifersucht, Geiz, Geltungssucht, Herzlosigkeit, Rachsucht, etc. etc. - wir wissen ja, wo es bei uns noch hapert... Wir kennen auch die faulen Ausreden dazu! Diese minderwertigen Eigenschaften sollten wir zu Gunsten wertvolleren Seiten opfern können.

{337} Neben diesem moralischen Opfer gibt es aber auch das Opfer zu Gunsten der Erneuerung des Lebens. Das Opfer geschieht dann in einer echt religiösen Haltung, wo wir uns dem Größeren und Bedeutenderen hingeben.

{338} Wenn wir den «Eva»-Teil in uns opfern, kommt der «Maria»-Teil mehr zum Zuge. Jetzt verknüpfen sich der Mythos vom Opfer des «wahren Menschen am Kreuz» mit dem Mythos von der jungfräulichen Empfängnis: Beide Mythen sind nur verschiedene Aspekte ein- und desselben Geschehens: der hingebungsvollen Zuwendung des Ichs zum du. Im schöpferischen Prozess ist die «weibliche» Hingabe «Marias» nur ein anderer Aspekt des «männlichen» Opfers Jesu am Kreuz; der schöpferische Mensch gibt seine «Eva»-Haltung auf (= Opfer am Kreuz) und öffnet sich in der «Maria»-Haltung dem Größeren und Befruchtenden.

{339} Nun komme ich auf den Opfer-Archetyp zurück, den ich vorhin erwähnt habe. Ich sagte, die Überbetonung des Leidens und des Opfers im Christentum hätten schwere Probleme mit sich gebracht, die durch das archaisch-konkretistische Verständnis noch vergrößert worden seien. Es gibt viele Menschen, bei denen der Opfer-Archetyp ziemlich stark konstelliert ist; sie sind eher opferfreudige Naturen. Es sind dies jene Menschen, deren natürliche Veranlagung und Erziehung sie so geschaffen hat, dass sie gerne «lieb» sind und anderen gerne viel zuliebe tun, oft mehr als sich selber. Das Wohl der Nächsten ist ihnen wichtiger als ihr eigenes. Der Altruismus überwiegt. Es gibt naturgegebene Situationen, wo dies so sein muss, z. B. in der Beziehung zwischen der Mutter und dem Kleinkind. Der Mutter-Archetyp lässt die Frau weniger tief schlafen, damit sie auch nachts das Kind hört, und gibt ihr weniger egoistische Ideen in den Kopf, solange das

Kind klein ist und der Liebe und Fürsorge bedarf. Im Dienst der Arterhaltung überwiegt der Altruismus. Das ist natürlich. Probleme ergeben sich erst, wenn die Kinder größer werden und die Mutter innerlich nicht umstellen und wieder «egoistischer» werden kann. Dann wird ihre Fürsorge zu einem «Beglücken», das die Kinder unselbstständig erhält, und wenn die Kinder dann noch von zu Hause weggehen, fällt sie in ein Loch.

{340} Beim Mann kann der Opfer-Archetyp etwa durch die Arbeit oder den Militärdienst aufgebaut werden. Dies bildet einen wichtigen Teil in der Entwicklung zum Mann. Alle Völker haben das ritualisiert in den strapazenreichen Mannbarkeitsriten - die sich bei uns etwa auf Lehrabschlussprüfung, Rekrutenschule oder Leistungssport reduziert haben. Jeder Jüngling wird dadurch zum jungen Mann, dass er einmal gelernt hat, eigene Bedürfnisse zurückzustellen und der Pflicht zu opfern. Wenn der junge Mann dieses Opfer zu leisten im Stande ist, fühlt er sich als «Held», der den «weichlichen Bubi» in sich überwinden kann, der das Niedrige in sich besiegt und sich so das Recht erwirbt, als ein Mann zu gelten. Diese Fähigkeit zum Opfer stärkt sein Selbstbewusstsein und befriedigt einen jungen Mann. Wer hier zu weich ist mit sich und immer wieder daran scheitert, ist tief innen mit sich selber unzufrieden; bisweilen verachtet er sich sogar - aber niemals wird er dies nach außen zugeben: immer sind die andern Schuld! Doch je lauter er andere beschuldigt, desto mehr nehmen seine Minderwertigkeitsgefühle zu.

{341} Ich spreche hier natürlich in einem leicht veralteten Ton und scheine in einem überholten Cliche befangen zu sein. Aber ich sage dies nicht für jene, die zu viel, sondern für jene, die zu wenig Opfer bringen, und das ist heute ein großer Teil unter den jungen, verwöhnten Männern.

{342} Bei der Entwicklung zur Frau ist es wiederum anders. Da geht es darum, dass die junge Frau die unnahbare Göttin Artemis, die jede in sich trägt, im Opfer der Liebe dem höchsten Gott darbringt. (Im biblischen Büchlein «Tobit» heißt dieser Geist der Unnahbarkeit «Aschmodai»; die fromme, vatergebundene Sara hat unter seinem Einfluss schon sieben Freier in der Brautnacht umgebracht!) Dieses Opfer des jugendlichen Stolzes macht aus der kalten Göttin Turandot (oder der Sara, dem Dornröschen, der Prinzessin im Märchen vom Froschkönig) erst die liebende Frau. Es ist nahe verwandt mit dem Opfer des Gottessohnes im Johannesevangelium, wo der Gottessohn, eins mit seinem Vater, der LIEBE ist, sich freiwillig für seine Freunde in der Liebe hingibt und durch diese Hingabe am Kreuz erhöht wird; durch dieses Opfer trägt das Korn, das in der Erde stirbt, viel Frucht (Joh. 12,24ff.). Dies verkündeten in der Antike auch die Eleusinischen Mysterien. In der ergreifenden Oper Puccinis wird Turandot vom Opfer der Sklavin Liu und von der Liebe des Prinzen, der auf sein Recht verzichtet, von der «Eiskönigin» zur Geliebten gewandelt, für die nun die Liebe zum «Licht der

Welt» (Joh. 8,12) geworden ist. Dass die Liebe uns zu Opfern befähigt, ist etwas Wunderbares, wird aber heutzutage viel zu wenig bedacht. Viele Frauen, die als «Emanzen» auf ihr Recht pochen, suchen im Grunde etwas anderes als nur ihr Recht:

{343} Sie suchen die rechte Erfüllung ihres Lebens. Diese kann aber nur eine tiefe Wandlung bringen, und die Wandlung ist nur möglich im Opfer aus Liebe. Turandot, Sara, Dornröschen und die Prinzessin im «Froschkönig» mussten alle ihre «Artemis» opfern, ihren «Aschmodai» ausräuchern, ihr Innerstes öffnen. Wer sich öffnet, macht sich verletzlich.

{344} Das Liebesopfer ist gefährlich. Viele weichen auf reinen Sex aus, machen Sex, ohne sich je ganz zu öffnen und der Liebe hinzugeben. Sie wollen die Alten bleiben und sich der Wandlung nicht aussetzen, weil sie so die Kontrolle darüber, was geschieht, verlieren würden. So aber bleiben sie eine verschlossene Festung, auch mit Ehemann und Kindern, und die Sexualität kommt nie zur tiefen Erfüllung, auch wenn die Leibesübungen noch so perfekt vollzogen werden. Erst der Geist des Opfers und der Hingabe vollendet die Sexualität zur vollkommenen Liebe, die wirklich zufrieden macht.

{345} Unsere natürliche Reifung verlangt immer wieder Opfer. Es ist wichtig, dies in unserer Zeit zu betonen. Wir sind keine opferfreudige Generation; umso größere Opfer werden unsere Nachkommen einst bringen müssen, - wenn es dann nicht schon zu spät ist...

{346} Es ist wichtig, dass der Mensch lernt, Opfer zu bringen. Im Keim üben sich schon kleine Kinder darin, dann nämlich, wenn sie uns etwas schenken: Sie geben es uns -und schon reut es sie wieder- sie verlangen es zurück - sie schenken es dann doch ... So üben sie, mit ihrem Opfertrieb umzugehen. Sich darin zu üben ist entscheidend wichtig! Denn es gibt nicht nur sinnvolle, es gibt auch sinnlose Opfer. Wenn z. B. in einem eher altruistisch veranlagten Menschen seine Opferfreudigkeit andauernd noch gefördert und mit religiösen Motiven genährt wird, kann bei diesem Menschen ein allzu großer Opferwille resultieren. Das wäre an sich eine schöne Sache, wenn die lieben Mitmenschen dies nicht schamlos und brutal, kaltblütig und egoistisch ausnützen würden. Als Therapeut habe ich oft mit Leuten zu tun, die nie gelernt haben, NEIN zu sagen, meist aus Angst, dann nicht mehr das «liebe Kind» zu sein. Sie bringen die nötige Abgrenzung, Härte und Selbstständigkeit zum NEIN nicht auf. Ihr Opferwille beruht also nicht auf Stärke und reiner Güte, sondern auf der Angst, durch ein NEIN auf Ablehnung zu stoßen oder gar einen Wutausbruch des andern hervorzurufen, der sie in ein seelisches Nichts stürzen könnte. Durch die Stärkung ihres Selbstvertrauens und die Analyse des tief eingefleischten kindlichen Verhaltensmusters lernen solche Menschen, dass die Welt nicht untergeht, wenn sie zur rechten Zeit bestimmt

NEIN sagen. Sie lernen so, ihren Opfertrieb sinnvoll einzusetzen. Bisweilen müssen sie aber auch ihre Glaubensansichten ändern: Sie wurden vielleicht gelehrt, dass Gott irgendwann einmal jedes Opfer belohnen werde!

{347} Wird wirklich jedes Opfer belohnt? Insofern jedes Opfer einen Wert in sich selber trägt, nämlich den Wert der Selbstüberwindung, muss diese Frage bejaht werden. Aber es gibt immer wieder Situationen, wo ein Opfer so viele Nachteile bringt, dass diese den positiven Wert übertönen. Dann ist das Opfer sinnlos. Darum soll man die Kinder nicht einfach dazu anhalten, Opfer zu bringen, sondern mit ihnen darüber sprechen, wo die Vor- und die Nachteile liegen. Gott will nicht blinde Opfer von uns; sonst hätte er uns nicht einen Verstand gegeben, mit dem wir die Vor- und Nachteile eines Opfers abwägen können, so weit uns das überhaupt möglich ist. Ein Risiko des Irrtums wird immer bleiben.

{348} Ein Opfer zu bringen, ist nicht nur etwas Verdrießliches, sondern auch etwas Erhebendes. Wenn wir jemanden lieben, bringen wir das Opfer sogar gerne für ihn. Auch wenn ein Opfer nur aus der Einsicht in seine Notwendigkeit geschieht, haben wir immerhin die Genugtuung, etwas Gutes getan zu haben. Daran können wir dann lutschen wie das Kind an seinem Schleckstängel. Im Alten Indien hatte man eine leicht andere Einstellung zum Opfer als bei uns. Dort bedankte sich der Spender beim Bettler dafür, dass ihm dieser Gelegenheit gegeben habe, ein gutes Werk zu tun, das ihn seiner Erlösung näher bringe! Im Einflussbereich der «Religion der Liebe» wurde das Opfer so bewertet: In der Liebe sollte das Opfer ja eine Selbstverständlichkeit sein. Da ein Christ immer lieb sein sollte, wurde also erwartet, dass er auch selbstverständlich jederzeit zu irgendwelchen Opfern bereit sei. Dadurch aber wurde den Gläubigen die Lust am Opfer, die Freude am Verzicht, die durchaus natürlich ist, in hohem Maße genommen. «Allzu viel ist ungesund», sagt das Sprichwort, das auch hier zutrifft. Wer immer opferbereit sein sollte, dem vergeht die Lust dazu. Aber ein guter Christ darf eine solche Schwäche natürlich niemals zugeben, und darum ringt er seine Zweifel nieder und zwingt sich noch mehr- mit noch verbissenerer Miene! -, die gottbefohlenen Opfer zu bringen. So gerät der Mensch aus dem gesunden Gleichgewicht zwischen Selbst- und Nächstenliebe.

{349} Ich möchte dies mit einem Zitat aus dem Roman: «Geschichte einer Nonne» (von Kathryn Hulme) veranschaulichen:

{350} «Auch Schwester Lukas empfand eines Abends diesen Neid, als Schwester Monique beredt von der höchsten Gnade Gottes sprach, die Er Schwester Aurelie erwiesen hatte, die Gnade, für Ihn sterben zu dürfen.

{351} Es hatte eine Zeit gegeben, überlegte sie, da ihr die Sehnsucht, für Christus zu sterben, übertrieben vorgekommen wäre, ja sogar krankhaft! Doch jetzt nicht mehr. Sie versuchte, die Veränderung zu ergründen, die sie in den letzten zwei

Jahren durchgemacht hatte, seit sie in dem Baumhaus die Vision einer wirklichen Nonne hatte. Fast schien es, als sei sie seitdem eine geworden. Eine wahre Nonne arbeitet, bis sie zusammenbricht, betet, bis sie völlig ausgepumpt ist, und hofft unablässig voll Demut, dass der Herr sie eines Tages durch ein Martyrium zu Sich in den Himmel nimmt, während ihre auf Erden nicht vollendete Aufgabe - wie die Schwester Aurelies - weitergeführt wird.»

{352} Durch eine gedankenlose Imitation des Leidens Jesu - was mit wahrer Nachfolge nicht viel zu tun hat - wird man am Kreuz mit dem sterbenden und wieder auferstehenden Gottessohn vereint, und zwar nicht symbolisch, sondern archaisch-konkretistisch verstanden, und dadurch wird das Martyrium an sich verherrlicht, gleichviel, ob das Opfer sinnvoll oder sinnlos ist.

{353} Wer aber von seinem Opfertrieb beherrscht wird, der wird krank (masochistisch), leidens- und martyriumssüchtig. Diese Verirrung kann durch eine falsche Ideologie gefördert werden, etwa durch die Predigt, wir Menschen seien die Schafe, die dem Hirten zur Schlachtbank folgen müssten. Wenn der gute Hirte durch einen Volksverführer ersetzt wird, dann haben wir die Millionen, die sich in Kriegen abschlachten lassen, weil sie zu folgsamen Schafen erzogen worden waren...

{354} Durch die Lehre der Imitation (Nachahmung) von Jesus kamen viele zur Ansicht, nur die Märtyrer seien wirklich echte Christen gewesen. Die Identifikation mit Christus trieb sie dazu, sich ans Kreuz schlagen zu lassen, um des Meisters würdig zu werden und dereinst in die himmlische Vollendung eingehen zu können. In der vermeintlichen Nachfolge Jesu ließen sie sich quälen, ohne sich zu wehren. Je mehr sie im Lebenskampf einstecken mussten, desto näher glaubten sie sich der Vollendung. Dies ist aber krankhaft; der Masochismus verführt uns zu einer völlig lebensuntauglichen Passivität dem Bösen gegenüber; er verklärt das sinnlose Martyrium. Viele so genannte «gute Christen» meinen ja auch, sie müssten immer mit einer Leidensmiene herumgehen, es zieme sich für einen echten Christen nicht, sich des Lebens zu freuen, zu lachen, Luftsprünge bei einem Erfolg zu vollführen; sie meinen, stets ein wenig demütig sein und gebeugten Hauptes umherwandeln, ihr weltliches Ich kasteien und stets vor jeglichem Hochmut, vor Stolz und Hoffart bewahren zu müssen. Ein natürliches Selbstbewusstsein ist ihnen bereits verdächtig. Der Vergleich mit dem Gekreuzigten sagt ihnen, dass sie den Kopf immer noch viel zu hoch tragen. Dass diese Art von Selbsterniedrigung sinnlos ist und bereits ins Krankhafte geht, darf ihnen nicht in den Sinn kommen. Die dadurch entstehenden Minderwertigkeitsgefühle kompensieren sie dafür mit dem Glauben, dass sie - im Gegensatz zur verlorenen Welt - zu den Erwählten zählen und dann dafür am Jüngsten Tag über die Welt triumphieren dürften. Der

geistliche Hochmut dieses Erwählungsglaubens macht sie aber den Mitmenschen unsympathisch und verfestigt die Mauern ums Getto, in welchem sie ihr Leben fristen.

{355} In meiner Jugendzeit kannte ich einen fröhlichen Pfarrer - es war Mitte der Fünfzigerjahre -, der seine Gemeinde im Gottesdienst stets mit Humor und bisweilen sogar kleinen Scherzen aufmuntern und fröhlich stimmen wollte. Das trug ihm bei vielen den Ruf ein, er sei nicht richtig gläubig... Dass er ergreifend beten konnte und persönlich ein herzenguter Mann war, schien diese frommen Kritiker gar nicht zu beeindrucken.

{356} Bekanntlich sind Menschen mit einer Bereitschaft zu dieser Opferhaltung auch stets bereit, sich mit Schuld überhäufen zu lassen. Wenn ihnen jemand - der objektiv gesehen selber mehr Schuld hat als sie - vorwirft, sich schuldig gemacht zu haben, dann lassen sie den Vorwurf unbesehen gelten und forschten betrübt nach der Quelle des Unglücks, die sie natürlich sofort in der eigenen Bosheit finden und nirgends sonst. Auch wenn ihr Anteil an Schuld kleiner sein sollte als der des Gegners, geben sie sich geschlagen ... - und der Böse triumphiert über die Dummheit des allzu Gewissenhaften! Man darf eine naturgegebene Neigung zu einer solchen Einstellung als Erzieher nicht noch ideologisch verbrämen mit dem Hinweis darauf, dass Christus ja auch am Kreuz gehangen habe. Solchen Menschen sollte man eher die Szene der Tempelreinigung durch Jesus bedeutsam werden lassen oder die Art und Weise, wie schlagfertig Jesus in den Streitgesprächen mit seinen Gegnern umgegangen ist. Das archaisch-konkretistische Verständnis des Opfers Jesu hat sicher ebenso viele katastrophale Folgen gehabt wie der konkretistisch aufgefasste Mythos von der jungfräulichen Empfängnis und Geburt Jesu. Opfer sind gut und recht; Opfer sind nötig. Wir leben leider nicht in einer opferfreudigen Zeit, und wir müssen dafür auch schwer büßen. Aber vergessen wir nicht: Es gibt nicht nur sinnvolle, sondern es gibt auch sinnlose Opfer! So viel zum Opfergedanken in der christlichen Tradition, der man eine gewisse Überbewertung des Opfers vorwerfen muss.

{357} Kehren wir zum Bild des Kreuzes zurück. Da es ein Symbol aus dem Unbewussten ist, enthält es viele mögliche und sinnvolle Deutungen. Ich möchte einige davon erwähnen.

{358} Immer wieder - besonders in den ersten christlichen Jahrhunderten - wurde das Kreuz mit dem Lebensbaum in Verbindung gebracht. Man sah also im Kreuz nicht nur das Opfer und den Tod, sondern auch das aus dem Opfer hervorgehende neue Leben, beides, das «Stirb und Werde». Unter diesem Gesichtspunkt ist das Kreuz ein sehr wertvoller Gegenstand der Meditation. Es kann die Einsicht fördern, dass unser Leben sowohl eine crux (lat. = Kreuz) wie auch ein Gnadengeschenk ist.

{359} Unser Leben als crux: Oft kann die äußere Welt mit der inneren Welt nicht zur Deckung gebracht werden. Unsere innersten Neigungen und das, was wir von außen her tun müssen, stimmen oft nicht überein. Oder die äußere Welt an sich macht uns zu schaffen: der Ehepartner, die Kinder, der Arbeitsplatz, gewisse Gegner, die Probleme der Dritten Welt, ökologische Katastrophen usw. Oder die innere Welt macht uns Mühe: Wir kommen mit unseren Elternbildern nicht zurecht, oder wir haben narzisstische Störungen, Minderwertigkeitsgefühle, finden den Sinn nicht mehr im Leben, etc. ; oder wir leiden an den Folgen der Verwöhnung im Elternhaus. Fast immer sind wir im Leben eingespannt in die crux unlösbarer Widersprüche, z. B. zwischen dem oberen und dem unteren Pol des Lebens, dem Rationalen und dem Irrationalen, zwischen «links» und «rechts» - und nie können wir es allen recht machen. Je «lieber» wir sein wollen, desto verzweifelter werden wir. Und wenn wir allzu hart nur auf uns selber schauen, werden wir zu herzlosen Egoisten, die außen anstoßen. Welcher Stimme soll man gehorchen? Man kann es machen, wie man will - es ist nie ganz recht. Wir können nicht allem genügen. Der Mensch ist in seiner Naturanlage ein Problem-Wesen.

{360} Andererseits aber machen wir immer wieder die Erfahrung, dass dieses Ungenügen gar nicht so schlimm ist. Man lehrt uns zwar, gut, möglichst fehlerlos zu werden; aber andererseits gibt es doch immer wieder Menschen, die uns mitsamt unseren größeren und kleineren Mängeln lieben, als just die lieben, die wir sind. Unvollkommen - und doch angenommen. Simul iustus et peccator: Ein Sünder, aber doch vor Gott angenommen. Einerseits soll sich der Mensch bemühen, gut zu sein; andererseits wird die Gnade «gratis» gegeben. Einerseits martert uns unser Kreuz, andererseits bringt es auch Erlösung; kein Mensch weiß, wie dieses paradoxe Geschehen möglich ist. Jeder Mensch spürt, dass er auf Liebe angewiesen ist, weiß aber auch, dass er sie nicht selber «machen» kann als homo faber. Er bemüht sich vielleicht mit all seiner Kraft, es möglichst allen Leuten recht zu machen, damit sie ihn lieben würden - alles nützt nichts. Und dann geschieht es eines Tages doch; er weiß nicht, warum. Für jeden homo faber ist die Meditation des Paradoxes vom Kreuz sehr zu empfehlen: das Kreuz als Lebensbaum...

{361} Ein weiterer Sinn der Passion ergibt sich, wenn wir das Leiden Jesu als das des Gottessohnes betrachten, Jesu als des «wahren Gottes». In vielen alten Kirchenliedern heißt es etwa: «Was ist die Ursache der Marter des sündlosen Gottessohnes? Ich, ich und meine Sünden sind Schuld am Leiden Christi.» Diese Aussage ist historisch gesehen natürlich unsinnig; denn wie sollen meine heutigen Fehler ein Ereignis beeinflussen können, das ja schon längst passiert ist? Die angesprochenen Liedverse sind nur verständlich auf dem Hintergrund einer mystischen Identifikation Jesu mit dem «Seelenfünklein» in mir, mit meinem inneren Meister, meinem besseren Teil. Unsere «bessere Hälfte» (Jesus als Gottessohn) muss allerdings oft leiden, weil sie vom schlechteren Teil übertönt wird; der bes-

sere Mensch in uns kommt oft zu kurz und wird vom uneinsichtigen und egozentrischen Teil (meiner «Eva») an die Wand gedrückt, oder - biblisch gesagt - ans Kreuz genagelt. Durch die tätige Buße und Reue kommen wir dann - wie die Passionslieder sagen - in einen Zustand, wo wir unserem inneren Meister, beschämt über unser bisheriges Verhalten, wieder Raum zur Entfaltung geben, und dann werden wir geistlich neu geboren. Ostern kommt.

{362} Ich fasse zusammen: Jesus als der leidende Gottessohn am Kreuz, der wegen meiner Schwachheit gequält wird - oder Jesus als mein Bruder am Kreuz, der mir zum Trost wird in meinem eigenen Leid, weil er meine Schwachheit teilt - oder Jesus als Symbol meiner Eva-Haltung, die geopfert werden muss - das Kreuz als paradoxes Symbol meines Scheiterns und Begnadigtseins - das Kreuz als Lebensbaum: als irrationales Symbol ist das Kreuz vieldeutig, und jede der möglichen Deutungen ist an sich sinnvoll. Es geht darum, jene Seite auszuwählen, die im Augenblick weiterhilft.

{363} So könnte man das Kreuz als paradoxes Symbol auch für die Vereinigung der Vertikalen mit der Horizontalen betrachten, der religiösen mit der mitmenschlichen Dimension unseres Lebens; auch das ist eine crux und gleichzeitig die Erlösung, wie nämlich die Selbstfindung und unser soziales Verhalten zusammenkommen können. Oder man könnte die Vertikale als das Männliche und die Horizontale als das Weibliche betrachten: das Kreuz wäre dann das Paradox des Gegensatzes und gleichzeitig auch der wunderbaren Ergänzung, crux und Erlösung...

{364} Über die Symbolik des Kreuzes wäre natürlich noch manches zu sagen; aber ich möchte mich jetzt dem nächsten Ausdruck im Credo zuwenden: «abgestiegen ins Totenreich» - Für die Ostkirche bedeutete dies damals: «Wirklich und wahrhaftig gestorben», während die Westkirche daraus den Triumphzug des Erlösers durchs Totenreich gemacht hat, die endgültige Besiegung der Hölle. In älteren Übersetzungen hieß diese Stelle noch: «niedergefahren zur Hölle». Wenden wir uns zum Schluss dieses Abschnittes noch der mythischen Vorstellung der Hölle zu! Was können wir heute unter dem Bild der Hölle verstehen? Was für eine innere Wirklichkeit soll mit diesem Bild veranschaulicht werden? Daraus, dass die Hölle nicht mehr archaisch-konkret lokalisiert werden kann, darf noch lange nicht geschlossen werden, dass es sie nicht gebe - nur: was ist damit gemeint?

{365} In früharchaischer Zeit wurde die Unterwelt als ein freudloser Ort betrachtet, wo die Toten in einem ununterschiedenen Kollektiv im Finstern sitzen und Staub essen. Im Totenreich gab es weder Belohnung noch Bestrafung.

{366} Unser Wort «Hölle» entstammt dem altgermanischen «Hei», welche man sich ursprünglich noch nicht als einen Ort der Bestrafung für die Bösen vorgestellt hatte. Die Hei war zuerst noch der Aufenthaltsort für alle Toten; sie lag unter den

Wurzeln der Weltesche Yggdrasil. Ähnliche Vorstellungen hatten die Sumerer, Babylonier, die Alten Griechen dieser Entwicklungsstufe sowie die Israeliten am Anfang.

{367} Obwohl das Totenreich nur schattenhaft war, konnte es nach der Ansicht des archaisch empfindenden Menschen sehr wohl in unser menschliches Leben eingreifen. Echt mythisch konnte etwa die alttestamentliche «Scheöl» plötzlich ihre Grenzen vergessen, ihr gieriges Maul aufreißen und einem der Kinder dieser Erde nach dem Leben trachten. Bei einer schweren Krankheit oder einem Unfall hatte der archaische Mensch das Gefühl, von den Stricken der Unterwelt eingefangen zu werden. Es ist dasselbe Gefühl, das uns befällt, wenn wir plötzlich krank werden; dann drängen sich auch uns Todesfantasien auf, und wir stellen uns vor, wie es wäre, wenn ... Während wir heute aber denken, dass diese Todesfantasien aus unserem Unbewussten kommen, dachte der archaisch empfindende Mensch, diese Gedanken kämen wirklich - freilich auf geheimnisvolle Weise! - aus dem sonst fernen Totenreich in seinen Kopf. Alle Beeinträchtigungen des Lebens wurden als Übergriff einer konkret vorgestellten Unterweltsmacht ins gesunde Leben dieser Welt hinein vorgestellt. Das Erlebnis an sich aber bleibt über die Jahrtausende hinweg in etwa dasselbe.

{368} Die altgermanische Hei wurde später durch die Beeinflussung der (ursprünglich ägyptischen und iranischen) Vorstellung von einem Gericht für die Toten zu einem negativen Ort, wo die Lügner und Mörder hausen mussten, während die Guten und Tapferen nach Walhalla kamen.

{369} Die biblische Vorstellung von der Hölle hat verschiedene Wurzeln. Einmal ist sie von der iranischen Mythologie beeinflusst, sodann auch in starkem Maße von der Gerichtsandrohung der Großen Propheten. Das Bild vom Höllenfeuer hängt mit dem Brauch der Kinderopfer zusammen, welche die heidnisch gebliebene Jebusitische Bevölkerung Jerusalems im nahe gelegenen Hinnomtal für ihren Gott Mäläch bzw. «Moloch» darbrachte. Im Wadi Hinnom ließ man die Kinder «durchs Feuer gehen». Die Propheten prangerten diese «Molochsopfer» heftig an. Aus dem Wadi «Hinnom» wurde griechisch die «Ghenna» (= Hölle), wo die Bösen für ihre Untaten im Feuer braten mussten, wie einst die Kindlein der Jebusiter. Die Bocksfüße schließlich hat der christliche Teufel als Herr der Hölle vom griechischen Gott Pan, welcher - als Bock dargestellt - die unberechenbaren Naturkräfte im Menschen, etwa den Panischen Schrecken und die Sexualität, verkörpert. Heute wird Pan in der christlichen Kirche nicht mehr so negativ dargestellt. Im Zeitalter einer gewaltigen ökologischen Krise besinnt man sich, wie man zu den Naturkräften ein ersprißlicheres Verhältnis bekommen könnte: Wenn die «Hölle» droht, wird man oft vernünftiger.

{370} Der erzieherische Wert der Vorstellung einer Hölle, besonders das Androhen von Höllenstrafen, wird heute bestritten. Die meisten Leute lehnen es ab, die Hölle als Erziehungshilfe zu verwenden. Sie machen ihren Kindern einfach auf andere Art, wenn sie nicht brav spüren, «die Hölle heiß»... ; oder sie sind allzu nachgiebig und erlauben ihren Kindern so viel, dass sie mit ihren unerzogenen Rotznasen «die Hölle auf Erden» haben. Obwohl man also die «Hölle» nicht so leicht loswird, ist es unangebracht, erzieherisch mit der Angst vor der Hölle zu operieren - besonders wenn man selber nicht mehr archaisch an eine Hölle glauben kann. Andererseits muss man sich aber fragen, ob nicht vielleicht doch etwas dran sei an der Angst vor der Hölle. Was für eine Wahrheit steckt in der mythischen Vorstellung von der Hölle? Wurde nicht unsere Welt in dem Maße immer mehr zur «Hölle», in dem man die Existenz von Teufel und Hölle verhöhnnte? Ist es nicht so, dass das Böse im Menschen just dann leichtes Spiel hat, wenn man nicht genügend wach auf der Hut davor ist? Jeder prüfe sich selbst! Den größten Blödsinn machen wir doch immer dann, wenn wir uns aufs hohe Ross setzen und wännen, uns könne nichts Schlimmes passieren. Destruktive Kräfte und Mächte werden dadurch kein bisschen weniger gefährlich, dass man sie als konkret-materiell nicht existent («es gibt keinen wirklichen Teufel») erklärt. Die Tiefenpsychologie hilft uns, die Wirklichkeit hinter der mythischen Vorstellung wieder ernst zu nehmen. Der Teufel kann sehr wohl in unserer eigenen psychischen Unterwelt «los» sein, und wir haben die Verantwortung für seine Untaten zu tragen. Unser Wort «Teufel» stammt vom griechischen «Diabolos», was so viel wie «Verwirrer» heißt. Der in uns drin Kraut und Rüben durcheinander wirft und damit Verwirrung stiftet, das ist der Teufel. Wer kennt ihn nicht?

{371} Das moderne «... abgestiegen ins Totenreich ...» im Credo ist für mein Empfinden etwas blass geraten. Man wollte vermutlich fortschrittlich sein und mythische Anklänge an eine heute überholte Vorstellung von einer Hölle vermeiden, weil man sich im Grunde einem positivistischen Weltbild verpflichtet fühlte. Das «... niedergefahren zur Hölle...» schätze ich persönlich mehr. Das Wort «höllisch» wird in der Umgangssprache heute meistens in einem positiven Sinn verwendet: Einmal wollte mich ein Mann für eine Beerdigungsfeier besonders loben, und er rühmte: «Sie haben eine höllische Abdankung gehabt!»

{372} Die Hölle hat auch Jesus von Nazareth gekannt, nicht nur am Schluss seines Lebens. Seine Familie dachte ja, er sei von Sinnen (Mk. 3,21) und wollte ihn nötigen, wieder heimzukommen und einem «anständigen Beruf» nachzugehen ... Jesus konnte auch viele Menschen, bei denen die Hölle los war, heilen, weil er die Hölle in sich selber überwunden hatte. Er war schon zu seinen Lebzeiten oft «niedergefahren zur Hölle» - aber auch wieder ins Leben «aufgefahren».

{373} Mit der mythischen Hölle sind nicht nur schreckliche Zustände in unserer Außenwelt (wie etwa «die Hölle von Auschwitz») gemeint; sondern damit ist auch unser eigenes inneres Chaos, die innere Desorientiertheit und Verwirrung angesprochen, von der wir alle immer wieder erfasst sind. Insofern ist die Hölle ein lebendiger Teil eines jeden von uns, und wir alle sind immer in der Gefahr, «in die Hölle zu kommen», vielleicht gerade dann am meisten, wenn wir uns besonders wohl fühlen ... «Nichts ist dem Menschen so schwer zu tragen wie eine Last von guten Tagen» (Wilhelm Müller, 1830, nach Martin Luther). Wenn in unseren Träumen im Keller ein Chaos herrscht, dann ist das die Hölle. Wenn wir einmal in der Hölle stecken, heißt das aber noch lange nicht, dass wir auf immer und ewig verloren wären; denn in der Hölle liegt oft auch der Keim für die Auferstehung in ein neues Leben bereit. In ihr können wir im Höllen- oder Fegefeuer zu neuen Menschen umgeschmolzen werden. Unser inneres «Gold» kann sich dann vielleicht aus falschen Verhaftungen befreien. Gibt es «goldene» Menschen, die nicht im Fegefeuer geläutert worden sind? Der Erlöser macht nicht halt vor den Pforten der Hölle.

{374} «... abgestiegen ins Totenreich ...» - Wenn der Mythos an dieser Stelle abbrechen würde, wäre dies höchst bedenklich. Aber zur Hölle, zur inneren Desorientiertheit mit ihren schrecklichen Auswirkungen auf unsere Mitmenschen und Umwelt, gehört auch der Anfang des Neuen - der freilich oft lange im Dunkeln verborgen bleibt. Es ist wie in jenen Märchen, wo die Heldin durcheinander geworfene Kerne, Linsen, Erbsen etc. neu ordnen muss. Sie alleine, ihr Ich, bringt das niemals fertig; aber die Tiere, ihre instinktiven helfenden Kräfte, die unbewusst schon lange am Werk sind, bevor wir es merken, besorgen die Arbeit für sie. Ohne diese unbewussten, im Dunkeln mitarbeitenden heilenden Kräfte in uns wäre eine Erlösung aus der Hölle niemals möglich. Wir sind nicht Münchhausen, sondern brauchen die Hilfe des du.

{375} In den alten seelsorgerischen Schriften wurde der Seelenzustand, in dem man sich «unten» fühlt, oft erwähnt. Man nannte die freudlose Inkubationszeit am Ende des alten Zustandes «das Schweigen Gottes». Man sprach auch von der «Ferne Gottes». Die Verbindung zwischen Ich und du scheint dann abgerissen zu sein; man fühlt sich vom Leben abgeschnitten. In solchen Zuständen hat man den Eindruck, es stagniere alles, es gehe nichts mehr. Spaziergänge in der Natur mildern den desolaten Zustand ein wenig, weil dann wenigstens die Füße noch gehen ... Oft steigen Suizidgedanken in einem hoch. Diese «Nacht des Kreuzes» ist schwer auszuhalten. Die alten Meister empfahlen, in solchen Zeiten nichts zu entscheiden, treu und tapfer durchzuhalten, das Kreuz nicht jammernd hinter sich herzuschleppen, sondern es zu tragen und zu versuchen, die negativen Fantasien an sich vorüberziehen zu lassen, wie wenn sie nicht unsere eigenen Gedanken wären. In dieser seelischen Haltung, sagten sie, könne die Raupe reifen und zum

Schmetterling werden, der sich nach der Leidenszeit frei der Ostersonne entgegen schwingt. Das moderne Ausagieren in diesem Zustand hat oft verheerende Folgen.

{376} Dadurch, dass der christliche Mythos seinen Helden auch in die Unterwelt hinabsteigen lässt, gewinnt er etwas Ganzheitliches. Die Zeile: «Abgestiegen ins Totenreich» stellt ein Gegengewicht gegen das allzu viele «Oben» und die im Christentum weit verbreitete Abspaltung des «Unteren» dar. Indem der Erlöser in die mythische Unterwelt hinabsteigt und den Toten die frohe Botschaft bringt, versöhnt er das Untere mit dem Oberen, das Abgeschiedene mit dem Vorhandenen, das Verdrängte mit dem, was erlaubt ist, das Finstere mit dem Tageslicht, den Schatten mit der Fassade, das Peinliche mit dem, was man zur Schau stellt. Denn wer sind die «Toten», welche die mythische Unterwelt bevölkern? Die Träume zeigen uns, wer mit den mythischen Toten gemeint ist: die abgespaltenen, verdrängten, totgeschwiegenen und vor der Öffentlichkeit versteckten Anteile unseres Lebens. Was Jesus von Nazareth mit seiner Integrationsfähigkeit in seinem Leben zuwege gebracht hat, nämlich, das Verlorene heimzuholen und dadurch das Leben wieder ganz und heil zu machen, das wird im Mythos mit dem Ausdruck: «Abgestiegen ins Totenreich» nochmals formuliert. Damit sagt der Mythos etwas Richtiges und Wichtiges, das man nicht weglassen sollte, weil man noch dem positivistischen Weltbild verhaftet ist, in dem es diese Totenwelt nicht gibt, da ihr der Sinn für Symbolisches abhanden gekommen ist. «Abgestiegen ins Totenreich»: Jesus hat auch das Untere, Abgeschiedene und aus dem Leben Verdrängte wieder mit dem Alltag verbunden, den Schatten erlöst und dem Leben wieder assimiliert. Diese Zeile macht den christlichen Mythos ganzheitlich. Sie zeigt aber auch, dass es kein neues Leben gibt ohne das peinliche «Hinabsteigen zu den Toten», ohne die schmerzliche Beschäftigung mit dem eigenen Schatten, ohne wirkliche Selbsterkenntnis, bei der man sich radikal ehrlich mit seinen eigenen «Abgeschiedenen», mit seinen Verdrängungen und Schwächen auseinandersetzt. Ohne dieses «Stirb» des Fassadenmenschen gibt es kein «Werde» des heilgewordenen Menschen. Keinem, der wirklich erlöst werden will, bleibt der «Gesichtsverlust» eines Abstiegs in seine eigene Unterwelt erspart.

{377} Vor diesem Abstieg graut manchem sehr - verständlicherweise! Denn schon viele sind daran gescheitert und in die Klüfte und Abgründe der eigenen Seele gestürzt oder in ihren Sümpfen ertrunken. Ihr ganzes Leben haben sie dabei ruiniert, indem sie einer Laune ihres Schattens unachtsam gefolgt sind und sich darauf immer tiefer ins Unheil verstrickt haben. Ein solcher Abstieg zu den abgeschiedenen Seiten der eigenen Psyche muss immer wachsam und sehr vorsichtig unternommen werden, am besten im Gespräch mit einem Außenstehenden, der verlässlich ist und das Vertrauen nicht enttäuscht. Nicht jeder ist ein Held, der sich die abgeschiedenen Kräfte erlösend angliedern kann. Wenn die Totgeglaubten ange-

rührt werden, können sie plötzlich eine verzweifelte Vitalität gewinnen, die das Ich im Nu verschluckt - und dann ist's um den guten Ruf geschehen; wer dann das Ungeheuer in sich nicht zu erlösen vermag, der ist dem Leben verloren. Es wird heute oft sehr leichtsinnig von der Assimilation des Schattens gesprochen, wie wenn das ein Kinderspiel wäre. Trotz der lauenden Gefahren gehört es aber zum Abenteuer des Lebens, das nun einmal ganz werden will und uns mit unbarmherziger Beharrlichkeit dazu ermuntert, schiebt, stößt, zieht, schleppt und lockt. Darum gehört der Abstieg Christi in die Unterwelt zum Mythos und rundet ihn ab. Ohne die Assimilation des Unteren gibt es das volle, heile und ganze Leben nicht. Ohne die peinliche Auseinandersetzung mit dem Abgeschiedenen in uns keine neue Fülle des Lebens. Stirb und werde!

«... am dritten Tage auferstanden von den Toten...»

{378} Diese Zeile beschreibt das Neuwerden des Lebens «am dritten Tage». Was ist mit diesem «dritten Tag» gemeint? Die Zahl drei gehört zu einem Prozess, in dem es drei Stadien gibt: den Anfang, die Entwicklung und das Ende. Man kann z. B. Träume in diese drei Phasen gliedern: die Ausgangslage, die Entwicklung des Dramas und das Ergebnis; aber auch der dramatische Verlauf einer Krankheit, die Entwicklung einer Beziehung, kurz: alles, was mit inneren Prozessen zu tun hat, kann mit diesem Schema dargestellt werden. Im Credo wird, wie bereits beschrieben, der Trauerprozess der Anhänger Jesu mit der Zahl drei dargestellt. «Karfreitag», die erste Phase, meint die Katastrophe; man ist erschlagen und kann nur noch ausrufen: «Das darf doch nicht wahr sein, das ist unmöglich!» Am «Karsamstag» aber holt uns die Wirklichkeit ein; wir erkennen, dass das Schreckliche nicht bloß ein böser Traum, sondern bittere Realität ist. Die Phase des Karsamstags ist die eigentliche Trauerzeit, die lähmende äußere Stille nach dem Krach des vernichtenden Sturmes, in der außen nichts mehr läuft, wir inwendig aber noch verwundet und bis zuunterst aufgewühlt, verwirrt und voller gegensätzlicher Gefühle sind, in einem inneren Chaos, in der Hölle. Die Sonne ist grau geworden, der Fluss des Lebens ins Stocken geraten; wir fühlen uns vom Leben abgeschnitten, obwohl in uns drinnen ein gewaltiger Kampf tobt. Es braucht Zeit, je nach der Größe der Katastrophe und unserer Wandlungsfähigkeit, bis sich die Samenkörner des neuen Lebens in uns neu geordnet haben und wieder zu wachsen beginnen; es ist auch möglich, dass wir an einem «Karsamstag» auf der Stelle treten und den Weg zurück ins volle Leben nicht mehr finden, sondern nur noch als «Abgelöschte» und Geknickte weiterleben können. Der «dritte Tag» jedoch ist der wunderbare Abschluss des Dramas, der Ostermorgen, der Durchbruch des in der Tiefe neugewordenen Lebens, die wieder strahlend «wie am ersten Tag» aufgehende Sonne nach der finsternen Nacht - wie es in unzähligen Liedern besungen wird. Karfreitag - Karsamstag - Ostertag: Dieser Prozess liegt auch vielen Psalmen zu Grunde, in denen zu Beginn etwa die Klage ertönt:

«Wie lange noch, mein Gott, bist du fern von mir!», und nach der Schilderung einer Durststrecke bricht wunderbar das neue Leben wieder durch, und der Psalm endet mit dem Jubel: «Ich will dir danken für meine Errettung!» Die Zahl drei in diesem Zusammenhang ist «schriftgemäß» (vgl. auch z. B. Hos. 6,2 und Jona2,1). Die drei «Tage» sind natürlich selbstredend nicht als 3 x 24 Stunden aufzufassen, sondern als die drei Phasen des allgemein menschlichen Prozesses des «Stirb und Werde». Die drei «Tage» gehören zum weltweit verbreiteten Mythos von Tod und Auferstehung, sind also «innere» Tage. Frau E. Kübler-Ross hat diesen Prozess bei Schwerkranken und Sterbenden beschrieben; ihre Bücher sind vermutlich deshalb so populär geworden, weil diese Ärztin nicht Neues «erfunden», sondern Uraltes wieder gefunden hat, das verwaist unter den Trümmern der vom Positivismus zerstörten Religion gelegen hatte.

{379} Mit der Zahl drei führten die Urchristen den Schriftbeweis dafür, dass Jesus «gottgewollt» zu neuem Leben auferweckt worden sei: So wie einst der große Fisch den Propheten Jona nach drei Tagen wieder ausgespuckt hat, so hat die Erde den Gottessohn Jesus nach drei Tagen wieder hergegeben - das ist das «Zeichen des Jona» in Mt. 12,39-40. Oder man deutete etwa Hosea 6,2 auf Jesus hin: «Zwei, drei Tage lässt er uns leiden; dann aber gibt er uns neues Leben.»

{380} Von den Alten wurde die Zahl drei wörtlich und symbolisch zugleich verstanden. Der Historiker mag daraus entnehmen, dass die tatsächliche Zeit von der Kreuzigung Jesu bis zur Vision des Petrus nicht sehr lange gedauert hat. Für uns heute aber ist der symbolische Sinn wichtiger: dass das schreckliche Drama mit seiner Ungewissheit des Karsamstags schließlich doch noch zu seinem guten Ende gekommen ist.

{381} Wir verlassen nun den Ausdruck «am dritten Tage» und wenden uns den Worten zu: «auferstanden von den Toten». - Im engeren Sinne muss die Auferstehung der Toten zuerst einmal verstanden werden als Teil des damals in Palästina verbreiteten Weltbildes der Apokalyptik. Man fühlte sich in einer Krisenzeit, in einem Umbruch; der Archetyp des «Stirb und Werde» war aktualisiert, und aus dieser Grundstimmung erhoben sich apokalyptische Vorstellungen vom Ende der Welt und einer Neuschöpfung. Man glaubte damals, mit der Auferstehung Jesu beginne eine neue Zeit, die Endzeit, in der Gott die Erde neu machen und die Gläubigen zu sich in sein herrliches ewiges Leben holen werde. Man glaubte, Jesus sei der erste der Auferstandenen, und bald werde man mit ihm zusammen im Gottesreich sein.

{382} In einem geschichtlichen Exkurs möchte ich zuerst auf die damaligen apokalyptischen Vorstellungen eingehen, und danach werde ich die damit verbundenen tiefenpsychologischen Fragen zu klären versuchen.

{383} Das griechische Wort «Apokalypse» bedeutet allgemein «Enthüllung», im religiösen Sinne «Offenbarung». In der heutigen Umgangssprache wird das Wort «apokalyptisch» im Zusammenhang mit Schreckensbildern der Zukunft verwendet, z. B. bei der Schilderung ökologischer Katastrophen, eines Krieges mit Atomwaffen, etc. In der engeren christlichen Tradition ist mit der «Apokalypse» meist das letzte Buch der Bibel, die «Offenbarung des Johannes», gemeint, wo in oft modern-surrealistisch anmutenden Bildern das Weltende, Weltgericht und die nach dem Zusammenbruch des Kosmos erfolgende Neuschöpfung von Himmel und Erde geschildert wird. Dieses Buch gehört zur sog. Apokalyptik, einem um die Zeitwende (2. Jh. vor bis 2. Jh. nach Christus) besonders in Palästina weit verbreiteten Schrifttum, in welchem in Endzeitvisionen, schwer deutbaren Bildern, vom Untergang dieser Welt und ihrer Neuschöpfung die Rede ist. Diese Botschaft brachte damals den vielen politisch, religiös und sozial Unterdrückten Trost, indem sie ihnen verkündete, dass diese böse, ungerechte Welt bald an ihrem Ende angelangt sei; die Gerechten dürften auf eine bald hereinbrechende neue Weltordnung hoffen. Die Wirkungen dieser Verheißungen waren verschieden: die einen ließen sich dadurch zu aktivem politischen Handeln und kriegerischen Aufständen anfeuern; andere warteten still und geduldig, bis Gott selber ins Weltgeschehen eingreifen würde. Apokalyptische Erwartungen waren zur Zeit Jesu im von Fremden besetzten Palästina in fast allen Schichten der Bevölkerung lebendig. Einzig die sich langsam herausbildende Orthodoxie, verkörpert durch die Gesetzeslehrer, blieb der Apokalyptik gegenüber skeptisch eingestellt, und die aristokratische Priesterschaft Jerusalems, der Kreis der Sadduzäer, der sich in «dieser Welt» sozial, religiös und politisch einigermaßen zu arrangieren verstand, lehnte die schwer fassbare Bilderwelt und die düstere Schilderung der nächsten Zukunft ab. Ihre Ansicht von dieser Welt war nicht so extrem pessimistisch wie diejenige vieler anderer Volksgenossen, welche die Welt als «vom Teufel regiert» erlebten.

{384} Die Voraussetzungen für die Entstehung dieser breiten apokalyptischen Strömung in Palästina um die Zeitwende sind im Einzelnen sehr vielfältig; ihnen allen aber ist gemeinsam, dass sie in einer politisch trostlosen, sozial ungerechten und religiös sehr bedrängten Zeit, in einer Zeit des drohenden Identitätsverlustes des Volkes Israel, entstanden sind. Ihr Ziel war es, den Durchhaltewillen und die Hoffnung zu stärken. Bei aller Verschiedenheit ist die Botschaft aller damaligen Apokalypsen einfach: «Die böse Welt wird bald ein Ende nehmen, und die Gerechten werden wieder zu ihrem Recht kommen.»

{385} Die Frage, wie überhaupt eine solche Vorstellungswelt in Israel entstehen konnte, führt sehr weit, und es ist hier nicht der Ort, dies breit auszuführen. In aller Kürze sei aber Folgendes erwähnt: Die Hauptquelle, aus der die Apokalyptik gespeist werden konnte, bilden die im Alten Testament beschriebenen Verheißungen

Gottes an sein auserwähltes Volk. Dem Volk Israel wurde bei seinem «Auszug aus dem Sklavenhaus Ägypten» ein Land verheißen, «wo Milch und Honig fließen». Mit der erfolgreichen Landnahme und der Errichtung des Königiums unter den glänzenden Herrschern David und Salomo schienen diese Verheißungen in Erfüllung gegangen zu sein. Die Propheten fanden jedoch das in sozialer und religiöser Hinsicht ungesetzliche Verhalten der regierenden Bevölkerungsschicht als Treuebruch gegenüber Gott, der ihnen nicht nur Land und Reichtum, eine Gabe, sondern auch soziale und religiöse Gesetze, eine Aufgabe, gegeben habe. Sie verkündeten deswegen den Zorn Gottes; der «Tag Jahwes» werde nicht mehr, wie einst, ein Tag des Sieges für das Volk, sondern des schrecklichen Gerichtes werden. Als das Volk dann mit der Zerstörung Jerusalems und der Deportation nach Babylon wirklich schwere Zeiten erleben musste, empfand man das als Strafe, als die Erfüllung der prophetischen Drohungen. Resignation machte sich breit. Nun trat ein neuer Prophetentyp auf, die sog. Heilspropheten, welche verkündeten, bald sei das schwere Unrecht gesühnt und Gott werde sich seinem Volk gegenüber noch einmal erbarmen und die Totengebeine wieder beleben; er werde einen neuen Bund mit seinem Volk schließen und ihnen einen neuen David erstehen lassen; ein neues Jerusalem und ein neuer Tempel würden erbaut, und dann werde ein ewiges Friedensreich anbrechen. Mit diesen göttlichen Verheißungen wurde der drohende Identitätsverlust des Volkes Israel und damit sein Verschwinden von der Bildfläche der Weltgeschichte vorläufig abgewendet. Die äußerlich deprimierende Lage konnte durch die Verheißung eines neuen Heilshandelns Gottes, das bald kommen werde, erträglich gemacht werden. Hätten die religiösen Führer in dieser prekären Lage das Elend sprachlos hingenommen, dann hätten sie den Zweiflern gegenüber zugegeben, dass die Idee des Bundes Gottes mit seinem Volk eine «Fehlspekulation» gewesen sei, und man hätte die ganze bisherige Geschichtsdeutung als «Einbildung» fallen lassen müssen, als eine Art schönen Kindheitstraumes, welcher aber der Wirklichkeit und Realität des Lebens nicht standzuhalten vermochte. «In Wirklichkeit», hätten die Zweifler triumphiert, «gab es gar nie eine Erwählung des Volkes Israel durch Gott!» Mit der Kontinuität und der Identität des Glaubens wäre auch die Existenz des Volkes Israel aufgelöst worden.

{386} Die sprachlichen Mittel und die Vorstellungen, mit denen in dieser schweren Zeit der Glaube an einen Bund zwischen Gott und Volk zum Ausdruck kommen konnte, fanden die Apokalyptiker zwar zur Hauptsache noch innerhalb der eigenen Tradition, bei den Propheten des Volkes Israel; aber auch außerisraelitisches Glaubensgut war hilfreich für die Formulierung der Vorstellung, dass Gott seinem Volk in Zukunft - trotz dem Elend der Gegenwart - wieder gnädig sein werde. Z. B. wurde man im Exil in Babylon mit den indisch-iranischen und babylonischen Lehren von vier bzw. sieben Weltaltern konfrontiert, welche so verlie-

fen, dass nach dem anfänglich goldenen Zeitalter die Welt immer schlechter werde, bis dann schließlich gegen das Ende hin Propheten (z. B. in Iran Zarathustra) auftreten würden, welche das Böse aus dieser Zeit ausscheiden und so dem Guten zu seinem endgültigen Durchbruch verhelfen würden. Durch den iranischen Einfluss wurde der Dualismus, die Zweiteilung der Welt in eine «böse» gegenwärtige und eine «gute» zukünftige, verstärkt und erst richtig ausformuliert. So viel zur Frage der Entstehung der Apokalyptik in Palästina.

{387} Apokalypsen gab es aber nicht nur in Palästina. An sich ist die Vorstellung, dass «diese» Welt vergehen und einer Neuschöpfung Platz machen müsse, allgemein menschlich; sie stellt sich immer dann ein, wenn man das Gefühl hat, die Zeiten seien so schlecht geworden, dass es unmöglich so weitergehen könne. Auch heute ist bei uns die Idee weit verbreitet, es müsse jetzt bald einmal einen «gewaltigen Knall» geben, eine riesige Katastrophe apokalyptischen Ausmaßes, und dann könne man wieder neu anfangen. Die Bereitschaft zu solchen Vorstellungen ist uns Menschen eingeboren. Es gibt überall immer wieder Krisenzeiten, z. B. wenn verschiedene Kulturen aufeinander prallen. Auch die Konfrontation mit unserer westlichen Zivilisation löste in vielen einheimischen Kulturen eine «Weltuntergangsstimmung» aus, die zur Anschauung führte, in einer kosmischen Katastrophe würde die jetzige Welt untergehen, worauf die alten Götter die traditionellen Ordnungen und Riten wieder neu einführen könnten, und dann sei die Welt wieder neu wie am Ur-Anfang.

{388} Dass in Israel überhaupt eine Apokalyptik entstanden ist, mutet fast wie ein Wunder an; es ist das Wunder, dass Israel immer noch besteht. Die bleibende Botschaft der mythischen Apokalyptik ist diese, dass es für den Menschen auch dort noch Hoffnung gibt, wo alles verloren scheint. Die mythische Trostbotschaft der Apokalyptik von der Treue Gottes auch in scheinbar aussichtslosen Lebenslagen gab in der Geschichte schon Unzähligen in verzweifelten Lebenslagen immer wieder neu die Kraft zum Durchhalten. Sie büßt ihre Kraft bei einer sachgemäßen Neufassung nicht ein. Sie zeigt uns, wie zäh der menschliche Wille zum Überleben sein kann. Wenn wir ergründen wollen, woher die Kraft dieser Botschaft kommt, müssen wir wohl antworten: «Sie stammt aus dem Urgrund des Lebens selber; sie ist dem Menschen als Archetyp eingeboren; hätte die Menschheit die Kraft nicht, Katastrophen zu überwinden, wäre sie schon lange ausgestorben.» Vielleicht hilft die im «Stirb und Werde!» wohnende Kraft auch, die uns heute drohende Katastrophe durchzustehen.

{389} Nach den mehr geschichtlich orientierten Erläuterungen wollen wir uns nun tiefenpsychologischen Fragen zuwenden. - Die Apokalyptik ist als fantasievolle, innere Kompensation zur entwürdigenden Lage des äußeren Lebens zu verstehen. Sie ist ein kraftvoller Wunschtraum all derer, die noch nicht aufgegeben haben. In ihr kommt in mythischem Gewand der Überlebenswille zur Sprache,

den die religiösen Genies in Israel für das mythische Zeitalter universal gültig formuliert haben. Dieser Überlebenswille hat aber nichts zu tun mit ichbezogener Sturheit, sondern meint die Erneuerungskraft, die dem auf verlorenem Posten stehenden Ich aus dem du zuströmen kann. Die im «Stirb und Werde!» enthaltene Leuchtkraft strahlt dort am hellsten auf, wo das Dunkel am tiefsten ist. Die Kompensationskraft auf dem Grund der menschlichen Psyche ist für das Ich ein Wunder. Das Unbewusste hat offensichtlich die Fähigkeit, unser Ich in Notzeiten mit überstarken Fantasien zu trösten: Erfrierende, sagt man, träumten vor dem Tod, sie wärmten sich an einem Ofen; Ertrinkende sollen wunderbare Musik hören; viele Berichte von klinisch Toten zeigen, dass das Sterben oft von wunderbaren Bildern begleitet wird usw.

{390} Diese Bilder sind derart mächtig, dass der Betreffende glaubt, sie seien «wahr» auch im objektiven Sinne; m. a. W. : Auch ein heutiger «aufgeklärter» Mensch beginnt dann, seine Wahrnehmungen archaisch-konkretistisch aufzufassen! Auch der moderne Mensch ist von dieser überstarken inneren Wahrnehmung, die in den Bereich des Visionären geht, derart überwältigt, dass er nicht mehr realisiert, dass diese Wahrnehmung ebenso trägt wie diejenige des Sonnenaufgangs. Ebenso wie wir meinen, die Sonne gehe auf, ebenso meint der Visionär, er blicke in ein außerhalb des Menschen existierendes «Jenseits». So wenig wie wir die Erdrotation wahrnehmen, so wenig nehmen wir die bildschöpferische Instanz als solche wahr; wir sehen nur das Resultat; sie selbst bleibt jenseits des Ichs im unerforschbaren Unbewussten - aber nicht außerhalb des Menschen. Man muss sich aber darüber klar werden, dass mit der Existenz dieser Bilder noch nicht gesagt ist, dass dann nach dem wirklichen Tod diese wunderschöne Paradieseswelt immer noch fortbestehe. Wirklich von «drüben» ist ja noch keiner zurückgekehrt. Ich denke vielmehr, dass der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode zum einen genau von solchen visionären, überstarken Erlebnissen und zum anderen von den Träumen der Hinterbliebenen über die Verstorbenen (die im Traum «zurückkommen») herrührt. Was nach dem Tod eines Menschen wirklich ist, das kann niemand wissen. Diese Tatsache anzuerkennen, ist vielleicht ebenso mühsam, wie seinerzeit die Feststellung, dass die Erde nicht das Zentrum des Universums ist (Kopernikus) oder dass der Mensch keine «Extra-Schöpfung» Gottes ist, sondern sich in die Evolution mit den anderen Lebewesen einreihen muss (Darwin) und dass er schließlich mit seinem Ich nicht Herr im Haus seiner Psyche ist, sondern von vielen Komplexen und größeren Mächten dirigiert wird. Wie S. Freud zu Recht bemerkt hat, sind das alles tiefe Kränkungen des Menschen gewesen. Wer aber damit zurande kommt, wird bescheidener, menschlicher und erträgt auch noch die Kränkung, dass die alte metaphysische Welt heute als Projektion durchschaut und in unser Inneres zurückgenommen werden muss (Obrist).

{391} So viel zur Apokalyptik als kollektiver Kompensation. Und nun zum einzelnen: Apokalyptische Bilder und Stimmungen herrschen bei einzelnen Menschen dann vor, wenn sie mit ihren Problemen nicht mehr fertig werden. Die Gefahr ist groß, dass Menschen, die mit ihrem Latein am Ende sind, sich unreif in eine kindliche Form von Religiosität flüchten und fortan nichts mehr von sich selber und dafür apokalyptisch alles vom lieben Gott erwarten. Wenn sich jemand mit seinem Lebensstil allzu weit davon entfernt, was für ihn natürlich wäre, dann erzeugt er damit eine große innere Spannung, die von seiner Natur her ausgeglichen werden möchte. Wird die Spannung immer größer, so kann entweder der Körper streiken oder das Ich mit Fantasien überschwemmt werden, die Welt gehe unter. Sicher: Denn es ist seine Welt, sein Lebensstil, der untergehen muss. Oft lässt sich ein solcher Mensch dann so weitgehend von seinen Stimmungen leiten, dass er überall zu scheitern beginnt. Sein Leben steuert auf eine große Katastrophe zu. Wenn er sehr unbewusst lebt (wie dies in solchen Fällen meistens zu sein pflegt), dann projiziert er seinen eigenen Untergang in den allgemeinen Weltenlauf und findet seinen Untergangsglauben bei jeder Zeitungslektüre bestätigt (er liest nur das Negative heraus). Menschen, die immer nur Negatives sehen, stehen oft vor einem inneren Zusammenbruch. Von ihnen geht ein ungesunder Geist aus, und man geht ihnen aus dem Wege, wo man kann. Dadurch werden sie isoliert, und der Teufelskreis ist geschlossen. Die Hölle kommt.

{392} Ich möchte nun aber nicht mehr länger vom Weltuntergang, sondern lieber von der Auferstehung sprechen, von der in der apokalyptischen Literatur zur Zeit Jesu viel die Rede war. Die Auferstehung Jesu wurde von den Urchristen als ein Zeichen dafür verstanden, dass das Weltende und die Neuschöpfung des Kosmos nicht nur nahe bevorstünden, sondern bereits begonnen hätten. Wie kam es aber überhaupt zu einem Glauben an die Auferstehung Jesu? Diese Frage lässt sich historisch wie folgt beantworten:

{393} Der Glaube an die Auferstehung Jesu hat mit der Vision des Petrus begonnen. Das älteste schriftlich erhaltene Zeugnis dazu, das aus der Jerusalemer Tradition der urchristlichen Kirche stammen dürfte, ist uns im i. Korintherbrief des Apostels Paulus überliefert worden. In Kapitel 15 zitiert Paulus ab Vers 3 eine ihm bereits vorliegende liturgische Formel (deren Inhalt schon vor ihm zusätzlich theologisch bearbeitet wurde): Zu jener Zeit, als Paulus diesen Brief schrieb (ca. 54 n. Chr.), war also der Glaube schon weit verbreitet, dass Christus am dritten Tage nach seinem Tod - wie in den Heiligen Schriften vorausgesagt - erweckt worden sei; er sei zuerst dem Petrus erschienen, hernach den «Zwölfen» und später 500 Brüdern zusammen, die im Jahre 54 - rund 25 Jahre nach dem Tode Jesu - mehrheitlich noch am Leben waren.

{394} Es ist deutlich ersichtlich, dass sich die urchristlichen Visionäre diese Auferstehung echt archaisch und im Zusammenhang stehend mit der apokalyptischen allgemeinen Totenauferstehung am Weltende vor dem Jüngsten Tag vorgestellt haben: Petrus sei auserwählt worden, den zu Gott ins Jenseits Erhöhten als solchen (als den «Christus», den «Herrn», den «Messias», den auf den Wolken zum Gericht wiederkommenden «Menschensohn» usw.) schauen zu dürfen. Jesus sei von Gott mitsamt seinem Körper ins Jenseits geholt worden, wo er fortan zur Rechten Gottes thronen dürfe als dessen Sohn; dies für die kurze Zeitspanne bis zum Jüngsten Tag, wo Jesus zum Weltrichter eingesetzt werde.

{395} Dieser Vorgang aber musste nun den Menschen offenbart werden, damit sie überhaupt etwas davon erführen. Für Petrus und seine visionären Zeitgenossen war also kein Zweifel daran, dass der Erhöhte wirklich, objektiv, auch vor ihren leiblichen Augen, da gewesen war; denn Petrus schlief ja nicht während dieser Zeit (Visionen pflegen ihren Empfänger in dessen Wachzustand heimzusuchen und prägen sich so übermächtig ein, dass der Betreffende von diesem Gesicht viel stärker beeindruckt wird als von allem, was er normalerweise sieht. Das «Gesicht» ist also wirk-licher als jeder gewöhnliche optische Eindruck!).

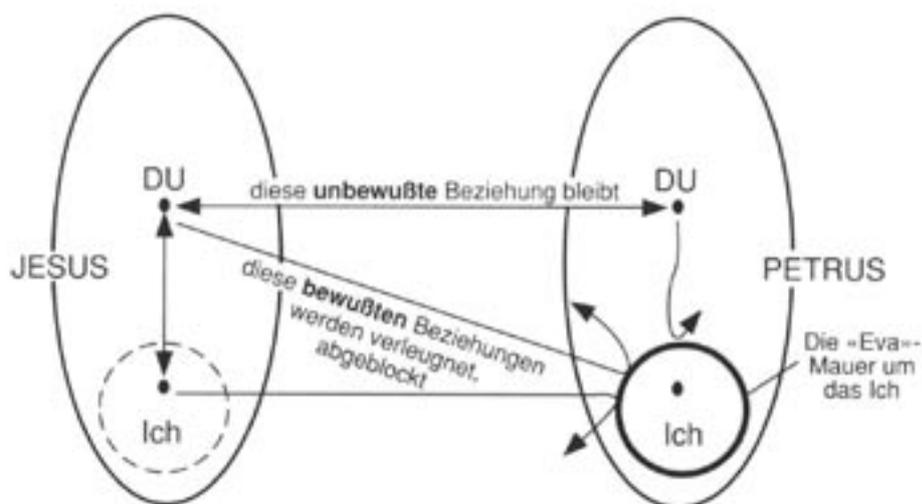
{396} Die «Erscheinung des Auferstandenen» war keine «bloße Einbildung» des Petrus gewesen. Petrus hat sich diese Vision nicht in seinem Ich selber zurechtgelegt; bewusst wollte er ja Jesus «vergessen»; mit seinem Ich hat er Jesus verdrängt; da ihm das Leben mit Jesus aber viel mehr unter die Haut gegangen war, als er nach der Verhaftung Jesu in seiner Angst gemeint hatte, darum geriet sein Ich mit seinen tieferen Schichten in einen Zwiespalt. Ein Ringen hob an, und die tieferen Schichten, das Unbewusste, das Du, entschieden den Streit souverän für sich, indem das Ich von innen her mit einer übermächtigen Vision in den Bann des du geschlagen wurde, so nachhaltig, dass Petrus zeit seines Lebens nicht mehr von diesem Eindruck wegkam. Sofern wir noch positivistisch geprägt sind, neigen wir leider dazu, die Wirksamkeit von Visionen zu unterschätzen. Aber Visionen verändern unseren Lebensstil nachhaltig. Als archaisch empfindender Mensch konnte Petrus nicht anders, als diese Vision für eine «äußere Wirklichkeit» zu halten, sie konkretistisch zu verstehen. Die urchristliche Tradition hat sein «Gesicht» auch so verstanden, wie die später entstehenden Geschichten vom leeren Grab, der Himmelfahrt Jesu usw. zeigen und wie auch die von Paulus zitierte alte Form deutlich sagt: Christus ist auferstanden und dann (also erst nachher und nicht etwa gleichzeitig!) als Erstem dem Petrus erschienen.

{397} Wir wollen nun versuchen, die Vision des Petrus tiefenpsychologisch zu erklären. Warum kam es überhaupt zu dieser Vision? Die Vision des Petrus ist eine von seinem inneren Meister, seinem du, gesteuerte Kompensation des allzu schwachen bewussten Glaubens des Petrus. Wir erinnern uns, dass Petrus vor der Kreuzigung Jesu mehrmals geleugnet hatte, den Meister gekannt zu ha-

ben. Noch kurze Zeit vorher hatte Petrus aber versucht, für seinen Meister handgreiflich dreinzuschlagen, sodass Jesus ihm sagen musste: «Steck dein Schwert in die Scheide!» Petrus - bald hitzköpfig, bald mutlos; eine noch nicht gefestigte Persönlichkeit. Man fragt sich, auf was für einen «Fels» Jesus seine Kirche hatte aufbauen wollen... Die Vision des Petrus war eine Kompensation dazu, dass er an Jesus gezweifelt und ihn verleugnet hatte. Die Verleugnung Jesu wirkte aber nur im Bewusstsein des Petrus; im Unbewussten wirkte Jesus weiter. Das ergab eine innere Spannung.

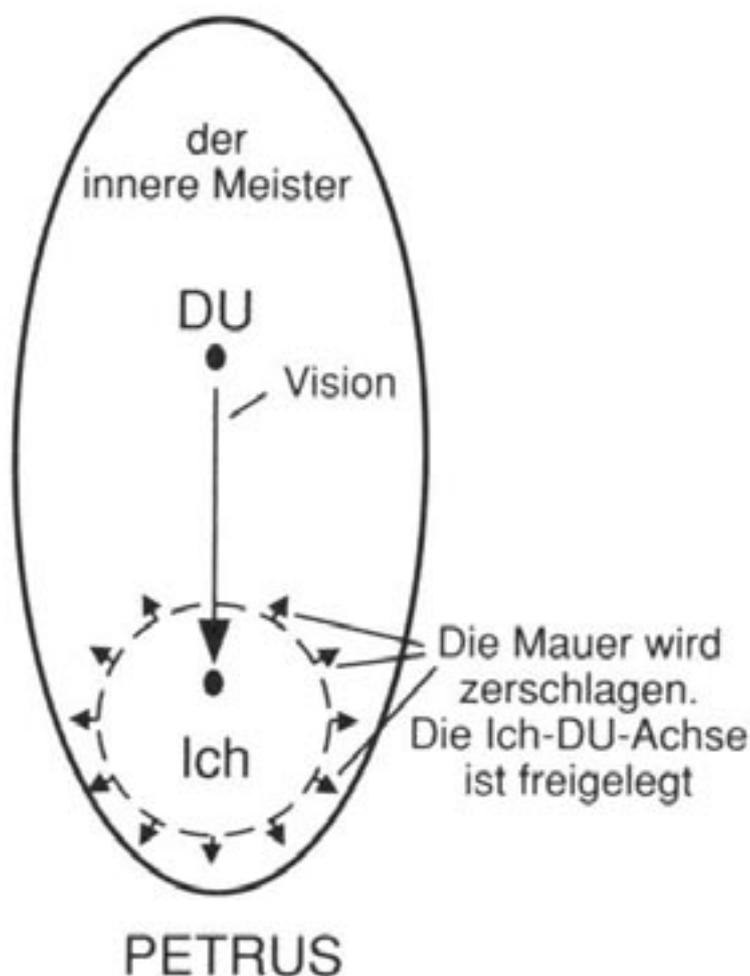
{398} Nun müssen wir uns fragen, wie denn Jesus das Unbewusste des Petrus tiefer beeinflussen konnte als dessen Bewusstsein. Aus vielen Jesus-Begegnungen geht hervor, dass er seine Mitmenschen nachhaltig beeindruckt und in ihnen viel verändert hat. Besonders auf seine Anhänger, die ja häufig um ihn waren, hat Jesus tief gewirkt. Was an ihm hat seine Mitmenschen beeinflusst? Wir sahen bereits, dass bei Jesus das Ich und das Du eng miteinander verbunden waren. Seine Integrationskraft dürfte auf die Psyche seiner Schüler wohl den größten Eindruck gemacht haben. Modern gesagt: Die Art und Weise, wie Jesus den ganzen Menschen ins Spiel brachte, wie er den Mythos des ganzheitlichen Menschen unbewusst-intuitiv vorweglebte, hat in seinen Anhängern ebenfalls das Ganzheitliche formiert. Jesus hat nicht durch bestimmte Worte oder besonders gescheite Sätze gewirkt, sondern aus der Tiefe seiner selbst auf das Selbst seiner Schüler.

{399} Schematisch lässt sich die Beziehung zwischen Jesus und Petrus bei der Verleugnung Jesu durch Petrus vielleicht so darstellen:



{400} Durch die Verleugnung hat Petrus die bewusste Beziehung zu seinem Meister (und damit auch zu seinem eigenen inneren Meister, zum du!) abgebrochen. Vielleicht hat Petrus seinen Meister nicht nur aus mangelndem Mut verleugnet. Vielleicht ahnte er, was für eine riesige Aufgabe nach dem Tod Jesu auf ihn zukommen werde, und er scheute verständlicherweise davor zurück, wie wir das

ja von den großen Propheten des Alten Testaments auch kennen. Wie dem auch sei - jedenfalls wollte er von Jesus nichts mehr wissen. Für das Bewusstsein des Petrus war Jesus nun «tot», die Sache erledigt. Petrus hat Jesus verdrängt. Sein Ich sagte: «Aus! Basta!» Aber das Ich machte die Rechnung ohne den Wirt. Die Sache war eben nicht erledigt. So einfach ging es nicht. Es war, wie S. Freud treffend sagte: «Das Verdrängte kehrt wieder.» Es drängte mit unwiderstehlicher Macht wieder ins Bewusstsein. Die tieferen seelischen Schichten in Petrus haben das Bild Jesu trotz der Verdrängung durch das Ich lebendig bewahrt, und in der Vision hat das Du die vom Ich aufgerichteten Mauern zertrümmert, ist mit Übermacht über das Ich des Petrus hergefallen und hat dieses mit seiner Faszinationskraft völlig in seinen Bann gezogen. Die Vision hat die Mauer zwischen Ich und du in Petrus durchschlagen. Bildlich lässt sich dies etwa so darstellen:



{401} Solange Jesus gelebt hatte, projizierten die Schüler ihren inneren Meister auf den Rabbi Jesus; als er aber nicht mehr da war, musste sich das Eigene wieder bemerkbar machen; denn die Schüler konnten sich nicht mehr auf den Meister abstützen. Entscheidendes konnte nicht mehr leben. Bei Petrus wurde dieses Vakuum durch die Vision ausgefüllt. Sie erlaubte ihm, die Projektion seines in-

neren Meisters auf Jesus aufrechtzuerhalten. Durch die mächtige Vision wurde Jesus von Petrus «überhöht», zu einem gottgleichen Wesen gemacht. Der innere Meister, den Jesus in ihm konstellierte hatte, wurde nun im visionär geschauten Christus und Gottessohn gefunden. Dadurch hatte Petrus sein du «draußen», erlebte er seinen eigenen inneren Meister nur insofern, als er mit Christus übereinstimmte. Die christliche Religion hat deshalb eine Tendenz, das Du des einzelnen Gläubigen unbewusst zu halten und dessen eigenen inneren Meister nur so weit bewusst werden zu lassen, als er mit Christus übereinstimmt,

{402} Die obige Zeichnung versucht darzustellen, wie in Petrus das ins Unbewusste Verdrängte wieder ins Ich zurückgekehrt ist. Das war die Ostererfahrung des Petrus. Was ihm widerfahren ist, hat er aber als archaisch empfindender Mensch verstanden und natürlich nicht so, wie es hier dargestellt ist weil ja das Du nicht im Gläubigen drinnen erlebt, sondern auf Christus projiziert wird, also «draußen» ist. Im Mittelalter wurde darum z. B. Meister Eckehart fast aus der Kirche exkommuniziert, weil er vom «Christus in uns», vom «göttlichen Seelenfünklein in uns» und vom «ungeschaenen Seelengrund» gesprochen hatte. Die Kirche lehrte, dass in unserer Natur nichts Göttliches sei! Mit diesem «in uns» ist aber das Archaische «im Menschen» (= in unserem Bewusstsein) gemeint.

{403} Dass das Göttliche nicht in dem zu finden ist, was wir willentlich und rational behandeln können, sondern in den ins Unbewusste reichenden irrationalen Symbolen, dürfte heute klar sein; insofern ist die Lehre der Kirche, dass im «Menschen» (= im Ich!) nichts Göttliches sei, zutreffend. Man muss sie nur richtig verstehen. Überdies erfreut sich heute Meister Eckehart seit bald 20 Jahren in der katholischen Kirche wieder größter Beliebtheit!

{404} Der innere Meister des Petrus konnte damals nicht anders bewusst werden, als dass er sich mit seiner riesigen Menge an psychischer Energie auf Jesus projizierte und so gefärbt (nämlich als vergöttlichter Jesus, sitzend zur Rechten des Allmächtigen) ins Bewusstsein des Petrus einfiel. Dieser Einfall war aber derart erschütternd, dass Petrus augenblicklich ein neuer Mensch wurde. An Ostern ist der innere Meister des Petrus auferstanden und hat dem Ich des Petrus die Leviten so gründlich verlesen, dass dieser sogleich wieder ein glühender Anhänger seines Meisters wurde. Weil Jesus den modernen Mythos vom ganzheitlichen Menschen nicht bewusst gelehrt, sondern intuitiv vorgelebt hatte, wurde gar nicht recht bewusst, worum es ging. Das Bewusstsein folgt ja immer erst dem, was ist. Zuerst muss der Mythos der Ganzheit einen Menschen erfassen und ihn zwingen, ihm entsprechend zu leben, und erst spätere Generationen können dann wissen und erklären, was da überhaupt passiert ist. Im Bereich des Schöpferischen ist zuerst immer das Unbewusste da und dann erst das Bewusstsein davon. Auch Jesus hat nicht über die Mutation des Menschen zur Ganzheitlichkeit philosophiert; sondern er hat sie einfach gelebt, gottergriffen, als schöpferischer Mensch und

Werkzeug der Evolution nicht Ich-betont, sondern DU-bezogen lebend. Jesus hat im mythischen Zeitalter gelebt und in seinem Bewusstsein das Religiöse noch archaisch-konkretistisch verstanden. Was die Zeiten überdauert an Jesus, das ist nicht seine bewusste Weltanschauung, sondern seine tiefere Integrationsfähigkeit, sein spontanes Leben aus dem du, das er aber mehr vorlebte, als reflektierend dozierte (er hat ja bekanntlich keinen einzigen Satz für die Nachwelt aufgeschrieben; er scheint Wichtigeres zu tun gehabt zu haben und überließ das Schreiben gestrost seinen Schülern). Was von Jesus auferstehen sollte in unsere Zeit hinein, ist nicht seine mythische Vorstellungswelt, sondern seine religiöse Einstellung.

{405} «Am dritten Tage auferstanden von den Toten ...»: Diese Zeile des Credo bildet den Abschluss vom archetypischen Prozess des «Stirb und Werde!», der zum schöpferischen Prozess und damit auch zum Leben Jesu gehört. Das Originelle wird sich als zündender Funke stets wieder eine Bahn ins Leben brechen. Ganz in diesem Sinne sagte der Kunstmaler Arthur Kubier aus unserer Gemeinde zu einer Ausstellung seiner Bilder: «Ich versuche, die Bilder, die in uns allen liegen und von denen immer wieder eine Hoffnung wider alle Hoffnung ausstrahlt, zu heben und mit meinem mir allein eigenen Ausdruck für unsere Zeit neu zu gestalten.»

{406} Petrus hat am eigenen Leib erfahren, dass es sich nicht lohnt, das Wertvolle und Echte zu verdrängen oder sich vor großen Aufgaben drücken zu wollen - das war schon Größeren nicht gelungen: Jona, Mose, Jeremia. Ängstlichkeit und Mutlosigkeit sollten demnach alles andere als eine christliche Grundhaltung dem Leben gegenüber sein. Mut und Wahrhaftigkeit sind Verhaltensweisen, die dem christlichen «Auferstehungsglauben» angemessen sind. Die tiefere Wahrheit setzt sich durch, auch gegen den bewussten Widerstand eines ängstlichen Ichs.

{407} Es wurde bisher immer nur von der Ostervision des Petrus und anderer Männer gesprochen. Wie steht es denn mit den Frauen? Wird nicht auch von Frauen berichtet, sie hätten den Auferstandenen gesehen, am Ostermorgen, beim leeren Grab? Dazu ist ganz allgemein zu sagen, dass das Urchristentum eine ekstatische Bewegung war und dass Frauen in der ersten Gemeinde - außer im patriarchalisch organisierten Jerusalemer Kreis mit den Zwölfen an der Spitze - an vielen Orten eine führende Rolle gespielt haben. Sicher hatten auch Frauen Visionen von Jesus, den sie in verklärtem Licht geschaut haben mögen. Aber vielleicht waren viele Frauen um Jesus am Karfreitag nicht von ihm abgefallen, und darum brauchten sie auch keine Vision, die ihnen Jesus wieder ins Bewusstsein zurückgebracht hätte. Vielleicht waren sie ihm innerlich treu geblieben und hatten keine Vision nötig. Wenn ich eine feministische Theologin wäre, würde ich nicht so viel Wert darauf legen, dass auch Frauen den Auferstandenen «gesehen» haben. Im Grunde ist die Ostervision des Petrus für diesen doch eine peinliche Sache: Er musste sich von Gott massiv korrigieren lassen. Diese Korrektur hatten viele Frauen vielleicht gar nicht nötig.

{408} Ich möchte diesen Abschnitt mit einigen allgemeineren Gedanken zu Ostern beschließen. - Ostern ist das Hauptfest der Christenheit, das in Ost und West mit wundervollen Liturgien gefeiert wird, wie es in Psalm 118,24 heißt: «Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; lasst uns frohlocken und seiner uns freuen!» Der Osterjubel, die Feier des Durchbruchs des echten Lebens, ist etwas vom Ergreifendsten, das wir erleben können. Jeder Frühling erfasst uns aufs Neue wieder zutiefst; jede einzelne neue Knospe kann uns wie ein Wunder an Göttliches gemahnen. Es ist wie bei der Geburt eines Kindes, wo nach Wehen und Schmerzen sich das Neue einen Weg ins Leben bahnt - und kaum ist es da, sind alle Übel vergessen! Die Feier der Auferstehung ist das schönste Fest. Das Osterfest feiert den Sieg des wahren Lebens; es bringt Vertrauen ins Echte.

{409} Wie eine künftige Liturgie dies feiern könnte, kann uns hier jedoch nicht beschäftigen. So viel aber ist sicher: Ostern ist keine spezifisch christliche, sondern eine weltweit seit Jahrtausenden verbreitete allgemein-menschliche Erfahrung, die Erfahrung, dass aus dem Urgrund geschöpftes Leben stärker ist als alles, was das menschliche Ich dagegen unternehmen kann. Darum lohnt es sich gar nicht, nicht wahrhaftig zu leben. Angst war noch nie eine gute Motivation. Im Grunde war die Ostervision für Petrus nicht nur eine erfreuliche, sondern auch eine beschämende Erfahrung gewesen. Wenn Petrus heute leben und über eine gewisse psychologische Bildung verfügen würde, würde er auf seine Ostervision vielleicht wie folgt reagieren: «Ich wollte Jesus vergessen, und nun: Mit gottgleicher Glorie wird er umgeben! Ich Angsthase, ich Feigling wollte ihn gegen mein tieferes Wissen einfach vergessen - wie kleingläubig und mutlos bin ich doch gewesen... Jetzt aber weiß ich, was ich von Jesus zu halten habe. Er wird künftig mit mir gehen, und ich werde ihn nie mehr vergessen!» Die Vision war eine Korrektur. Wäre Petrus mutiger gewesen, hätte er keine Vision gebraucht, und Jesus hätte sich mit der Zeit als ein großer jüdischer Prophet durchgesetzt. Die Jesus-Bewegung wäre eine Reformbewegung innerhalb des jüdischen Glaubens geblieben, wie Jesus selber seinen Auftrag verstanden hatte; vielleicht wäre dann der jüdische Glaube - wie die christliche Kirche in der Reformationszeit - in einen progressiven und einen konservativen Teil auseinander gefallen. Es hätte keinen christlichen Antisemitismus gegeben, usw. usw. Aber was wollen wir spekulieren und sinnieren? Jedenfalls bringt das neue Verständnis der Auferstehung frischen Wind ins jüdisch-christliche Gespräch!

{410} «Am dritten Tage auferstanden von den Toten...»: Diese Zeile ist nicht nur äußerlich, sondern auch inhaltlich die Mitte des Credo, und deshalb ist es vielleicht richtig, hier noch einiges zum spezifisch Christlichen an diesem Osterglauben zu sagen. Da das Mythologem vom «Stirb und Werde» eine allgemein-menschliche, ja eine Naturtatsache zur Sprache bringt, kennen natürlich alle Religionen die freudige Botschaft von der Auferstehung, vom Neuwerten

des erstorbenen Lebens, vom strahlenden Aufgang der Sonne nach dem trostlosen Dunkel der Nacht. Es ist nicht der Glaube an ein Neuwerden des Lebens an sich, das im Christentum einmalig ist, sondern es ist das große Gewicht, das dieser Aspekt des Lebens erhält, was die Eigenart des christlichen Glaubens ausmacht.

{411} Ostern ist das wichtigste christliche Fest. Das bedeutet, dass der Sieg Jesu in den Mittelpunkt des ganzen Glaubens rückt. Dieses Zentrum ist ein frohes Ereignis. Das gibt dem christlichen Glauben eine optimistische Färbung. Ostern bekommt mehr Gewicht als der Karfreitag. Das ist nicht selbstverständlich. Denn nüchtern besehen halten sich Vernichtung und Auferstehung, Tod und Leben doch so ziemlich die Waage. Man könnte sich deshalb auch mit stoischer Ruhe außerhalb dieses ewigen Auf und Ab platzieren und das Leben mit nur halber Beteiligung leben, mit der Weisheit des Alters (aufgeschrieben im Buch des Predigers im Alten Testament), dass alles seine Zeit hat und ein jegliches Ding vergehen muss, das eine früher, das andere später... Auch im Buddhismus empfindet man ähnlich. Je besser wir uns in dieses vom Buddhismus als sinnlos erlebte Auf und Ab fügen lernen, desto leichter fällt es uns, die buddhistische Sicht zu gewinnen: Wer im «Nirwana» ist, lässt sich nicht mehr berühren vom Tanz des Lebens, sondern bejaht Tod und Leben gleichmäßig, mit weisem Abstand zu allem. Das ist sicher auch eine mögliche Lebenshaltung, wohl mehr dem Alter gemäß als der Jugend.

{412} Die christliche Einstellung aber ist mehr ins Leben involviert. Sicher soll man einen gewissen weisen Abstand gewinnen und sich von keinem Ding verklaven lassen; manches, das wir für furchtbar wichtig halten und über das wir die größten Streitereien entfachen, ist nur ein Hirngespinnst; aber im Ganzen ist die Einstellung doch mehr dem alltäglichen Leben zugewandt, optimistisch. Man hofft ja, der Lebensstil des Meisters Jesus von Nazareth werde sich mit der Zeit trotz aller Realität des Karfreitags dennoch dereinst durchsetzen. Man hofft heute auf ein neues Bewusstsein, auf einen neuen Menschen mit mehr integrativen Fähigkeiten. Es ist dieses zähe «trotzdem hoffen», welches das spezifisch Christliche am Glauben ausmacht. Ich nenne jetzt ein ganz alltägliches Beispiel: In der Osterzeit 1987 sah ich an einem Kiosk eines Bahnhofs das Bild eines russischen Mannequins aus Moskau, das seinen Körper über und über mit Zahnrädern, Zahlen und technischen Instrumenten bemalt hatte - und seine Augen: ein Protest! Mit welcher Raffiniertheit will die russische Bürokratie den Menschen zu einem einwandfrei für den Staat funktionierenden Zahnrädchen machen! Dagegen erhebt sich zu Recht der Protestschrei des Menschen aus Fleisch und Blut. Es ist der Schrei nach mehr Freiheit und Menschlichkeit, der Schrei des Gottesvolkes unter der Knute eines jeglichen Pharaos: «Let my people go!» Es ist auch der Ruf Jesu, der all jene zu befreien versuchte, die zu Unrecht «draußen» hausten, um ihnen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen.

{413} Ostern nun ist die Aufforderung, diesem Ruf trotz allem, was uns lähmen könnte, Gehör zu verschaffen. Ostern sagt: «Steh auf im Namen der Menschlichkeit! Sie wird dereinst siegen. Was immer Menschen dir bei diesem Werk antun können - du bist auf der Seite Gottes und verhilfst damit dem wahren Leben zum Sieg! Du handelst im Sinne der Evolution!» In diesem Sinne ist das Christentum eine tätige, ja kämpferische Religion, die sich nicht weise- distanziert (stoisch oder buddhistisch) «draußen» hält, sondern sich engagiert für den Sieg eines menschlicheren Lebens. Die Resignation des Petrus, die zur Verleugnung seines Meisters führte, wird überdeckt durch den Glauben an den Sieg der Sache des Meisters.

{414} «Habt ihr's vernommen, das große Wort?
Traget die Botschaft von Ort zu Ort,
tragt sie hinaus über Länder und Meere,
singt sie, ihr jauchzenden, jubelnden Chöre!
Ruft's, bis dass Erde und Himmel erbebt:
Christus ist Sieger! Er lebt, er lebt!»

{415} Durch mein persönlich intensives Engagement am Osterfestkreis (Karwoche, Karfreitag, Osternacht und Osterfest) wird mir jedes Jahr wieder neu die Einsicht geschenkt, die ich wie eine Offenbarung erlebe, dass es wichtiger ist, wahrhaft zu leben als nur zu leben. Ich werde dann im Transzendenten verwurzelt, und eine innere Stimme sagt mir: «Was du jetzt feierst, das ist das wahre Leben. Es ist viel wichtiger als dein biologisches Wohlergehen, ja selbst als dein Tod.» Es ist mein innerer Meister, der mich in solchen Sternstunden gnädig anrührt, bedingt durch ergreifende Feiern und eine Gemeinschaft, die innerlich mitgeht.

{416} Mit dem Wort von der Auferstehung Jesu hat das Credo seinen Höhepunkt erreicht.

«... aufgefahren zum Himmel und erhöht zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters...»

{417} Diese ganz mythisch geprägten Zeilen des Credos bilden die Grundlage für das christliche Fest der Auffahrt Jesu, das allgemein seit dem 4. und 5. Jahrhundert am 40. Tag nach Ostern gefeiert wurde. Im Neuen Testament kennt nur die Apostelgeschichte diese Datierung, die sich im Laufe der Jahrhunderte schließlich durchsetzen konnte. Für den Apostel Paulus etwa gab es überhaupt noch keinen Festkalender, an den sich Christen - zur Freiheit berufen! - hätten halten müssen; einen solchen Festkalender hätte er als «Gesetz» bekämpft. Oder für den Verfasser des Johannesevangeliums hatten «Himmelfahrt» und «Erhöhung» einen mehr symbolischen Sinn: Für ihn war die Hingabe des Gottessohnes für seine Freunde in der Liebe bereits die «Erhöhung»; für ihn ist

Jesus das Weizenkorn, das in die Erde gesenkt wird - analog zu den griechischen Eleusinischen Mysterien - und darum Frucht trägt (Joh. 12,24f.); das Kreuz ist nach seinem Verständnis bereits die Erhöhung. Schließlich aber hat sich doch der Frühkatholizismus der lukanischen Apostelgeschichte durchgesetzt, und wir feiern heute 40 Tage nach Ostern das Fest der Auffahrt Jesu. Da die meisten Leute mit diesem kirchlichen Fest nichts mehr anfangen können, wurde die Auffahrt zur Ausfahrt: man macht einen Familienausflug. In der Klosterkirche zu Baumberg in Oberbayern wird am Himmelfahrtstag heute noch eine Christusfigur mit Engeln an einem Seil durch den Kirchenraum emporgezogen, bis sie oben - im «Himmel» - durch die Decke verschwinden. Im letzten Jahrhundert wurde - im Zuge der «Aufklärung des Volkes» - dieser Brauch an verschiedenen Orten verboten; heute, wo das Verständnis für Symbolisches wieder zunimmt, werden solche Bräuche eher wieder geschätzt. Was aber soll ein Zeitgenosse der Weltraumfahrt mit diesen Zeilen des Credo anfangen: «... aufgefahren zum Himmel und erhöht zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters ...»?

{418} In eine gute Richtung zu einem zeitgemäßen Verständnis der Auffahrt Jesu führt uns die englische Sprache, die ansatzweise versucht, den materiellen Himmel vom Himmel als Symbol für einen seelischen Sachverhalt zu unterscheiden: «heaven» meint den «religiösen» Himmel, während «sky» den äußeren, den mit den «Augen des Leibes» sichtbaren Himmel, meint. Allerdings ist die Unterscheidung zwischen dem inneren und dem äußeren Himmel hier doch nicht ganz konsequent zu Ende durchgeführt; denn auch «heaven» existiert nach kirchlicher Doktrin - wenn auch nur feinstofflich! - noch irgendwo außen konkret und real. Erst wenn «heaven» wirklich nur noch ein Symbol für Inneres ist und nicht mehr eine feinstoffliche Wolke im Weltall, erst dann ist die Mutation im Verständnis des Religiösen wirklich erfolgt. Viele Menschen denken hier noch unscharf und vermischen die Erkenntnis, dass es sich um ein Symbol handelt, mit der archaisch-konkretistischen Auffassung, dass der «Himmel» halt doch irgendwo außerhalb des Menschen konkret und wirklich für sich selbst existiere. Eine wirklich zeitgemäße Auffassung aber erkennt, dass «heaven» ein Bild ist, das aus dem Unbewussten des Menschen stammt, also mit der Erbsubstanz gegeben ist, dem Menschen bewusst werden kann und durch die religiöse Tradition weitergereicht wird. Allerdings sind wir hier bald am Ende unseres Lateins, weil wir nicht wissen können, was das Unbewusste wirklich ist. Mir persönlich scheint die Vorstellung allerdings einleuchtender zu sein, dass das ganze Wunder des Unbewussten und seiner Geistigkeit zusammen mit der Erbsubstanz des Menschen existiert, als dass es irgendwo als feinstoffliche Wolke für sich im Weltall herumschwebt. Dass dies alles in einer menschlichen Zelle im Keime Platz hat, macht für mich das Wunder nur noch größer. Ein Zen-Meister sagte: «Das Wunder des Weltalls erfährst du in deiner Bauchhöhle, wenn du aus dem Schein zum Sein durchgedrungen bist.»

{419} Mir scheint aber, die Schwierigkeiten mit der Auffahrt liegen nicht nur im Verständnis des «Himmels», das sich verändert hat, sondern zugleich auch in der Ausrichtung nach «oben», wo sich in unserer Zeit ebenfalls ein grundsätzlicher Wandel vollzieht: Das «obere» ist heute nicht mehr selbstverständlich das Bessere! In einer bestimmten Entwicklungsphase unseres Geistes scheint «oben» mit «gut» identifiziert zu werden. Früher hat es einen Menschen begeistert, wenn er eine Chance sah, nach «oben» zu kommen. Heute hat das Wort «oben» längst nicht mehr dieselbe kollektive Faszinationskraft wie einst. Man bezeichnet heute diese Überbetonung des «oberen» als das «Patriarchat» und verbindet damit die Verkopfung des Menschen, die uns von unserem tieferen Wesen entfremdet hat. Wer «oben» lebt, ist in der Gefahr, ein «Eva»-Mensch zu werden. Der «Maria»-Mensch aber lebt ganzheitlich, in Verbindung mit dem du, welches «oben» und «unten» verbindet als die Mitte des Seins.

{420} Das «Auffahren Jesu» wird heute von vielen Menschen innerlich nicht mehr mit einem besonderen Wert verbunden. Das Challenger-Unglück hat vielleicht das seine dazu beigetragen, dass viele Menschen sich sagen: «Was soll dieses Nach-oben-Streben?»

{421} Man würde heute den Sinngehalt der Auffahrt vielleicht besser umschreiben mit: «Jesus ist eingegangen in die Tiefen des Seins, von wo er weiterwirkt bis zum heutigen Tag.» Oder man könnte von der Mitte sprechen, in der Jesus zu finden ist. Mit der besonderen Hervorhebung des oberen Poles, zu dem Jesus aufgefahren sei, hängt auch das Jesusbild vergangener Epochen zusammen, das allzu vergeistigt und oft leibfeindlich war. Dieses Ideal begeistert heute nicht mehr. Erst die historisch-kritische Forschung unseres Jahrhunderts konnte den Nachweis erbringen, dass der wirkliche Mensch Jesus von Nazareth tatsächlich nicht ein Mensch war, der nach «oben» strebte, sondern ganzheitlich lebte. Aber unsere Vorfahren brauchten wohl andere Ideale, und darum wurde Jesus so sehr nach «oben» gerückt, der Erde, Fleisch und Blut entfremdet. Es geht nun nicht darum, das Idealbild unserer Vorfahren zu kritisieren; mir scheint vielmehr, es sei - ihrem Kulturstand entsprechend - einst das Richtige gewesen, und darum hatte es damals auch diese enorme Faszinationskraft. Aber wir stehen heute an einer Zeitenwende, in der ein neues Ideal gefunden werden muss: wir brauchen heute den Mythos des ganzheitlichen Menschen. War Jesus einst «aufgefahren», so würden wir heute vielleicht besser formulieren, er sei «hinabgestiegen zur Quelle». Sess Jesus einst im Mythos «zur Rechten Gottes», so würden wir heute sagen, er gehöre zum du: Wer sich in unserer Kultur mit Gott befasst, kommt nicht an Jesus vorbei.

{422} Zusammenfassend bedeutet die Auffahrt Jesu symbolisch: der «Sohn» entzieht sich nach seinem «Erdenleben» wieder unserem Zugriff; der schöpferische Impuls als solcher geht vorüber und kehrt in den Seinsgrund zurück. Wir dürfen

darum nicht auf unseren Lorbeeren sitzen bleiben. «Wer rastet, rostet.» Zuletzt bleibt der erlösende Einfall ein Mysterium, das aber nicht spurlos verschwindet wie ein Komet am Himmel.

{423} Damit erhebt sich die Frage, wie das «Erdenleben des Sohnes» (die Bewusstwerdung des erlösenden Einfalls) für uns erhalten werden kann. Der gewonnene geistige Schatz geht ins allgemeine Kulturgut ein und wird durch Tradition, bei Festen, in der Schule usw. weitergegeben. So wird das Erbe Jesu bei kirchlichen Feiern weitergereicht, oder man lehrt und lernt es in Schule und Elternhaus. Diesem Problem der Tradition der Offenbarung ist der dritte Abschnitt im Credo gewidmet, der damit schon in Sichtnähe gerückt ist. Die Tradition darf aber nie versteinern, sondern muss stets aus dem Ursprung erneuert werden.

{424} Zuvor soll jedoch die Autorität Jesu nochmals und von einer anderen Seite her betont werden (doppelt genäht hält besser): Jesus wird im Namen des Allmächtigen das Weltgericht vollziehen. Innerhalb des mythischen Weltbildes ist es durchaus logisch, dass Jesus nach seiner Erhöhung zur Rechten des Allmächtigen beim ohnehin nahe bevorstehenden Weltgericht auch der dafür bestimmte Richter sein wird. Für den mythisch denkenden Menschen ist das eine logische Folge der Auferstehung bzw. der archaischen Interpretation der Ostervisionen. Was sonst noch im Bild des Jüngsten Gerichtes steckt, soll im nächsten Abschnitt zur Darstellung gelangen.

{425} Die Vorstellung von der «Auffahrt» ist aus der konkretistisch verstandenen Ostervision herausgewachsen.

«... Von da wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.»

{426} Der zweite Artikel des Credo wird beschlossen mit dem Ausblick auf das nahe bevorstehende Jüngste Gericht. Damit wird der Glaube nochmals eingeschärft; denn bald wird es sich zeigen, wer in die ewigen Freuden und wer in die ewige Verdammnis eingehen wird!

{427} «Von da wird er kommen...», nämlich vom Himmel her, auf den Wolken einherfahrend, als der Bevollmächtigte Gottes. Beim Schall der Posaunen der Erzengel wird er auf dem Heiligen Berg Zion die Schafe von den Böcken scheiden... Nicht nur die Lebenden haben vor dem Thron des Weltenrichters zu erscheinen, sondern auch die Toten, die zum Gericht auferstehen werden; denn auch die Toten können sich der Allmacht des Gerichts nicht entziehen; keiner wird durch die Maschen schlüpfen, wirklich keiner! - So weit die mythische Vorstellung vom Jüngsten Tag. Das Bild der «Dies Irae», des Tages des göttlichen Zornes, hat unzählige Maler und Komponisten immer wieder neu zu gewaltigen Werken inspiriert. Die mythische Vorstellung vom Weltgericht ist kraftgeladen, voll seelischer Energie.

{428} Nur schon daraus dürfen wir den Schluss ziehen, dass sich das Jüngste Gericht mit dem Zurückholen der Projektion nicht einfach in ein Nichts auflösen kann, wie man im Positivismus gemeint hat. Wir fragen uns deshalb, welche seelische Wirklichkeit sich in diesem grandiosen Bild zum Ausdruck bringt. Was bleibt übrig, wenn wir die archaische Vorstellung ins zeitgemäße Weltbild übertragen? Um diese Frage geht es in diesem Abschnitt. Wir können schon jetzt vermuten, dass es sich um etwas Gewichtiges handeln muss, wenn es die menschliche Fantasie durch all die Jahrhunderte derart bewegt hat.

{429} Diese Vermutung wird erhärtet, wenn wir zuerst einmal andere Religionen zu diesem Thema befragen. Alle Religionen von einem bestimmten Evolutionsstand des Bewusstseins an kennen die mythische Vorstellung eines göttlichen Gerichtes über die Menschen, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden.

{430} Für den gläubigen Moslem etwa ist die Idee des göttlichen Gerichtes von so großer Bedeutung, dass er heute noch täglich fünfmal seinen Gott Allah als «Herrn des Gerichts» anruft. Andererseits sind aus dem alten Ägypten Pyramidentexte bekannt, in welchen vor nunmehr bald 5000 Jahren von einem Gericht nach dem Tode die Rede ist. Oder in Iran war um 600 v. Chr. die Vorstellung verbreitet, dass der Tote von drei Engeln gerichtet werde. Auch im alten Griechenland und Rom war der Glaube an ein Gericht nach dem Tode lebendig; die Bösen wurden in den finsternen Tartarus zur Linken geworfen, und die Guten kamen auf die Inseln der Seligen zur Rechten. Bei den Germanen schließlich erhielten in der späteren Zeit die Guten Zugang zur Walhalla, während die Frevler und Lügner in die Hei abkommandiert wurden.

{431} In der Frühzeit Israels war, der nomadischen Herkunft der Israeliten entsprechend, der Gedanke an ein Gericht über die Toten noch nicht bekannt; auch die Sumerer und Babylonier der Frühzeit machten sich darüber noch keine Gedanken, was nach dem Tode wohl alles passieren könnte. Das Totenreich war einfach ein düsterer Ort, von wo man nicht mehr zurückkam. Dafür aber konnte Gott sehr wohl in diesem Leben strafen und belohnen; das Gericht wurde vorwiegend als «diesseitig» wirksam aufgefasst.

{432} In Israel entwickelte sich die Vorstellung eines Gerichtes nach dem Tode wie folgt:

{433} Man glaubte, dass Gott seinem Volk durch die Erwählung und mit dem Land, «wo Milch und Honig fließen», eine große Gabe gegeben habe. Der Bund Gottes mit seinem Volk war ein Geschenk. Das berechtigte Gott, von seinem irdischen Bundespartner etwas zu fordern. Die Gegenleistung des Volkes sollte darin bestehen, dass es die Gebote vom Sinai hielt. Traf das nicht mehr zu, war Gott berechtigt, sein Volk zu bestrafen, indem er ihm allerlei Katastrophen zukommen ließ. Hungersnöte, Niederlagen im Krieg, Unfruchtbarkeit, Heuschreckenplagen,

Krankheit, Trockenheit, Dürre wurden als Gericht, als Ausdruck des Zornes Gottes, empfunden, als Folge einer Versündigung gegen das göttliche Gesetz. Noch heute suchen viele Menschen, denen etwas Schlimmes zustößt, irgendwo eine Schuld, einen Fehler; viele werden dann von Schuldgefühlen gepeinigt, die das Elend noch verschlimmern.

{434} Die Propheten drohten zuerst den Königen, dann der maßgebenden Oberschicht und schließlich dem ganzen Volk für sein ungesetzliches Verhalten das Gericht Gottes an; der «Tag Jahwes» werde nicht mehr wie früher ein Tag des Sieges und Jubels ein, sondern ein Tag des Schreckens und des Untergangs. Die Eroberung Jerusalems und die Deportation der israelitischen Oberschicht nach Babylon wurden als Zeichen des Gerichts aufgefasst. Das Gericht war also immer noch eine innerweltliche Katastrophe. Erst in der Spätzeit der Apokalyptik wurde das Gericht zu einem überweltlichen allgemeinen Weltgericht, wo, wie in iranischen Vorstellungen, alles Böse in der Welt endgültig besiegt und das Gute durch eine Neuschöpfung des gesamten Kosmos die Alleinherrschaft antreten werde.

{435} Aber auch die fernöstlichen Religionen mit ihrer Vorstellung von der Reinkarnation kennen - wenn auch etwas abgewandelt - die Idee des Gerichts nach dem Tode. Sie behaupten, je nach der Güte oder Schlechtigkeit des Lebenswandels werde man in einem nächsten Leben als höheres oder niedrigeres Lebewesen wieder geboren. Diese Vorstellung ist natürlich genau so archaisch-mythisch wie der Glaube der nahöstlichen Religionen oder der alten Germanen, auch wenn heute immer mehr Leute an diese Art von Wiedergeburt glauben. Was modisch ist, ist deswegen noch lange nicht zeitgemäß.

{436} Was sagt uns dieser religionsgeschichtliche Befund aus der mythischen Zeit? Auf jeden Fall müssen wir uns auch hier davor hüten, wie der Positivismus das Kind mitsamt dem Bade auszuschütten, also mit der überholten Vorstellungswelt des Mythos auch gleich die darin enthaltene Wahrheit zu verwerfen.

{437} Welches ist nun der innere Gehalt der Idee eines Gerichtes? Eine erste oberflächliche psychologische Antwort ist wohl diese, dass die mythische Vorstellung vom Gericht eine Projektion der Erfahrung jedes Menschen sei, dass das Böse bestraft und das Gute belohnt werde. Diese Erfahrung macht jedes Kind von Anfang an, also auch dann schon, wenn es noch nicht zum klaren Bewusstsein erwacht ist. Die Vorstellung und das Erlebnis von Belohnung und Bestrafung ist im menschlichen Leben immer da. Die verschiedenen Mythen zu diesem Thema wären nichts anderes als ein bildhafter Ausdruck dieser sehr häufigen menschlichen Erfahrung, dass wir alle immer wieder belohnt und bestraft werden. Diese Erfahrung würde dann im Mythos ins Kosmische vergrößert, was wiederum deren Wichtigkeit an-

zeigen würde. Bei diesem Erklärungsversuch sind noch einige Fragen offen, vor allem die Frage, warum denn nicht Menschen, sondern Gott oder Götter die Richter sind.

{438} Nun: Was wird aus dem mythisch vorgestellten Gericht, wenn wir es entmythisieren? Der Vorstellung des Gerichtes liegt das zu Grunde, was wir heute das Gewissen nennen. Um im Verständnis einen Schritt weiterzukommen, müssen wir uns jetzt darauf besinnen, was unser menschliches Gewissen ist. Nach dem allgemeinen religionsgeschichtlichen Befund zu urteilen, ist das Gewissen etwas, das mit Gott zu tun hat; es sind ja Gott oder Götter, welche die Menschen richten. Das Gewissen ist also nicht nur eine Angelegenheit unseres Bewusstseins, sondern darüber hinaus unseres Unbewussten! Im Unbewussten haben wir eine Instanz, die mitgeht in unserem Leben, einen inneren Mitwisser, der mit und neben unserem bewussten Kontrollorgan unser Leben mitverfolgt und zu gegebener Zeit auch «richtet». In archaischen Zeiten sagte man: «Gott sieht alles.» Heute könnte man dasselbe vielleicht so formulieren: «Du kannst vor dir selber nicht fliehen; du nimmst dich überall hin mit; nichts von all dem, was du denkst und tust, kann vor deiner inneren Instanz verborgen bleiben, aus der du geworden bist.» Unsere Träume zeigen uns immer wieder, dass eine(r) in uns da ist, die/der uns und andere oft sicherer beurteilt, als wir dies bewusst vermögen.

{439} Dies mag der folgende Traum eines Menschen in der zweiten Lebenshälfte zeigen, der in einer schwierigen Situation nicht sicher war, ob er richtig gehandelt hatte:

{440} Mir wurde befohlen, ich solle im Heiligen Land auf den Ölberg steigen. Ich tat es. Der Berg war von grauen Wolken verhängt. Als ich oben war, kam plötzlich ein riesiger Schatten aus den Wolken herab und dann ein hünenhafter Engel mit einem gewaltigen Schwert an seiner Seite. Ein moderiger Duft ging von ihm aus. Auf meine Frage, warum er so rieche, antwortete er: «Sieh mich nicht an; denn ich habe auch mit Toten zu tun; daher kommt dieser Geruch.» Er hatte ganz dicke, strähnige lange Haare. Er sagte: «Ich komme nun, um zu richten. Aber nicht du musst gerichtet werden, sondern ...» Ich war überaus beeindruckt von dieser riesenhaften Gestalt, aber auch sehr erleichtert, dass nicht ich gerichtet werden musste.

{441} Nach einem solchen Traum wird sich jeder «marianisch» eingestellte Mensch wohl Mühe geben, mit der uns überlegenen richterlichen Instanz in ein gutes Einvernehmen zu kommen. Der eben erwähnte Träumer ist religiös in keiner Weise vorbelastet und steht der Kirche eher fern. Unser Gewissen ist nicht nur ein Produkt unserer Erziehung, sondern eine viel tiefer liegende Macht. Das Wort «Macht» muss hier im genauen Wortsinn verstanden werden; das Gewissen hat Macht, etwas zu «machen», zu bewirken; es ist ein Energiefaktor mit gro-

ßer Potenz. Aber sein Wirken ist nicht bis ins Detail programmiert, sondern nur in großen Zügen, darin, was das artgemäße menschliche Verhalten ist. Dieses artgemäße gesamt menschliche Verhalten ist kulturell gewissen Schwankungen unterworfen, aber in den Grundzügen doch ziemlich festgelegt, wie etwa ein Vergleich unserer Zehn Gebote mit den sittlichen und religiösen Geboten anderer Religionen zeigt: Die Abweichungen sind geringer als die Übereinstimmungen. Dies zeigt sich auch darin, dass ein kleines Kind jeglicher Rasse und Herkunft sich im Großen und Ganzen noch in alle andern Kulturen einleben kann, während ein erwachsener «Eva»-Mensch dies nie schaffen wird. Weil ein «Maria»-Mensch flexibler ist, hätte er damit weniger Mühe. Unser Gewissen hat also eine gewisse Grundkonstante, die angeboren ist, während die Ausprägungen im Detail kulturbedingt sind. Unsere Ethik ist in ihren Grundzügen im du vorgegeben; das Ich modifiziert nur. Dass der Mensch ein Gewissen hat, ist angeboren. Woher aber stammt denn unser Gewissen?

{442} Dieser innere Mitwisser, vor dem wir selber wie aus Glas sind - kein Winkel unseres Herzens bleibt ihm verborgen-, das Gewissen als unsere innerste Instanz, ist uralt, viel, viel älter als unser Bewusstsein. Es ist heute allgemein anerkannt, dass auch unbewusste Lebewesen bereits lernfähig sind. In jedem Lebewesen ist eine Instanz, die beurteilen kann, was ihm zuträglich ist und was nicht. Gegen das Lebensbedrohliche werden Abwehr und Gegenkräfte aufgebaut, und das Förderliche wird ausgebaut. Je komplexer ein Lebewesen ist, umso komplizierter und differenzierter ist natürlich diese innerste Instanz, die für die Erhaltung des betreffenden Lebewesens zu sorgen hat. Diese innerste Instanz beim Menschen nennt die Neurophysiologie den Integrator und die Tiefenpsychologie C. G. Jungs das Selbst. Wenn sich die Lebensweise eines Menschen nun zu weit von dem entfernt, was naturgemäß für ihn ist, dann wird das Bewusstsein über den inneren Wahrnehmungsstrom (Träume, Visionen, Fantasien) im Sinne einer Warnung vor einer Katastrophe über die Unstimmigkeit informiert; oder das vegetative Nervensystem oder der Leib beginnen zu streiken. Diese Informationen von «drüben» waren für den archaischen Menschen göttliche Weisungen, die den Menschen (z. B. im Traum) von seinem falschen Weg zurückholen sollten (so steht es in Hiob 33,15). Unser Gewissen hängt also mit dem du zusammen, dem auch die bildschöpferische Instanz angegliedert ist, welche unsere Träume komponiert.

{443} Über den inneren Wahrnehmungsstrom, der dem Ich bewusst wird, wenn es die äußeren Sinneseinflüsse abschaltet (also z. B. im Schlaf, in tiefer Entspannung oder meditativer Versenkung), können nun dem Ich korrigierende oder auch bestätigende Informationen (archaisch: Offenbarungen) zugeleitet werden. Bekanntlich können uns Träume manchmal arg zusammenstauen oder freudig stimmen. Die dabei erlebten Gefühle wirken noch lange in

uns nach. Die Botschaften von «drüben» waren für den archaisch empfindenden Menschen Botschaften aus einem konkret verstandenen Jenseits, wo handfest gerichtet wurde. Aus konkretistisch verstandenen Träumen (wie etwa dem oben erwähnten), aus Fantasien und Visionen, in denen der Mensch gerichtet wird, entstand mit der Zeit die Vorstellung des mythischen Gerichtes, das in irgendeiner Form in allen Religionen bekannt ist. Die verschiedenen Gerichts-Vorstellungen wurden im Laufe der Zeit dann miteinander verglichen, vermischt oder gegeneinander abgegrenzt. Ihren Ursprung haben sie im inneren Wahrnehmungsstrom vom du zum Ich.

{444} Zutiefst hängt unser Gewissen also mit der Lebendigkeit als solcher zusammen, damit, dass unser Leben eben etwas Lebendiges ist und nicht bloß eine höhere Mechanik. Im weitesten Sinne ist alles Leben lernfähig, weil sein innerster Kern auf den anfallenden Informationsstrom lebendig reagieren kann. Im positivistisch-mechanistischen Weltbild, wo alles nur mechanisch ablaufen sollte, hatte darum auch das Gewissen keinen rechten Platz und war bloß das Produkt menschlicher Dressur.

{445} Die meisten Menschen unserer Zivilisation sind noch stark vom Positivismus geprägt und nehmen darum den inneren Wahrnehmungsstrom zu wenig ernst. Wie viele Menschen behaupten etwa, sie würden nie träumen (dabei ist experimentell längst erwiesen, dass jeder Mensch in jeder Nacht einige Male träumt -aber oft ist es bequemer, die Träume zu verdrängen, als sich mit ihrer Botschaft zu beschäftigen)! Die Indianermutter fragte einst am Morgen ihr Kind (ob sie es heute noch tut?), was es nachts geträumt habe; die modernen Mütter fragen ihre Kinder am Morgen, ob sie ihre Schulaufgaben gemacht hätten - gleichzeitig aber schimpfen sie über den Leistungsstress in der Schule...

{446} Gehen wir in der Darstellung des Gewissens einen Schritt weiter. Es ist vielleicht gut, an dieser Stelle eine Unterscheidung vorzunehmen. Es gibt nämlich, wie ich meine, zwei Aspekte des Gewissens: auf der einen Seite müssen wir mit den Verhaltensnormen übereinstimmen, welche in den Gruppen herrschen, wo wir uns aufhalten; andererseits aber müssen wir auch mit unserer tieferen Natur, dem du, übereinstimmen. Es gibt natürlich immer wieder Gewissenskonflikte: Welcher Seite sollen wir nachkommen, welche enttäuschen? Dieses Dilemma gehört zum Kreuz des Lebens, das rational nicht lösbar ist.

{447} In der Apostelgeschichte steht dazu: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen» (Apg. 4,19)! Die Bibel stellt sich im Konfliktfall auf die Seite des du und mutet dem Menschen zu, sich bei seinen lieben Mitmenschen unmöglich zu machen, notfalls zur negativen Projektionsfigur zu werden. Es ist das bleibende Verdienst der großen Propheten, dass sie als echt religiöse Menschen immer wieder den Mut hatten, im Namen des du gegen bestimmte Verhaltensnormen

ihrer Zeit zu protestieren. Wenn eine Kultur gegen die tiefere Natur des Menschen verstößt, müssen prophetische Menschen als Warner auftreten, die aufzeigen, dass die herrschenden Ich-Werte mit den tieferen Normen des du nicht mehr übereinstimmen. Es kommt dann zu einem Kampf zwischen der ichhaften Kultur und der tieferen Natur des Menschen, zwischen Ich und du (archaisch gesagt: zwischen Mensch und Gott). Die Gruppennormen und die in der jeweiligen Gesellschaft herrschende Moral wurden uns einst anezogen oder gar eingebläut; jedenfalls sind sie uns bekannt und bewusst. Sie gehören also zum Ich-Bereich. All diese Normen mögen einst in einer bestimmten Situation durchaus richtig, der tieferen Natur des Menschen entsprechend, gewesen sein. Darum wurden sie mit einem göttlichen Nimbus versehen. Aber einige davon versteinerten, haben sich dem Leben entfremdet, behindern nun den lebendigen Fluss des gesunden Lebens, anstatt dass sie ihn fördern würden, was ja der Urzweck aller Normen ist (biblisch gesagt: das Gesetz hat uns Gott zum Leben gegeben und nicht zur Schikane). Normen aus dem Ich-Bereich können ihren Wert also verlieren, wenn das Leben und die Umstände sich verändern.

{448} Dann müssen neue Normen gefunden werden, die wieder hilfreich sind. Die alten Normen sind ein Leerlauf geworden; aber die braven Hüter des Gesetzes halten an diesem Leerlauf fest, wie wenn das Leben daraus strömen würde. Mit Macht und Gewalt verhindern sie eine Erneuerung der Gesetze. Weil diese Menschen gegen ihre eigene tiefere Natur taub sind, weil sie «Eva»-Menschen sind, die nicht in sich hineinhören können, darum versteifen sie sich auf ihre Ich-Werte und sträuben sich mit aller Macht gegen ihre Erneuerung. Diese Ich-Werte halten sie für göttliche Normen, die tabu sind! Prophetische Menschen, die Hilfe bringen könnten, werden als «Staatsfeinde» oder «Gotteslästerer» verschrien, als «Zerstörer von Sitte und Moral» etc. Die Propheten aller Zeiten wurden darum meistens zuerst totgeschwiegen, dann bekämpft und beseitigt - und nachher als Helden rehabilitiert oder gar vergöttert.

{449} Es entsteht das Problem, wann und wie Gesetze verändert werden dürfen. Auf Einzelheiten kann ich hier natürlich nicht eingehen. Aber so viel ist klar: Wenn die Menschen mit ihrer tieferen Natur verbunden sind, spüren sie das, und es gibt eigentlich gar keine Probleme. Probleme machen nur die verstellten Menschen. Darum sollten «Eva»-Typen keine Posten bekleiden dürfen, wo sie mit Gesetzen zu tun haben. An solchen Orten werden sie lebensgefährlich.

{450} Unser Gewissen hat zwei Aspekte, die miteinander hin und wieder im Streit liegen. Die herrschenden Normen, die uns bewusst sind und die deshalb zu unserem Ich gehören, bilden den Eva-Teil unseres Gewissens, während die Maria-Seite dem du zugewandt ist und Weisungen aus der tieferen Natur erspürt.

{451} Mit dem Eva-Aspekt des Gewissens passen wir uns nach außen an die Gruppen- und Gesellschaftsnormen an. Diese Seite gehört zu unserem äußeren Auftreten, zur Fassaden-Existenz, zum Bild, das wir den andern Menschen von uns geben möchten. «Was sagen die Leute? Stehe ich dumm da vor ihnen? Wie wirkt das?» Wem diese Fragen sehr wichtig sind, der ist noch sehr im «man» verhaftet, ein Eva-Mensch, ich-zentriert, böse gesagt: ein gut dressiertes Herdenwesen, ein Schaf (obwohl er sich selber natürlich niemals so vorkommt!).

{452} Mit dem Maria-Aspekt des Gewissens passen wir uns nach innen an die Forderungen unsere tieferen Natur an, die leider nicht immer mit den kollektiven Moralvorstellungen identisch sind (so hat Jesus z. B. verschiedene Gesetze übertreten). Welche Forderungen aber kommen aus dem du?

{453} Noch lange nicht jeder, der die Gesellschaftsnormen übertritt, ist ein großer Prophet! Es ist in gewissen Kreisen (und auch in der Pubertätszeit) Mode, gegen die «spießbürgerliche Moral» anzukämpfen oder sie wenigstens lächerlich zu machen. Meistens handelt es sich dabei aber nur um bloße Wichtigtuerei, und das Leben der Betroffenen zeigt an, wie wenig sie ernst genommen werden können.

{454} Die feinen Winke des tieferen du können nur durch eine echt religiöse Lebenseinstellung erspürt werden. Es braucht viele Jahre Übung, bis einer hier ein sicheres Gespür bekommt und weiß, dass er sich unbedingt darauf verlassen kann. Die Mystiker nannten diesen Reifeprozess die Entwerdung: das Ichhafte tritt hinter der wahren Natur zurück.

{455} Die Auswirkungen des lebendigen Kontaktes mit dem du sind nicht nur privater Natur. Wer meint, in der Mystik gehe es um eine Privatisierung des Glaubens, hat von Mystik nicht das Geringste verstanden. Das Du, unser innerster Kern, enthält auch unsere sozialen Beziehungen und unser ökologisches Verhalten, unser ganzes Leben. Leider nehmen wir uns heute im Allgemeinen viel zu wenig Zeit, die feinen Regungen des du wahrzunehmen, weil wir immer noch im Banne des Positivismus stehen, der unser Innerstes als tote mechanische Schaltstelle, aber nicht als ein lebendiges du betrachtet hat. «Sucht Gott, so werdet ihr leben.»

{456} Diese Suche nach der Übereinstimmung mit unserem tieferen Wesen ist nicht nur eine Modesache, die man geradeso gut auch bleiben lassen könnte. Sie ist nicht nur dringend notwendig in unserer Zeit, sondern entspricht auch der natürlichen geistigen und seelischen Entwicklung des Menschen, die C. G. Jung als den Individuationsprozess bezeichnet hat, die bewusste Selbstfindung. Diese ist nicht nur eine schöne Theorie, sondern entspricht einer Naturanlage, die in unserem Erbgut programmiert, im Genom kodiert ist. Wer diesen Weg geht, wird ein innerlich reiches und erfülltes Leben haben. Er kommt mit dem in ihm Angelegten in Übereinstimmung. Die recht verstandene Selbstverwirklichung macht ihn gelöst, entspannt, mitmenschlicher, gefühlvoller; er bekommt ein «gutes Gewissen»,

obwohl er weiß, dass er es nie allen recht machen kann. Er fühlt sich trotz allerlei Unbilden im Leben tief verwurzelt - mythisch gesagt: von einem Schutzengel behütet. Auf diesem Weg zur Mitte wird der «Marias-Aspekt des Gewissens und die Verbundenheit mit der eigenen Tiefe immer bedeutsamer. Wem es gelingt, aus der Mitte zu leben, der bekommt nach außen eine «gute Ausstrahlung»; was er tut, darauf liegt ein Segen.

{457} Die weltweite Verbreitung der mythischen Vorstellung eines Gottesgerichtes am Menschen zeigt, dass sich der Mensch zu allen Zeiten als von einer ihm überlegenen Macht begleitet gefühlt hat, die ihm offenbaren kann, ob er «recht» lebe oder nicht. Was hier mythisch zum Ausdruck gebracht wird, sollten wir heute - freilich zeitgemäß verstanden - wieder vermehrt ernst nehmen. Das Gericht erleben viele alte Menschen: In den stillen Stunden, die man im Alter zur Genüge hat (wenn man nicht dem Modetrend folgt und sich in tausenderlei Aktivitäten stürzt), ersteht einem ein innerer Richter, der uns Bilanz ziehen lässt. Wenn die Bilanz negativ ausfällt, ist oft eine Verbitterung und eine daraus folgende Isolation die Folge des nicht bestandenen «Jüngsten Gerichts», ein Lebensabschluss, welcher dem mythischen Leben in der Hölle in manchem ähnlich ist. Wie viel Trostlosigkeit es doch gibt! Bei meinen Besuchen in Alters- und Pflegeheimen fragte ich mich schon, wie weit wohl auch leibliche Schäden auf ein «Durchfallen» in diesem inneren Gerichtsprozess zurückzuführen seien. Sicher hat sich jeder Leser beim Erleben eines gescheiterten alten Menschen schon geschworen: «Nein, so soll es mit mir dereinst nicht herauskommen!» Dass man sich so etwas schwört, sich die Sache also unter die Haut gehen lässt, das zeigt, wie tief das Bild des «Jüngsten Gerichts» in uns verwurzelt ist. Auch ich lebe mit diesem Bild, obwohl ich den Mythos natürlich als Bild für eine innere Wirklichkeit deute. Ich finde die Idee eines göttlichen Gerichts etwas Natürliches. Ich verstehe es aber so, dass es sich jederzeit an uns ereignen kann, nicht nur als ein Strafgericht, sondern auch als eine Bestätigung unserer bisherigen Art und Weise zu leben.

{458} Wer den Gedanken, es sei neben unserem Ich auch noch ein innerer Mitwisser da, vor dem wir uns zu verantworten haben, ganz ablehnt, muss damit rechnen, dass der Verdrängte dereinst mit umso größerer Gewalt über sein Bewusstsein hereinbrechen wird. So konnte ich einmal während längerer Zeit beobachten, wie ein Mensch, der sich nie um sein Gewissen gekümmert und alle gut gemeinten Vorwürfe wegen seines rücksichtslosen Lebenswandels in den Wind geschlagen hatte, im Laufe der Jahre in einen Verfolgungswahn hineingeriet, in dem er sich jahrelang von einem Rechtsanwalt dauernd belästigt und Tag und Nacht zur Rechenschaft gezogen fühlte. Das ist sein Jüngstes Gericht. Er lebt in der Hölle. Wir sollten die Macht des Gewissens im Unbewussten nicht unterschätzen! Wenn wir uns im Leben auch noch so oft «durchgemogelt» haben und den Schlingen des äußeren Gesetzes entweichen konnten, so heißt das noch

lange nicht, dass wir damit auch unserem inneren Richter schon entronnen sind! Katholische Priester, die regelmäßig die Beichte ehrlicher Menschen hören, könnten hierzu vielleicht noch manches sagen. Ich selber habe es schon wiederholt erlebt, wie ein schlechtes Gewissen einen Menschen so fix und fertig gemacht hat, dass er schließlich in schwere depressive Zustände geriet. Auch Richter und Gefängnisseelsorger wüssten dazu wohl einiges zu berichten. Die Anlage, verantwortungsvoll zu leben, ist in jedem Menschen da, und zwar nicht nur dem Kollektiv gegenüber, also nach außen, sondern auch unserer tieferen Natur (archaisch: dem Willen Gottes) gegenüber. Pflichtenkollisionen zwischen dem Eva- und dem Maria-Aspekt des Gewissens sind unvermeidbar und gehören zur Crux des Lebens, an der wir seelisch reifen, aber auch zerbrechen können.

{459} Nun noch ein Wort zur «ewigen Verdammnis». Bekanntlich kennt die Alte Kirche nicht nur die Begnadigung in Ewigkeit, sondern auch die Verdammnis in Ewigkeit. Empfindsame Gemüter werden dadurch mehr oder weniger geschockt. Man muss aber auch diese Aussage als mythische Formulierung auffassen und darf sie nicht archaisch-konkretistisch verstehen. Dahinter steht dann nichts anderes als die Feststellung, dass grundsätzlich Kritik und Annahme gleiches Gewicht besitzen müssen, quasi in «metaphysischem» Sinne. Ohne die Realität der Verdammnis ist die Gnade zu billig, und ohne erlebte Vergebung ist die Kritik zu hart. Ein Mensch braucht beides zu seiner gesunden Entfaltung. Gnade und Verurteilung sind Gegensätze wie Feuer und Wasser. Diese unvereinbaren Gegensätze zu vereinen, dieses Unmögliche möglich zu machen, das ist die unendliche Kunst einer guten Erziehung. Lob und Tadel, Kritik und Ermunterung in einem ausgewogenen Maße wirken zu lassen, das ist so schwierig, wie den goldenen Mittelweg zu finden, als Alleinerzieher noch schwieriger denn als Ehepaar, wo die harte und die weiche Seite ja meist auf die beiden Elternteile verteilt sind.

{460} Der Eva-Aspekt des Gewissens ist in der traditionellen kirchlichen Sprache die «weltliche» und der Maria-Aspekt die «geistliche» Seite des Gewissens. Wenn wir uns nun fragen, ob die Kirche im Laufe der Zeit dem Menschen vorwiegend geholfen habe, den geistlichen, den originalen Aspekt des Gewissens zu kultivieren, dann müssen wir dazu leider wie folgt Stellung nehmen: Zuerst einmal ging es bei der Christianisierung vor allem darum, die heidnischen Kollektivwerte durch die christlichen Kollektivwerte zu ersetzen. Die eine «Eva» folgte der anderen. Das war ein Jahrhunderte dauernder Prozess. Man blieb leider allzu sehr im Kollektiven und hat oft die persönliche Beziehung zwischen Mensch und Gott zu wenig betont. Man versuchte vorwiegend, das Eva-Gewissen zu christianisieren und legte oft mehr Gewicht auf die kollektive Rechtgläubigkeit als auf die persönlich erlebte Beziehung zu Gott. Die Kirche hat also mehr die «weltliche»

(= Eva-)Seite des Gewissens gefördert als die «geistliche». Sie hat oft mehr eine Ideologie verbreitet und indoktriniert, als die lebendige Beziehung zwischen Ich und du kultiviert. Hier gibt es noch sehr viel zu tun.

{461} Blicken wir nochmals auf die beiden letzten Zeilen im zweiten Artikel des Credo zurück: «... von da wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.» Keiner von uns kann sich der Wirksamkeit des Gewissens entziehen, weder seines nach außen noch seines nach innen wirksamen Aspektes. Es lohnt sich, sich religiös auf das Du zu beziehen! Das ist es, was die mythische Vorstellung vom Gericht über die Lebenden und die Toten heute bedeutet. Der Mensch ist lernfähig und somit auch, so weit sein Bewusstsein reicht, verantwortlich für sein Tun und Lassen. Man sollte vielleicht korrekter sagen, wir haben nicht ein Gewissen, sondern wir sind Gewissen. In der ersten Lebenshälfte mag der «Eva»-Aspekt wichtiger sein und im Laufe der zweiten Lebenshälfte der «Maria»-Aspekt immer deutlicher zum Tragen kommen. Es bleibt zu hoffen, dass sich heute das menschliche Gewissen wieder am inneren, wahren Menschen zu orientieren beginnt.

{462} Im christlichen Credo wird der DU-Aspekt des Gewissens mit Jesus Christus identifiziert. Unser innerer Richter wird also auf die mythische Gestalt des Weltenrichters am Jüngsten Tag projiziert. Der eigene innere Richter wird mit einem mythischen Gottwesen identifiziert, das in Bälde Rechenschaft von uns fordern wird. Die zeitliche Nähe des Jüngsten Tages ist zwar für einen Positivisten absurd - aber sie entspricht der inneren Tatsache, dass das Gericht jederzeit über uns kommen kann, sei es als Lob oder als Tadel, als Bestätigung des bisherigen Lebensstiles oder als dessen Ablehnung. Darum sind auch Archaischer zu Recht nicht von ihrem Glauben an das bevorstehende Jüngste Gericht abzubringen. Sie halten an etwas Wichtigem fest: In jedem von uns lebt einer mit, der uns richten wird, ob wir wollen oder nicht. Wir müssen jederzeit bereit sein, seinen Spruch über uns gelten zu lassen. Er ist nicht so hart mit uns wie oft Jahwe im Alten Testament mit seinem Volk, aber auch nicht allzu weich und gnädig; wir müssen uns mit der harten Tatsache abfinden, dass es im Leben auch ein «zu spät» gibt (archaisch: eine ewige Verdammnis). Wir sollen Gott lieben und fürchten! Viele «verlorene Söhne und Töchter» finden zwar wieder heim, aber nicht alle! Manchmal ist das Tor zum Freudensaal auch endgültig verschlossen, wobei es natürlich niemals an uns Menschen liegen darf, dafür zu sorgen! Wir sollen einander Chancen geben und nicht Türen zuschlagen (Ausnahmen sollten die Regel bestätigen!).

{463} Für einen zeitgemäßen Glauben bleibt, dass der Vergleich unseres Lebens mit dem Leben Jesu für einen Christen eine wichtige Richtschnur ist, nach der er sich - mindestens in der ersten Lebenshälfte - gut orientieren kann. Aus diesem Vergleich sollte aber immer mehr ein Gespräch mit dem «inneren Christus», mit dem «Seelenfünklein», mit unserem du, herauswachsen, sodass der Maria-Aspekt

immer mehr zum Tragen kommt und der «Sohn» in uns Gestalt annehmen und in der Welt wirksam werden kann. - Damit ist der zweite Artikel des Credo zu seinem Abschluss gekommen.

Das dritte Symbol: der Heilige Geist

{464} Überblicken wir den bisherigen Verlauf des Mythos im ersten und zweiten Artikel, so wird deutlich, dass die Geschichte mit der Rückkehr des «Sohnes» zum «Vater» zu ihrem einstweiligen Abschluss gelangt ist, und die daran angefügte Ermahnung, dass man diese Dinge ernst nehmen soll, damit man im Gericht bestehen könne, bildet einen natürlichen Schlusspunkt. Warum aber, möchte man sich fragen, wird dann noch ein dritter Artikel angehängt?

{465} Nach der Lehre der Kirche ist dieser letzte Abschnitt allerdings alles andere als ein Anhängsel! Die Aussagen über den Heiligen Geist bilden für das kirchliche Verständnis den abschließenden Höhepunkt des Credo. Denn - die beiden letzten Zeilen des Apostolicums zeigen es unmissverständlich - erst dank dem durch die Kirche vermittelten Wirken des Heiligen Geistes kann der Gläubige zur Auferstehen von den Toten und ins ewige Leben gelangen! Ohne den dritten Artikel ist das Credo für die Kirche eine bloße «Trockenübung»: Das ganze Heil spielte sich dann nämlich erst «draußen» ab. Denn erst durch das von der Kirche vermittelte Wirken des Heiligen Geistes wird das Heil zum Gläubigen gebracht und in ihm vergegenwärtigt, wodurch dieser mit Heilskraft gestärkt und so vor der ewigen Verdammnis gerettet werden kann. Ein maßgebender katholischer Theologe formuliert dies so: «Das Leben, das im Vater seinen Ursprung hat und das uns im Sohn geschenkt wird, wird uns durch den Heiligen Geist innerlich und persönlich zuteil durch den Dienst der Kirche. Was im Vater seinen Ursprung und im Sohn seine Mitte hat, findet im Heiligen Geist seine Vollendung» (Walter Kaspar: «Der Gott Jesu Christi», Mainz 1982, S. 246). Ohne das durch die Kirche in ihren heiligen Riten und Sakramenten vermittelte Wirken des Heiligen Geistes spielt sich das ganze Heilsdrama in den Augen auch der neuesten katholischen Theologie also erst «draußen» ab, als Heilsgeschichte außerhalb des Gläubigen. Daran zeigt sich, wie auch die maßgebende moderne katholische Theologie noch ganz archaisch-konkretistisch denkt. Sie fasst den Mythos, der im zweiten Artikel vom «Sohn» erzählt wird, als eine Schilderung über ein sich äußerlich abspielendes Heilsereignis auf, das hernach in den Riten der Kirche vergegenwärtigt wird; erst durch die Teilnahme an den Riten wird der Gläubige mit diesem Heilsgeschehen in eine innere Verbindung gebracht!

{466} Beispielsweise wird Christus im Ritus des Heiligen Mahles (in der Dramatisierung eines Teils des christlichen Mythos durch den geweihten Priester) «realpräsent» im gewandelten Brot, und durch das Essen dieses so geheiligten

Brot es wird der andächtige Gläubige des Heiles teilhaftig; er nimmt Christus in sich auf, und durch die Vergegenwärtigung des Heils wird er geheiligt und vor der ewigen Verdammnis bewahrt.

{467} Wenn wir uns bemühen, diese Gedankengänge innerhalb des archaischen Weltbildes nachzuvollziehen, müssen wir anerkennen, dass sie völlig logisch sind. Der Mensch soll ja vom «fleischlichen» zum «geistlichen», vom «ersten» zum «zweiten», vom «Eva»- zum «Maria»-Menschen gewandelt werden. Wenn nun der Mythos konkretistisch aufgefasst wird, bleibt beim bloßen Erzählen des Mythos alles Heil noch «draußen», und der Gläubige hat noch nichts davon. Darum muss es ihm vergegenwärtigt werden, und dazu dienen die Riten und Sakramente der Kirche, durch die das Heil persönlich erfahrbar wird.

{468} Nach archaischem Empfinden ist das folgerichtig gedacht. Wenn wir das Heilsdrama aber «zurücknehmen» und den Mythos als Bild für ein inneres Drama betrachten, dann haben wir dadurch den Mythos meditierend bereits vergegenwärtigt. Der Schluss ist nun zwingend: Die tiefenpsychologische Deutung setzt die kirchlichen Sakramente in ihrer ausschließlichen Heilsbedeutung außer Kraft! Sie sind nicht mehr heilsnotwendig! Es geht auch ohne ... Das heißt aber nicht, dass nicht auch die Sakramente voll tiefer und wertvoller Symbole sind und den modernen Menschen tief berühren und den Anstoß zu einer inneren Wandlung geben können. (Das tiefenpsychologische Verständnis der Sakramente steht demjenigen des Johannesevangeliums nahe.)

{469} Ich habe selbst einmal in Prag eine katholische Messe mitgefeiert, wo ich wegen der mir fremden Sprache kein Wort verstehen konnte; der heilige Ritus hat mich aber trotzdem tief beeindruckt. Ich hatte das Gefühl, in seinem Verlauf an einer Art Läuterungsprozess teilzunehmen, innerlich gewandelt zu werden; ich kam mir nachher ein Stück weit neu geboren vor. Der Ritus hatte also in einer Tiefe gewirkt, wo ich mit dem Verstand nichts verstehen, wo ich nur ahnen und intuitiv mitgehen konnte. Die symbolische Deutung des Mythos und die dadurch ermöglichte persönliche Erfahrung durch dessen Bedenken und Meditieren erfüllt dieselbe Funktion wie einst die Sakramente: sie verinnerlicht und vergegenwärtigt die Heilsbotschaft. Allerdings: So wie erst der Heilige Geist die Sakramente wirken lässt, so muss zur symbolischen Deutung auch eine Wirkung kommen, damit sie persönlich erfahren werden kann. Wer jetzt etwa dieses Buch bis hierher gelesen hat und dabei nie von einem Mythos persönlich ergriffen worden ist, dem geht es wie einem, der ein kirchliches Sakrament «in unwürdigem Zustand» zu sich nimmt und damit das Wirken des Heiligen Geistes blockiert. So schön die symbolische Deutung und die Sakramente sein mögen - sie beginnen erst zu wirken, wenn der «Heilige Geist» sie belebt bzw. das «Fühlen aus der Mitte» sie erfahrbar macht, sodass wir davon ergriffen und verändert werden.

{470} In archaischer Zeit wurde der Mythos als ein Geschehen aufgefasst, das sich konkret irgendwo außerhalb des Menschen abspielt; darum musste dieses Geschehen in den Riten dramatisiert und in den Sakramenten vergegenwärtigt und fassbar gemacht werden. Dies alles geschieht heute durch die symbolische Deutung; darum sind die Riten und Sakramente nicht mehr heilsnotwendig. Das heißt aber gar nicht, dass man auf Dramatisierung verzichten sollte; denn dadurch wird die innere Wahrheit veranschaulicht, und das Symbol kann tiefer wirken. Auch wir heute brauchen Riten, die uns ergreifen!

{471} Solche Gedanken haben natürlich für die Lehre von der Kirche und ihren Sakramenten tief greifende Folgen. Wir werden gleich darauf zu sprechen kommen. Zuerst seien aber noch einige Ausführungen zum Heiligen Geist gemacht.

«Ich glaube an den Heiligen Geist...»

{472} Der heilige Geist «weht» nach dem tiefenpsychologischen Verständnis dort, wo wir an unseren inneren Meister (den «göttlichen Funken» in uns, den «ungeschaffenen Seelengrund», den «Christus in uns», das Du) angeschlossen sind. Nach archaischem Verständnis ist der Heilige Geist etwas vom Menschen unabhängig Wirkliches, nämlich eine der drei Personen Gottes, die irgendwie aus dem Jenseits von außen ins Leben der Menschen eingreifen kann. Daran ist richtig, dass der Heilige Geist eine Kraft ist, die außerhalb des Ichs wirkt, nämlich vom du her, aus der Mitte, aus der Tiefe des Seins.

{473} Die Beziehung zwischen dem Ich und dem du kann von religiösen Vereinigungen und Kirchen gefördert, aber niemals verwaltet werden, wie das im archaischen Verständnis der Fall ist, wo das Heil von der Kirche (dank den angeblich von Christus stammenden heiligen Riten, welche von in der apostolischen Sukzession stehenden geweihten Priestern «rite» zelebriert werden) verwaltet wird. Was von Kirchen angeboten wird, kann Menschen dazu anleiten, besser aus der Mitte leben zu lernen; immer aber ist es die Beziehung des einzelnen zu seiner eigenen Mitte, um die es gehen muss, und niemals darf der göttliche Schatz (das Du) einer Institution gehören - obwohl diese selbstverständlich große Schätze aufbewahrt. Während der archaische Mensch seinen inneren Retter auf die heilsverwaltende Kirche projizierte, versuchen wir, den inneren Meister in uns bewusster zu machen, um schöpfungsgemäßer leben zu lernen.

{474} Der Heilige Geist - so könnte man in Anlehnung an ein modern tönendes Wort im Johannesevangelium sagen - «weht, wo er will». Ziel aller kirchlicher Zeremonien kann alleine das sein, uns mit unserer schöpferischen Tiefe wieder zu verbinden. Im Schatz der Kirchen sind zwar viele wertvolle religiöse Erfahrungen aufbewahrt, die uns inspirieren und zu wichtigen eigenen Erfahrungen anregen können. Das Heil ist in ihnen aber nicht deponiert; sondern das Heil kann nur in jedem Menschen selbst immer wieder neu Wirklichkeit werden.

{475} In diesem Zusammenhang seien zwei berühmte uralte Gebete um den Heiligen Geist zitiert. Das Erste stammt vom Kirchenvater Augustinus (354-430):

{476} Atme in mir, du Heiliger Geist,
dass ich Heiliges denke.

Treibe mich, du Heiliger Geist,
dass ich Heiliges tue.

Locke mich, du Heiliger Geist,
dass ich Heiliges liebe.

Stärke mich, du Heiliger Geist,
dass ich Heiliges hüte.

Hüte mich, du Heiliger Geist,
dass ich das Heilige nimmer verliere!

{477} Durch das wiederholte Umkreisen dieses Gebetes wird in uns eine meditative Stimmung erzeugt, die der Bewusstwerdung des inneren Meisters dient. Man sollte dabei freilich immer deutlicher die Stimme des eigenen Inneren, unseres du, vernehmen und nicht an veralteten Vorstellungen dessen kleben bleiben, was «heilig» sei und was nicht (für Anfänger ist das nach meiner Erfahrung allerdings nicht einfach, weil sie das Alte immer noch mit sich herumschleppen).

{478} Ein zweites Gebet um den Heiligen Geist ist fast ein halbes Jahrtausend weniger alt und stammt aus dem 9. Jahrhundert. Es ist der bekannte lateinische Hymnus «Veni Creator Spiritus»:

{479} Komm, Heiliger Geist, der Leben schafft,
erfülle uns mit deiner Kraft!

Dein Schöpferwort rief uns zum Sein:
nun hauch uns Gottes Odem ein...

Aus dir strömt Leben, Licht und Glut,
du gibst uns Schwachen Kraft und Mut...

{480} Unsere Generation allein ist nicht in der Lage - so viele religiös interessierte schöpferische Menschen, die dichterisch begabt wären, gibt es gar nicht -, den ganzen Schatz der alten Spiritualität in Worten und Ritualen in unsere Zeit hinein zu übertragen. Darum müssen wir lernen, es für uns selber still zu tun, während wir die alten Schriften lesen und Zeremonien miterleben. Wer das «Zurückholen» übt, lernt dies immer besser, und die Mythen werden ihm immer mehr zu ergreifenden Symbolen seines eigenen Inneren. Ich glaube auch, dass die Mythen die gemeinte Wahrheit oft prägnanter und dichter ausdrücken können als moderne Übertragungen. Wir müssen nicht durch solche Übertragungen die Mythen zum Verschwinden bringen; sondern wir sollten sie für uns wirksam deuten und verstehen lernen.

{481} Der «Heilige Geist» ist dann in unserem Leben gegenwärtig wenn wir aus der Mitte leben. Dann beginnt unser Leben rund zu laufen; archaisch gesagt: Wir bekommen dann «einen Schutzengel, der uns behütet, dass unser Fuß nicht an einen Stein stoße», wie es im Psalter heißt. Wir werden dann gelassen, und diese Gelassenheit trägt uns auch in den Stürmen des Lebens - wie es jenes Bild in den Evangelien ausdrückt, wo Jesus während eines Seesturms seelenruhig schläft, während die Jünger vor Angst in Panik geraten. Ebenso fällt uns dann die größte aller Tugenden zu, die «Unterscheidung der Geister»: Wir spüren rasch, ob jetzt aufbauende oder zerstörerische Kräfte am Werk sind, und können dann beispielsweise noch zur rechten Zeit in einer bedrohlichen Entwicklung «aussteigen» und mit den Ratten das sinkende Schiff verlassen. Wir haben dann, wie man sagt, einen guten «Riecher»; wir sind mit der feinen Spürnase unseres inneren Hundes verbunden, und er beißt uns nicht in unseren Träumen. Aber dies kann man nicht mit dem Verstand lernen, sondern nur durch bewusste Verarbeitung des Lebens. Was wir heute brauchen, sind solche Menschen, die ihr Leben bewusst verarbeiten. Meister Eckehart nannte sie die «Lebemeister», im Gegensatz zu den bloßen «Lesemeistern», die zu jener Zeit mit den überall neu gegründeten Universitäten Überhand zu nehmen begannen.

{482} In diesem Zusammenhang möchte ich drei biblische Betrachtungen zum Heiligen Geist einfügen.

{483} Ich beginne mit dem älteren Schöpfungsbericht, füge daran die Schau vom Neuen Bund beim Propheten Ezechiel und schließe die Meditation mit einem Bild aus dem Neuen Testament.

{484} 1. Mose 2,7: «Da bildete Gott den Menschen aus Erde vom Ackerboden und hauchte ihm Lebensodem in die Nase; so ward der Mensch ein lebendes Wesen.» Was mich an diesem urtümlichen und elementaren Bild beeindruckt, ist sein sicheres Gespür für das Wesentliche. Mit wenigen Strichen wird die Hauptsache skizziert: Der Mensch ist ein lebendiges Wesen. Ob einer lebt oder nicht, spüren wir daran, ob er atmet oder nicht. Der Atem bewegt Brust und Bauch. Er bewegt uns. Er bringt und hält uns in Bewegung. Woher kommt es, dass der Mensch, solange er lebt, in Bewegung ist? Woher kommt das Wunder des Lebens? Verschiedene Zeiten haben diese Grundfrage verschieden beantwortet. Im biblischen Schöpfungsbericht wird gesagt: «Das Wunder des Lebens kommt von Gott.» Nach diesem Bekenntnis ist unser Leben also nicht durch Zufall entstanden; der Urgrund des Lebens ist nicht blinde Willkür, sondern göttlicher Wille. In diesem Bekenntnis ist bereits die ganze Ethik im Keim enthalten: Wenn ein Mensch gottgewollt ist, müssen wir diesem Wunderwerk entsprechend Sorge tragen, und es selber muss sich schöpfungsgemäß verhalten.

{485} Der «Geist», den Gott dem Menschen (Adam = Mensch) einhaucht, heißt in der Sprache des Alten Testamentes auch: «Luftbewegung, Wind, Atem.» Der Atem kann stürmisch gehen oder ein kaum wahrnehmbares Häuchlein sein. So wie der Wind, der über ein Ährenfeld oder über das reife Heugras streicht, dieses bewegt und belebt, so bewegt der Atem einen Menschen. Bewegung und Leben kommen vom Schöpfer. Alles Leben, die ganze mögliche Palette seiner Bewegtheit und Intensität, stammt von ihm - alles, und nicht nur das, was wir mit unserem Idealbild verbinden. Alles, was uns bewegt, hat seinen Urgrund in Gott!

{486} Was mir an diesem Bild aus der Schöpfungsgeschichte gefällt, ist seine Ganzheitlichkeit. Das Leben ist noch nicht zerrissen in eine bessere und eine weniger wertvolle Hälfte, in den «oberen» und den «unteren» Pol. Mit einer natürlichen Selbstverständlichkeit wird die Einheitlichkeit des Lebens geschildert. Von einem manichäischen oder gnostischen Dualismus, von einer leibfeindlichen Einstellung, wie sie tausend Jahre nach der schriftlichen Fixierung dieses Textes sich in der ganzen römischen Antike auszubreiten begann, ist noch gar nichts zu spüren. Das Leben ist hier noch eins, unteilbar, ganz. Als Ganzes kommt es von Gott, der Quelle allen Seins. Alles, was uns bewegt, ist ein Geschenk an uns - wenigstens in seinem Ursprung. Auch die Quelle, mit der unsere Aggressionen und unsere Sexualität gespeist werden, ist göttlichen Ursprungs. Mit unserem bewussten Ich aber müssen wir verantworten, was wir mit dieser ganzheitlichen Lebenskraft machen. Sie ist der GEIST, den uns der Schöpfer einhaucht.

{487} In der Schau vom Neuen Bund beim Propheten Ezechiel wird das Leben bereits nicht mehr so urtümlich elementar und ganzheitlich beurteilt. Es wird davon ausgegangen, dass der Mensch das Leben immer wieder verfehlt, dass er den Bund mit Gott immer wieder bricht. Was kann getan werden, dass der Mensch heil und ganz werden kann, eins mit seinem Schöpfer? Wie kann der Mensch wieder lernen, ursprünglich, originell, schöpfungsgemäß zu leben? Der Prophet Jeremia (Jer. 31,31 ff.) und der Prophet Ezechiel erschauten diese Heilsmöglichkeit erst für die Zukunft. Die Gegenwart erschien ihnen zu dürftig; sie hielten es nicht für möglich, dass der Mensch schon jetzt heil und ganz werden könne. Ezechiel 16,26—27: «Ich werde euch ein neues Herz geben und einen neuen Geist in euer Inneres legen; ich werde das steinerne Herz aus eurem Leibe herausnehmen und euch ein fleischernes Herz geben. Meinen Geist werde ich in euer Inneres legen und machen, dass ihr in meinen Satzungen wandelt und meine Gesetze getreulich erfüllt.»

{488} Wer ist der Mensch mit dem «steinernen Herzen»? Was sind das für Gebote, die auf steinernen Tafeln eingemeißelt sind? Mit dem «Stein» ist die Verhärtung der Herzen gemeint. Der Mensch ist nicht mehr in der Lage, den wahren Sinn der Satzungen Gottes zu erkennen. Vielleicht erfüllt er äußerlich alle in Stein gehauenen Gebote - und verfehlt doch den wahren Sinn des Lebens. Warum? Weil

er hartherzig ist, weil er kein «fleischnes» Herz hat. Worauf zielt denn der tiefere Sinn aller Satzungen Gottes? Doch darauf, Leben zu entfalten, Leben zu fördern, Leben zu ermöglichen. Kreativität ist damit gemeint und nicht hartherzige Einengung des Lebens. Wenn nun die offiziellen Vertreter der Religion und die Gesetzeslehrer diesen tieferen Sinn der Gebote nicht mehr erkennen, pervertieren sie den Glauben in eine Ideologie; der Glaube wird zur «Eva»-Haltung. Demgegenüber müsste der Mensch, so hoffen es die großen Propheten für die Zukunft, so weit kommen, dass er aus dem unmittelbaren Kontakt mit Gott wieder lernt, was dessen Wille ist: Leben zu schaffen und zu mehren. Das ist aber nur möglich in der «Maria»-Haltung, mit der Einstellung des «fleischnen» Herzens. In dieser Einstellung ist GEIST ist uns, und - wie es bei Jeremia heißt -keiner muss uns dann noch belehren, was wir zu tun hätten; denn der Geist selbst ist dann unser Lehrmeister. Dann... Leider wird das erst irgendwann in der Zukunft möglich sein. Erst dann wird der Mensch sein Leben wieder ganz und heil leben können, so, wie es dem ursprünglichen Sinn der Menschenschöpfung entsprechen würde. Das heile Leben - eine hienieden unerfüllbare Utopie? Können wir nie zu einem Leben mit einem «fleischnen» Herzen befreit werden?

{489} Es lässt aufhorchen, wenn wir sehen, wie diese Frage im Johannesevangelium beantwortet wird: «Jetzt es ist möglich, da, nehmt.»

{490} Joh. 20,19-22: «Als es nun an jenem Tage Abend war und dort, wo die Jünger sich aufhielten, die Türen aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus und trat in die Mitte; und er sagt zu ihnen: Friede sei mit euch ... Da wurden die Jünger froh, als sie den Herrn sahen ... Und er hauchte sie an und sagte zu ihnen: Da, empfangt Heiligen Geist.»

{491} Dieser Text greift das Bild der Schöpfungsgeschichte wieder auf und lässt gleichzeitig die Verheißungen der Propheten in Erfüllung gehen. Hier wird der Mensch zum zweiten Mal erschaffen. Er bekommt nun das «fleischnes» Herz und den neuen Geist, um den im bekannten Psalmwort gebetet wird. «Da, nehmt...» Das Heil ist nun da. Gegenwart!

{492} Jesus brauchte dazu keine neuen Gesetze, keine Bücher, keine Doktrin. Er lehrte seine Freunde, aus dem selbsterlebten zu schöpfen. Dies bewirkte, dass das Urchristentum unheimlich kreativ war - bis die werdende Großkirche frühkatholischer Prägung den religiösen «Wildwuchs» auszujäten begann...

{493} Mit dem «fleischnen» Herzen hat Jesus verschlossene Türen geöffnet. Wie oft mauern wir uns gegen Mitmenschen ein und bekommen dadurch ein verhärtetes Herz? Jesus schreitet durch verschlossene Türen. Diesen guten Geist haben wir auch in uns. Hören wir auf seine Stimme? Nehmen wir den Geist, der da

ist, der uns im Leben Jesu und anderer vor Augen liegt; nehmen wir diesen Geist, und lassen wir uns von ihm zu Menschen machen, die ein «fleischartiges» Herz haben?

{494} Indem Joh. 20 auf die Schöpfungsgeschichte in 1. Mose 2 zurückgreift, verbindet er die 1. und die 2. Schöpfung des Menschen, und dadurch wird das Leben ganz und heil. Das Natürliche und Kreatürliche werden verbunden mit dem Geist und der Kultur. Der Riss zwischen Geist und Fleisch wird geheilt. 1. und 2. Schöpfung gehören wieder zusammen. Der gnostische Dualismus wird durch den Bezug auf die Schöpfungsgeschichte im Alten Testament überwunden. Das geistliche und das leibliche Leben gehören wieder zusammen. Sie fließen wieder aus derselben Quelle, aus Gott, der nicht nur einmal schafft, sondern eine nie zu fließen aufgehörende Quelle neuen Lebens ist.

{495} Im Schöpfungsbericht am Anfang der Bibel schafft Gottes Geist alles Leben. Ganz am Schluss der Bibel stehen die Worte: «Siehe, ich mache alles neu.» So wird die erste Schöpfung mit der Zweiten verbunden, das Leibliche mit dem Geistigen. Das «fleischartige» Herz ist mit «Maria» offen für alle Impulse neuen Lebens, während «Eva» und das «steinernes» Herz sich gegen schöpferische Impulse verschließen. Maria aber bleibt der Bewegung des Lebens auf der Spur, während die gespürte Eva sich in ihrer Unbeweglichkeit einmauert.

{496} Vielleicht konnte ich mit diesen biblischen Betrachtungen deutlich machen, was ich unter dem GEIST verstehe, der aus dem du fließt, aus der uns meist verborgenen Mitte unseres Seins.

{497} Die archaische Formulierung, dass der Heilige Geist uns zur Auferstehung von den Toten und zum ewigen Leben führe, ist seinerzeit richtig und zutreffend gewesen. Ein Leben aus der schöpferischen Tiefe ist wirklich das «wahre Leben», neben dem das Fassadenleben wie ein Schattendasein Halbtoter erscheint. So rief 1917 ein russisch-orthodoxer Bischof, der vom fanatisierten Pöbel exekutiert wurde, seinen Mördern zu: «Lebt wohl, ihr Toten, ich gehe nun zu den Lebenden!»

{498} Auf dem Weg zum wahren Leben brauchen wir aber die Hilfe unserer Mitmenschen; denn der Mensch ist, wie schon der griechische Philosoph Aristoteles sagte, ein soziales Lebewesen und kann sich nicht als Eigenbrötler verwirklichen. Er braucht Mit-Menschen. Die einzige Hilfe zum wahren Leben war nach der Auffassung der christlichen Kirche einst die «heilige allumfassende Kirche» und vornehmlich deren zwei Hauptsakramente, die Taufe («Vergebung der Sünden») und das Mahl («Gemeinschaft der Heiligen»). Was es heute damit auf sich hat, soll zum Schluss dieses Buches noch kurz untersucht werden.

{499} «Ich glaube an den Heiligen Geist» bedeutet in unserem Zeitalter: «Ich vertraue auf meinen inneren Meister.» Dieses Vertrauen wurde einst «Glaubensgewissheit» genannt. Wir können es auch als «Gottvertrauen» bezeichnen. Wer gelernt hat, auf die «Stimme aus der Mitte» zu achten, der wird im Laufe der Zeit immer mehr davon überzeugt, dass darauf wirklich Verlass ist.

«... die heilige allumfassende Kirche...»

{500} Mancher Zeitgenosse stößt sich daran, dass sich die Kirche so wichtig nimmt und behauptet, ohne sie könne der Mensch nicht zum Heil gelangen. In der Tat tönt eine solche Formulierung nach Größenwahn und scheint mit der christlichen Forderung der Demut und Bescheidenheit nicht übereinzustimmen. Wir müssen der Kirche aber zugute halten, dass ihre Behauptung, es gebe für diejenigen kein Heil, die ihr nicht angehören, in erster Linie nicht auf den Größenwahn ihrer Repräsentanten, sondern auf das archaisch-konkretistische Denken selbst zurückzuführen ist, das in sich zwar logisch funktioniert, nach heutiger Erkenntnis aber von falschen Voraussetzungen ausgeht (freilich kann der für archaisches Empfinden logische Schluss der Heilsnotwendigkeit der Kirche nachträglich die latent überall vorhandene Machtgier des Menschen noch fördern!). Was soeben gesagt wurde, soll nun verdeutlicht werden, indem wir uns die traditionelle Lehre der Kirche kurz vor Augen führen. Wie kam die Kirche dazu, zu behaupten, außerhalb ihrer könne es kein Heil geben (*extra ecclesiam nulla salus*)? Ich fasse diese Lehre zusammen:

{501} Nach katholischer Auffassung ist die größte der Gaben Gottes an die Welt, die Gabe aller Gaben, der Sohn. Denn im Leben dieses Sohnes war der Heilige Geist besonders konzentriert anwesend: In der Taufe Jesu, wo sich über dem Gottessohn der Himmel geöffnet hat und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam, verbunden mit den himmlischen (schon bei der Amtseinssetzung des altägyptischen Pharaos erklingenden) Worten: «Du bist mein geliebter Sohn.» (Nach anderen Überlieferungen geschah dies bei der jungfräulichen Empfängnis Marias.) Später war der Heilige Geist in den Wundertaten Jesu wirksam, die als Eingriffe aus dem Jenseits verstanden wurden. Den Abschluss dieser Geistwirkungen bildeten die Auferweckung Jesu von den Toten, seine Himmelfahrt und die Ausgießung des Heiligen Geistes an Pfingsten.

{502} Nach archaisch-konkretistischer Auffassung ist dies alles aber «draußen» geschehen und war darum höchstens für die damals Mitbeteiligten wirksam. Für die später Geborenen aber wäre dies alles vergeblich geschehen, wenn es nicht irgendwo aufbewahrt werden und in seiner Heilsbedeutung immer wieder neu vergegenwärtigt werden könnte, und zwar so, dass das Heil «realpräsent» da ist, handgreiflich (und nicht etwa nur symbolisch!). Wo aber ist dies der Fall? In der Kirche und ihren Sakramenten- und sonst nirgends.

{503} So wird heute noch von der katholischen Kirche formuliert: «Die Kirche ist das Sakrament, das umfassende und von Jesus Christus selbst eingesetzte Heilszeichen, und in den einzelnen Sakramenten, welche die Kirche spendet, sind Gott-Vater und -Sohn im Heiligen Geist anwesend. So ist die Kirche Keim und Anfang des Reiches Gottes auf Erden, das Ackerfeld Gottes, sein Haus, seine Familie, sein Volk, seine Herde, der Leib oder die Braut Christi, der Tempel des Heiligen Geistes, worin die Gläubigen zu geistlichen Menschen gewandelt werden, geheiligt, ausgesondert aus der bloß materiellen Welt, teilhaftig derer, die seit allen Zeiten und überall in der Welt durch das Wirken des Heiligen Geistes geheiligt wurden» (zitiert nach dem Kath. Erwachsenen-Katechismus, Köln 1985).

{504} Wenn man das Heilsdrama archaisch-konkretistisch auffasst, muss man unweigerlich zum Schluss kommen, dass es außerhalb der Kirche kein Heil geben könne; denn nirgends sonst wird das Heilsdrama wirklich «realpräsent» als in der katholischen Kirche; sie allein verfügt über die apostolische Sukzession ihrer Würdenträger, dank deren «Mächtigkeit» die Realpräsenz des Heils garantiert wird. Dieser Schluss ist zwingend. Wenn man das Heilsgeschehen archaisch-konkretistisch deutet, muss man zu diesem Ergebnis kommen. Die katholische Kirche ist innerhalb des archaischen Weltbildes die rechtmäßige Verwalterin des Heils.

{505} Durch die symbolische Interpretation des Mythos wird nun jeder Institution die Heilsverwaltung abgesprochen. Die Idee der Realpräsenz des Göttlichen in einem Ritual wird hinfällig. Das «Zurückholen» der archaischen Sichtweise hat für die Lehre von der Kirche die Bedeutung einer kopernikanischen Wende: Indem das eigene du und der göttliche Funke, der Christus in mir, nicht mehr auf die Kirche und ihre Sakramente projiziert und dort als «realpräsent» geglaubt wird, erfolgt eine kopernikanische Wende in der Sicht der Dinge, eine ganz neue Optik. Die Entdeckungen der Tiefenpsychologie haben einen ähnlichen Wandel in der Vorstellung bewirkt wie seinerzeit die Entdeckungen des Kopernikus: Die Diskussionsgegenstände (Sonne und Erde bzw. Kirche und Gläubige) bleiben natürlich weiterhin bestehen, werden einander aber neu zugeordnet. So wie nach Kopernikus fortan nicht mehr die Sonne um die Erde rotierte, sondern umgekehrt die Erde um die Sonne, so ist nun fortan Dreh- und Angelpunkt des Religiösen nicht mehr die Kirche mit ihren Sakramenten, um welche die Gläubigen zu kreisen hätten, sondern umgekehrt das Du, dem fortan die Kirche zu dienen hat. Es geht darum, dass sich das Ich aus dem du erneuert. Diesen schöpferischen Prozess haben die Riten der Kirchen künftig zu fördern. Durch die kopernikanische Wende wird das Heil unverfügbar; denn der Individuationsprozess kann ja nicht vom tüchtigen homo faber selber gemacht werden, sondern setzt die «Maria»-Haltung voraus, das unverfügbare Geschehen-lassen-Können. Ich glaube, es war ein Hauptanliegen der Reformatoren, diese Unverfügbarkeit des Heils ganz besonders zu betonen. Künftig wird keine Institution mehr für sich in Anspruch neh-

men können, das Heil realpräsent zu machen. «Realpräsent» ist nur noch das persönliche Heilserlebnis des Gläubigen, seine eigene Erfahrung, dass sein Ich mit seinem Seelengrund verbunden wird. Diese Erfahrung ist aber nicht machbar, sondern nur als Geschenk erlebbar. Darum kann kein Ritus an sich das Heil in sich realpräsent enthalten, sondern bloß Diener des Heilserlebnisses sein. Wenn mich beispielsweise das Messopfer tief ergreift, so liegt das nicht daran, dass Christus realpräsent im gewandelten Brotwäre, sondern daran, dass der kirchliche Ritus meinen inneren Meister auf den Plan gerufen hat, und von innen her werde ich in eine heilige Stimmung versetzt, die mich erneuert. Die kopernikanische Wende in der Auffassung vom Gläubigen und der Kirche will so wenig die Kirche abschaffen, wie Kopernikus die Erde abschaffen wollte. Aber so wenig wie die Erde Mittelpunkt des Alls bleiben konnte, so wenig kann die Kirche mit ihren Sakramenten der Mittelpunkt des Religiösen bleiben, um den sich alles zu drehen hat. Sondern so wie der Papst alljährlich die Zeremonie der Fußwaschung zelebriert, so soll die Kirche den Gläubigen dienen, indem sie ihnen hilft, den Weg zu finden, auf welchem Ich und du fruchtbar verbunden werden. Ich bin mir natürlich bewusst, dass die päpstliche Glaubenskongregation an dieser neuen Optik unmöglich Freude haben kann; aber die neue Optik wird sich dennoch durchsetzen, so wie sich die Erde auch nach Galileis Widerruf trotzdem noch um die Sonne gedreht hat: «Eppure si muove!»

{506} Die Kirche der Zukunft wird ein «Haus der Begegnung» sein, wo Menschen einander im ehrlichen Gespräch und in der Auseinandersetzung mit der spirituellen Tradition begleiten. Die Kirche der Zukunft ist keine triumphale Heilsanstalt mehr, wo das Heil dank der archaischen «Mächtigkeit» der Priester realpräsent wird. Wenn ich die kolossalen Marmorsäulen des Petersdomes zu Rom betrachte, dann glaube ich zu spüren, dass diese länger bestehen bleiben als der archaische Triumphalismus der allein selig machenden Kirche...

{507} Mit dem symbolischen Verständnis des Religiösen fällt auch die Heilsnotwendigkeit der gesamten hierarchischen Struktur der Kirche, der apostolischen Sukzession der Würdenträger sowie des päpstlichen Lehramtes auf dem Stuhle Petri als des Stellvertreters Christi dahin. Die Organisation der Kirche wird künftig nur noch ein rein «weltliches» Problem sein, nämlich die Frage, mit welcher organisatorischen Struktur eine religiöse Gemeinschaft am besten funktionieren könne. Für die Einrichtung des kirchlichen Lehramtes und die dogmatische Unfehlbarkeit des Nachfolgers Christi gilt natürlich Ähnliches. Musste im archaischen Verständnis des Glaubens theologisch nachgeprüft werden, ob eine Glaubensaussage mit der «reinen Lehre der Apostel» übereinstimme, so muss künftig jeder Einzelne - im ehrlichen Gespräch mit anderen und in der Auseinandersetzung mit der religiösen Tradition - an sich selber nachprüfen, was ihm hilft, den Weg zur Mitte zu finden, und was nicht. Es wird künf-

tig keine eng formulierte objektiv richtige Lehre mehr geben, sondern nur gemeinsame Grundzüge, die aber individuell variieren. Das Kriterium für die «Rechtgläubigkeit» wird nicht mehr die Übereinstimmung mit archaisch-konkretistisch verstandenen Dogmen sein, sondern die Nachprüfbarkeit und Erlebbarkeit von Glaubensaussagen.

{508} Der «rechte Glaube» wäre also derjenige, der persönlich nachvollziehbar und erlebbar ist. Dies ist allerdings eine gewagte Formulierung. Denn erfahrungsgemäß erscheint einem ja immer das am Glauben als besonders bedeutsam, was dem Stand der eigenen Reife entspricht. Zum «rechten Glauben» kommen, ist ein lebenslanger Prozess, ein ständiges Weiterschreiten. Es ist also fast nicht möglich, diesen «rechten Glauben» allgemein verbindlich zu formulieren. Im ehrlichen Gespräch mit anderen, im Zwiegespräch mit einem Reiferen, in der Auseinandersetzung mit der spirituellen Tradition können wir von Mal zu Mal unseren «rechten» Standort erspüren. Wir können uns nicht mehr «Eva»-gemäß hinter der Orthodoxie einer Institution verschanzen. Wir müssen lernen, uns der Führung durch das Du anzuvertrauen: Der «Christus in mir» wird zu meinem Führer und mein Ich zu seinem «Stellvertreter» - der aber viel bescheidener auftreten sollte als der Stellvertreter Christi in Rom, weil wir wirklich keinen Grund haben, uns etwas auf unsere kirchliche Tradition einzubilden. Wir sind alle, mehr oder weniger, schlechte Stellvertreter des du.

{509} Was früher die Kirche war, wird künftig der «Maria»-Aspekt unserer Seele sein:»das Ackerfeld Gottes«, «die Braut Christi», «der Tempel des Heiligen Geistes» usw. Dies verwirklicht sich natürlich nicht in einem eigenbrötlerisch gelebten Leben. Der Vorwurf, ein Leben aus der Mitte sei bloß «egoistische Pflege des eigenen Seelengärtleins» oder «fromme Nabelschau», ist ein gründliches Missverständnis und beruht auf Unkenntnis der Tatsachen. Wenn die Bibel betont, Moses habe seine Gebote von Gott erhalten, dann bedeutet das, dass das Du unser Ich dazu anhalten will, mitmenschlicher zu werden. Kein Mensch, der aus seiner Kernschicht lebt, ist unmenschlich. Unmenschlich machen uns aber die Ichzentriertheit und die ungelösten Komplexe. Sich selber werden heißt menschlicher und natürlicher werden. Der Glaube ist nach der Rücknahme der Projektion des Heils auf die Kirche in ein Stadium getreten, wo man nicht mehr irgendetwas «draußen» glauben muss, sondern wo jedermann mit gutem Willen an sich selber nachprüfen kann, ob ihm eine Aussage in seiner geistigen Entwicklung und Reifung weiterhilft oder nicht.

{510} In diesem Zusammenhang möchte ich etwas zum so genannten «Glaubensgehorsam» sagen. Im archaischen Verständnis des Glaubens bestand der Glaube darin, dass man viele Dinge, die uns unmöglich scheinen, einfach glauben musste; wer sie nicht zu glauben vermochte, wurde als ein «ungläubiger Thomas» bezeichnet und oft mit sehr unchristlichen Mitteln aus der Gemeinschaft

der Rechtgläubigen ausgestoßen, «dem Satan übergeben» (wie Paulus einmal formuliert). Solche Ungläubige wurden meist auch moralisch verdächtigt, also mit primitiven Schattenprojektionen überhäuft; denn wer nicht glaubt, steht möglicherweise unter dem Einfluss des Teufels, und diesem ist bekanntlich alles zuzutrauen... In diesem Punkt haben die braven und rechtgläubigen «Eva»-Christen schon unzählige niederträchtige Gemeinheiten begangen. Im Namen der Orthodoxie, der Rechtgläubigkeit, verfolgten sie Andersdenkende, projizierten ihre eigene minderwertige Seite auf sie - und wähten auch noch, im Recht zu sein!

{511} Mit dem symbolischen Verständnis der Mythen fällt der Glaubenszwang mit seinen unmenschlichen Folgen der Orthodoxie und der Verfolgung der «Ungläubigen» völlig weg. Es braucht nun kein «sacrificium intellectus», kein Opfer der eigenen Vernunft mehr. Vom Intellektuellen her gibt es keine Hindernisse mehr gegen den Glauben. Das ist der große Vorteil der symbolischen Deutung der Mythen für den heutigen Menschen. Das intellektuelle Ärgernis fällt dahin. Trotzdem aber sind viele Archaiker nicht bereit, das konkretistische Verständnis der Mythen gegen das symbolische auszutauschen. Ich konnte das lange Zeit nicht verstehen, bis mir die folgende Begebenheit die Augen dafür geöffnet hat:

{512} Vor einigen Jahren besprachen wir in einer Vorbereitungsstunde für Sonntagsschulhelfer in der Adventszeit die Geburtsgeschichte Jesu. Ich wies auf die unterschiedliche Quellenlage hin und sagte ganz unbekümmert, man könne die jungfräuliche Zeugung natürlich auch symbolisch deuten. Einigen leuchtete das ein, andere aber widersprachen aufs heftigste. Eine Frau konnte sogar in der nächsten Nacht nicht schlafen! Die daran anknüpfende lange Diskussion kam schließlich an einen Punkt, wo ich mich geschlagen geben musste. Jemand sagte nämlich treffend: «Wissen Sie, jetzt haben wir uns das ganze Leben lang Mühe gegeben, diese schwer verständlichen Wunder zu glauben, und es hat uns eine solche Anstrengung gekostet, bis wir unsere Zweifel endlich besiegt hatten, dass wir jetzt nicht nochmals von vorn beginnen!» Dagegen konnte ich wirklich nichts mehr sagen. Wir einigten uns immerhin darauf, gegenseitig tolerant zu bleiben. Das symbolische Verständnis der Mythen soll niemandem aufgezwungen werden. Wer als Archaiker zurechtkommt, möge mit bestem Gewissen bei seinem Standpunkt bleiben.

{513} Aus dem archaischen Glauben wird durch das symbolische Verständnis der Mythen etwas Inneres, das ich in mir selber (sofern ich guten Willens bin) erfahren kann. Der Glaube tritt somit ins Stadium der Erfahrbarkeit, der Empirie, ein. Der Glaube wird am eigenen Inneren nachprüfbar. Das Stichwort «Gotteserfahrung» wird nun ganz wichtig. Aber es geht nicht darum, dicke Bücher zu diesem Thema zu schreiben, sondern es schweigend und nach innen hörend zu erleben.

Theologie wird künftig wesentlich eine Erfahrungswissenschaft werden, welche das Glaubensgut als Symbol für die Erfahrung unseres tieferen Wesens deutet. Damit ist der Brückenschlag zur Tiefenpsychologie vollzogen.

{514} Man darf aber nicht meinen, dass durch den Wegfall des intellektuellen Ärgernisses am Glauben der Glaube als solcher, der Akt des Gottvertrauens, einfacher werde. Der Glaube als Akt des Vertrauens auf Gott bleibt genauso unverfügbar wie in der archaischen Zeit. Er bleibt das kostbare Kleinod, das es im ganzen Leben immer wieder neu zu suchen gilt, weil wir es nie besitzen können, sondern immer nur leihweise geschenkt bekommen.

{515} Noch etwas wird durch das symbolische Verständnis der Mythen erreicht: Nun wird endlich die Kopflastigkeit des Glaubens überwunden. Der Glaube betrifft nun nicht mehr wunderhafte Dinge außerhalb meiner selbst, die ich intellektuell glauben muss; Glaubenssachen sind nicht mehr «draußen», sondern haben immer mit mir zu tun, so wie das beim Akt des Gottvertrauens schon immer der Fall war. So wird mein Inneres mitbeteiligt, wenn es um Glaubenssachen geht. Somit kann der Glaube vom Persönlichen nicht mehr abgespalten werden! Man kann künftig nicht mehr fromme Bekenntnisse aufsagen, brav orthodox als «Eva»-Christ, und innerlich gar nicht spüren, worum es eigentlich geht. Eine Glaubensaussage kann nicht mehr von mir selber abgetrennt werden, und so wird sich auch die Gefahr des «Pharisäismus», der reinen Lippenbekenntnisse, der Doppelbödigkeit und Heuchelei, merklich verringern. So wird die Kluft zwischen Kopf und Herz überbrückt, umso besser, je schöner die Auslegung und die verständnisvolle Aneignung des Mythos gelingt. Das Heldentum im Glauben besteht nicht mehr darin, dass man seine eigene Vernunft opfert. Im Gegenteil: Es wird gerade die eigene Einsicht und die Mitbeteiligung der eigenen Gefühle gefordert! Ohne Einsicht, was die betreffende mythische Aussage in mir berührt, ist alles nichts wert. Der Glaube ist nicht mehr «draußen», sondern «drinnen». Der Glaubensheld ist nun der, der es wagt, auf Gott zu vertrauen und in dieser Echtheit und Originalität zu leben, als «Maria»-Mensch, im echten Gespräch mit seinen Mitmenschen.

{516} Solche Aussagen können als utopisch bezeichnet werden. Man kann dagegen einwenden, der Mensch sei mehrheitlich ein Herdenwesen und gewöhnt, hinter den anderen herzugehen, und folglich brauche die Herde auch Hirten, die für die große Masse der Schafe bestimmen, wo der Weg hindurchführen soll. Daran ist natürlich etwas Richtiges. Sicherlich braucht der Mensch, besonders als Kind, sodann aber auch in seinen Lehr- und Wanderjahren - abgekürzt: in seiner ersten Lebenshälfte - Anleitung und Weisung durch solche, die schon weiter fortgeschritten sind als er. Jeder braucht seinen Meister; in der ersten Lebenshälfte sind das äußere Meister, später wird es immer mehr der eigene innere Meister sein. Nun ist aber der gute Meister jener, der seine Schüler anleitet, aus der eigenen

Tiefe leben zu lernen; ein guter Meister bindet die Schüler nicht an sich und seine Lehre, sodass mit der Zeit auch der Schüler ein Meister wird, der aus dem eigenen Selbst zu schöpfen versucht, aus dem innersten du.

{517} Nun sei noch die Frage berührt, ob es wohl jemals eine «allumfassende», weltweite Kirche geben werde, wie der Text des Credos festhält. Nach dem archaischen Verständnis‘ des christlichen Mythos muss das natürlich so sein, wenn Gott, welcher der Vater aller Menschen ist, uns seinen einzigen Sohn zu unserer Rettung sendet und wenn das Heil nur durch die Kirche vermittelt werden kann. Aber die eigentliche weltumspannende «Kirche» der Zukunft wird wohl eher die unsichtbare Gemeinschaft derer sein, die versuchen, echt religiös zu leben. Zur Pflege des Religiösen wird man auch in Zukunft Institutionen, schöne Räume und feierliche Zeremonien brauchen. Denn alles braucht zu seiner Entfaltung auch eine äußere Gestalt.

{518} «... die heilige allumfassende Kirche...» ist demgemäß: «... die freie Gemeinschaft derer, die miteinander auf dem Wege sind, echt religiös leben zu lernen ...»

{519} Im Blick auf die Vergangenheit habe ich davon gesprochen, dass die römisch-katholische Kirche bei uns die rechtmäßige Verwalterin des christlichen Heilsgutes war. Dies bleibt, solange wir echt archaisch denken. Im Blick auf die Zukunft habe ich von einer «freien Gemeinschaft derer» gesprochen, «die miteinander auf dem Wege sind, echt religiös leben zu lernen»; diese zukünftige Kirche wird mehr eine unsichtbare als eine sichtbare Kirche sein. Nun erhebt sich aber die Frage, ob es denn zwischen der archaischen Vergangenheit und der utopischen Zukunft nicht noch Zwischenglieder gebe, die sich irgendwo in der Mitte zwischen beiden Extremen befinden.

{520} Im Blick auf die Kirche, der ich selber angehöre, möchte ich sagen, dass die reformierte Kirche für mich ein solches Zwischenglied darstellt. Die reformierte Kirche war von Anfang an nicht mehr «waschecht» archaisch, sondern zeigte schon im 16. Jahrhundert Ansätze zu einem auch heute noch zeitgemäßen Glauben. Für mich sind die Reformbewegungen am Anfang des 16. Jahrhunderts, die leider zur Absplitterung der reformierten Kirchen von der Gesamtkirche führten, echte Versuche, das archaische Denkmuster in der Religion zu durchstoßen. Leider aber ist es dann bei ersten Versuchen geblieben, und man blieb in verheißungsvollen Ansätzen stecken. Es war damals zu gefährlich, noch weiter zu gehen.

{521} Ein wegweisend neues Verständnis des Religiösen brachten damals vor allem zwei reformatorische Grundsätze, und zu ihnen gesellte sich das Prinzip der «ecclesia semper reformanda» (die Kirche muss sich stets erneuern).

{522} Der erste reformatorische Grundsatz lautete: «Jeder Glaubende ein Priester!» Dieses zentrale Motto war natürlich der Totengräber der archaischen Heilsverwaltung durch die Kirche. Dadurch geriet das ganze hierarchische Gefüge der Kirche ins Wanken, und die Übertragung des Heiligen Geistes durch die Apostolische Sukzession in der römisch-katholischen Kirche wurde unnötig, weil der Heilige Geist nun wehte, wo er wollte: nämlich auch außerhalb der Kirchenmauern.

{523} Einen zweiten reformatorischen Grundsatz, der mit dem ersten zusammenhängt, finde ich in der Sakramentenlehre von H. Zwingli: Für Zwingli wurde das Heil unmittelbar durch den Geist Gottes gewirkt, der in keiner Weise an die von der Kirche gespendeten Sakramente gebunden war. Das Heil war für ihn nicht mehr in den Sakramenten drin. Er bezeichnete die Sakramente (Taufe und Abendmahl) lediglich als Hinweise, als Zeichen für das Heil. Bei der Feier des Abendmahles etwa ist Christus nicht mehr als in Brot und Wein «realpräsent» anwesend zu denken; nicht weil Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi gewandelt worden wären, ist nach Zwingli das Heil anwesend, sondern dann, wenn der Heilige Geist in einem Gläubigen anwesend ist; dann wird dieser erleuchtet und kann im gewöhnlichen Brot und Wein ein Bild, ein Symbol, ein Zeichen der Erinnerung an den Sühnetod Jesu sehen. Aber dieses «Sehen» ist ein «Sehen des Glaubens», ein «Sehen im Geist».

{524} Es ist deutlich, dass die Heilswirkung für Zwingli ein Vorgang ist, der ohne die von der Kirche rechtmäßig verwalteten und gespendeten Sakramente zu Stande kommt, bei denen das Heil außen «realpräsent» vorhanden sein soll. In seiner Sakramentenlehre hat Zwingli den archaischen Konkretismus überwunden. Für ihn wird das Heil, ohne Sakramente, innen im Geist erfahrbar. Grundsätzlich wird die Kirche für Zwingli von all denen gebildet, welche das Heil im Geiste erfahren. Da dieser Grundsatz aber allem Schwärmertum Tür und Tor öffnete, musste Zwingli seine Auffassung später teilweise wieder zurücknehmen. Zwinglis ursprüngliche Ansicht hätte zur Konsequenz geführt, dass das archaische Vorrecht der Kirche auf die Heilsverwaltung total aus den Angeln gehoben worden wäre. Damit wäre der einzelne von seiner Kirche gänzlich «heilsunabhängig» geworden; dies in die Tat umzusetzen, war damals unmöglich. Die vielen unmündigen Schafe brauchten Hirten.

{525} Dieser Ansatz Zwinglis ließ sich leider nicht durchführen. Er blieb Utopie. Ein unkontrollierbares religiöses Schwärmertum drohte bald die religiöse Ordnung zu zerstören. So mussten die ansatzweise mutig geöffneten Schleusen der religiösen Mündigkeit rasch wieder geschlossen werden. Um dem Chaos zu wehren, wurde auch auf reformierter Seite ein Lehramt eingerichtet, der Glaube exakt definiert, ein «Eva»-Werk, und die kirchlichen Ämter sorgten dafür, dass das religiöse Leben nie mehr außer Rand und Band gerate. Die Zeit der Orthodoxie be-

gann. Der Schrecken vor allzu viel Neuerung steckte einem noch in den Knochen; man hatte das Gefühl, nun sei genug reformiert worden. Das Prinzip der «ecclesia semper reformanda» geriet in Vergessenheit; man rezitierte es nur noch bei Gedächtnisfeiern der Reformation ...

{526} Je nachdem, aus welchem Gesichtswinkel man die reformatorischen Ansätze Zwinglis in der Lehre von der Kirche betrachtet,

{527} - ecclesia semper reformanda

{528} - jeder Glaubende ein Priester

{529} - die äußere Realpräsenz des Heils in den Sakramenten wird zum unverfügbaren inneren Geist-Erlebnis

{530} gelangt man zu anderen praktischen Schlüssen:

{531} Wer einer Utopie nachträumt, wird diese Ansätze sehr ernst nehmen und in Zwingli einen Vorläufer jener Ansichten sehen, die ich soeben dargestellt habe: die Kirche der Zukunft wird eine freie Gemeinschaft all derer auf unserem Globus sein, die miteinander auf dem Wege sind, echt religiös leben zu lernen. Wer hingegen die gegenwärtige Realität ernst nimmt, muss hier einwenden: «Halt, das geht zu weit - unser Gott ist auch ein Gott der Ordnung! Das Volk ist religiös immer noch sehr unterentwickelt und braucht Führung.» Ich muss sagen, dass ich beide Seiten verstehe, wenn auch mein Herz mehr von der Utopie fasziniert ist. Es ist zu hoffen, dass heute ein bisschen mehr von «Maria» Platz hat in unserer Kirche als im 16. Jahrhundert. Unsere evangelisch-reformierte Landeskirche (des Kantons Zürich) ist bekannt für ihr weites Dach, unter dem verschiedenste Vögel sich einnisten können. Dank ihrem demokratischen Aufbau ist sie «volksnah», und darum kann ich mich wohl fühlen darin. Meine Ansichten sind zwar sehr progressiv; aber da ich mich bemühe, nicht fanatisch zu sein, kann ich auch mit anderen Glaubensrichtungen zusammen Platz finden im Tempel dessen, der sagt: «In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.»

{532} Nun möchte ich noch kurz etwas zu den Kirchenräumen sagen. Auch religiöse Gemeinschaften der Zukunft sollten für ihre Feiern Räumlichkeiten besitzen, die eine religiöse Atmosphäre ausstrahlen. Das Licht muss nicht gerade mystischviolett, sollte aber doch gedämpft sein, um das «innere Sehen» anzuregen, und der Raum sollte mit religiösen Symbolen geschmückt sein, welche die Feiernden anregen, sich mit ihrer eigenen inneren Symbolwelt zu verbinden. Aus dieser Rückverbindung mit dem eigenen Ursprung schöpfen wir neue Kraft für den Alltag. Der Raum sollte für religiöse Feiern reserviert bleiben; in einer polyvalenten Mehrzweckhalle werden wir durch all die anderen Erlebnisse, die wir dort hatten, zu sehr von einer tiefen Sammlung abgelenkt.

{533} Es ist interessant zu beobachten, wie seit einigen Jahrzehnten die reformierten Kirchen, die vor 450 Jahren von allem Bilderschmuck «gereinigt» wurden, nun immer mehr mit Bildern versehen werden, während die katholischen Kirchen, die neu errichtet werden, in ihrer Ausstattung oft puritanisch karg sind! Die reformierte Bilderstürmerei, die heute beklagt wird, diente einst der Überwindung des archaischen Konkretismus: man wollte dem ungebildeten Volk sagen: «So konkret darf man sich Gott, Himmel und Hölle nicht vorstellen. Gott übersteigt alle menschlichen Vorstellungen.» So wurden die Bilder der metaphysischen Welt übertüncht. Das war einerseits eine große Befreiung; aber im Laufe der Jahrhunderte rückte Gott immer mehr in die Ferne, und heute empfinden die meisten Leute die weißgetünchten Wände der reformierten Kirchen als kalt und nichts sagend. Nun muss wieder ein «Sohn» gefunden werden, der den fernen Gott zu uns Menschen bringt, und diesen «Sohn», die Brücke zwischen Gott und Mensch, sollen die Bilder und Symbole bilden, die uns mit unserem schöpferischen Urgrund verbinden.

{534} Da heute das Verständnis für die Symbolik zunimmt, besteht keine Gefahr mehr, dass religiöse Bilder krass archaisch-konkretistisch verstanden werden. Man muss heute also nicht mehr übertünchen, sondern nur neu deuten. Es ist zu hoffen, dass die verbreitete puritanische Phase im katholischen Kirchenbau sich bald ihrem Ende zuneigt. Religiöse Symbole bildhaft und architektonisch darzustellen, sodass sie den heutigen Menschen in seiner Tiefe erreichen, wäre doch eine schöne und wertvolle Aufgabe.

{535} Ein letztes Wort, in aller Kürze, möchte ich noch zur Ausbildung der in den religiösen Gemeinschaften Verantwortlichen sagen. Das programmatische Wort «Jedermann ein Priester!» darf natürlich nicht als Feststellung verstanden werden, wie wenn jeder Mensch die Fähigkeit hätte, andere religiös zu begleiten oder gar zu führen. Aber es meint, jeder Mensch, der die religiösen Begabungen zu diesem Amt mitbringt, sollte sie entfalten dürfen und die entsprechende Verantwortung übernehmen können. Es wird auch in diesem Bereich des Lebens immer Führer(innen) und Geführte geben. Menschen, die zu ihrer Seelentiefe einen guten und solche, die dazu einen schlechten Zugang haben. Das ist eine Sache der natürlichen Begabung und der Förderung dieses Talentes.

{536} Wie aber können diese Talente wirklich gefördert werden? Im Christentum hat sich mit dem Aufkommen der Universitäten das intellektualistische Missverständnis des Glaubens zusehends vertieft. Seit dem Ende des Mittelalters, seit es Universitäten gibt, ist das Studium der Theologie immer mehr eine Sache des Kopfes geworden: Indem man die ganze religiöse Tradition auswendig lernt, eignet man sich den Glauben an. Mit Worten weiß man bestens Bescheid. Aber ob man wirklich erfahren hat, was «Gnade», «Bund», «Gericht», «Erlösung», «Sünde», «Gottferne», «Gott in uns», «Mächte der Finsternis», «Vergebung» etc.

etc. bedeuten, wie diese Begriffe sich von innen her anfühlen, das spielt in der akademischen Theologenausbildung keine Rolle. Man lernt lediglich, «rechtgläubig» darüber zu reden. Dass man das lernt, ist zwar in Ordnung; aber es fehlt als Ergänzung die religiöse Erfahrung. Es ist wie beim Studium der Psychologie, das in akademischen Trockenübungen besteht. Ich hatte schon einige Studenten der Psychologie kurz vor ihrem akademischen Abschluss in Analyse; sie hatten keine Ahnung davon, wie man mit eigenen Träumen, Fantasien und Stimmungen umgehen sollte, konnten aber theoretisch schön darüber reden ...

{537} Heute gehört aber zu einer Psychotherapeutenausbildung nicht nur ein fundiertes theoretisches Wissen, sondern eine bei erfahrenen Therapeuten gemachte Selbstanalyse sowie eine intensiv durchgeführte Kontrolle der praktischen Arbeit des «Gesellen». Der Weg zur «Meisterprüfung» sieht so aus: Die «Lehrzeit» umfasst die theoretische Ausbildung und die Selbstanalyse, und die «Gesellenzeit» ist die Zeit, in der ein Anfänger noch unter Kontrolle arbeiten muss.

{538} In diese Richtung müsste sich auch die Ausbildung von Theologen entwickeln. Was jetzt an den Universitäten geschieht, ist erst die eine Hälfte der «Lehrzeit»: das, was mit dem Kopf gelernt werden kann. Wie sich das alles, was da in den Kopf hineingegeben wird, mit dem Herzen anfühlt, das müsste unbedingt ergänzend dazukommen. Das heißt, dass jeder Student seinen eigenen «Spiritual» bekommen müsste, der ihn auf seinem inneren Weg begleitet. Wo aber sollen diese geistlichen Seelenführer hergenommen werden? Zuerst müsste ja eine «Tiefentheologie» existieren (dafür plädiert auch Helmut Hark in seinem Buch: «Jesus der Heiler. Vom Sinn der Krankheit», Walter 1988), Menschen da sein, die selber erfahren haben, wovon die Glaubenstradition spricht. Nur wer von innen her spürt, wie sich die theologischen Begriffe anfühlen, nur der kann junge Menschen spirituell begleiten. Hier aber haben wir das große Defizit. Wenn aber schon die «Lehrzeit» nicht befriedigend konzipiert ist, wie soll dann erst die «Gesellenzeit» eine erfolgreiche Ausbildung garantieren?

{539} Die theologische Ausbildung heute ist zu sehr verkopft und führt möglicherweise zum reinen Lippenbekenntnis, zu korrekt vorgetragenen Worten, die aber in ihrer Tiefe gar nicht nacherlebt worden sind und darum auch nicht zünden. Da die Theologen ja als Praktiker und nicht als kleine Theologieprofessoren arbeiten, sollte ihre Ausbildung (wie die der Psychotherapeuten) während der «Lehrzeit» um die Selbsterfahrung in geistlicher Hinsicht und während der «Gesellenzeit» um die intensive Kontrolle der praktischen Tätigkeit erweitert werden; das so genannte «Vikariat» müsste stark ausgebaut werden. Damit die Ausbildungszeit einigermaßen im Rahmen bleibt, müsste der theoretische Teil zwar immer noch intensiv betrieben, aber doch verkürzt werden. - Aber ich schreibe ja kein Buch für eine Studienreform ...

{540} Wir wollen uns jetzt vielmehr den religiösen Riten zuwenden, welche in den religiösen Gemeinschaften durchgeführt werden.

«... Gemeinschaft der Heiligen...»

{541} In dieser und der nächsten Zeile des Credo wird ausgeführt, auf welche Art und Weise die Kirche das Heil vermittelt: besonders durch die beiden Hauptsakramente (die so genannten sacramenta maiora), das Herrenmahl («Gemeinschaft der Heiligen») und die Taufe («Vergebung der Sünden»).

{542} Ursprünglich meinte der Ausdruck «Gemeinschaft der Heiligen» die Communion der Gläubigen mit den heiligen Dingen (hier also mit Brot und Wein, in denen Christus als gegenwärtig geglaubt wird). Das heilige Essen heiligt die an diesem Ritus Teilnehmenden und macht auch sie zu «Heiligen», d. h. Geheiligten. Im Laufe der Zeit wurde die «Gemeinschaft der Heiligen» aber immer mehr als die Gemeinschaft derer verstanden, die durch ihr heiligmäßiges Leben zur ewigen Gemeinschaft mit Gott gelangt sind. All dieser Heiligen wird am 1. November (Allerheiligen) oder an anderen Tagen des Heiligenkalenders gedacht. In diese ewige Schar gilt es aufgenommen zu werden. Nach archaischem Verständnis helfen uns dabei die von der Kirche gespendeten Sakramente in entscheidendem Maße.

{543} Die sonntägliche Messe mit der Feier der Eucharistie (bzw. des Messopfers, Abend- oder Herrenmahles) ist das hauptsächliche Sakrament der Vereinigung der Gläubigen mit Christus. Die katholische Kirche lehrt heute noch, dass durch das Messopfer «unter den Gestalten von Brot und Wein Leib und Blut Jesu Christi, d. h. die konkret-leibhaftige Person Jesu Christi in ihrer Selbsthingabe für uns gegenwärtig wird» (Kath. Erwachsenen-Katechismus 1985, S. 348). Nach katholischem Verständnis werden im Abendmahl die sakramentalen Elemente Brot und Wein vom Priester als Sühnopfer dargebracht. Das Opfer Jesu am Kreuz wird dadurch vergegenwärtigt: «Wir bringen dir seinen Leib und sein Blut dar, das Opfer, das dir wohlgefällt und der ganzen Welt zum Heile dient.» Insofern aber auch die Kirche der «Leib Christi» ist, bringt sie auch sich selbst zum gottwohlgefälligen Opfer dar und vereinigt sich geheimnisvoll mit der Hingabe Christi am Kreuz, die im Messopfer vergegenwärtigt wird. Durch das Messopfer wird die Versöhnungstat vom Karfreitag heute wirksam. Ohne die sakramentale Vergegenwärtigung wäre sie erst «draußen» geschehen. Das Essen des Heiligen Brotes aber macht diese historische Heilstat jedem Gläubigen spürbar und leiblich erfahrbar. Ohne Sakrament kein Heil. Für ein archaisches Denken ist das logisch.

{544} Versuchen wir einmal, die archaische Erklärung nachzuvollziehen: Wie kann Christus (der im Himmel zur Rechten des Vaters sitzt) durch die Begehung eines Ritus durch einen geweihten Priester plötzlich in Brot (der Hostie) und Wein

(dem Kelch des Heils) «real» anwesend sein - und dies sogar auch noch nach der heiligen Feier, sodass die Gläubigen gehalten sind, «diesem heiligsten Sakrament (dem gewandelten Brot, der Hostie) bei der Verehrung die Huldigung der Anbetung zu erweisen, die man dem wahren Gott schuldet» (Konzil von Trient)? Wie kann Christus als wahrer Gott real in der Hostie anwesend sein?

{545} Der Schweizer Reformator Huldrych Zwingli, der nicht mehr «waschecht» archaisch denken konnte, fasste die Gegenwart Christi symbolisch auf. Die katholische Kirche aber lehrt bis heute offiziell, dass die Elemente des Abendmahles, Brot und Wein, durch den heiligen Ritus so gewandelt würden, dass vom kommunizierenden Gläubigen mit der Hostie auch «die konkret-leibhaftige Person Jesu Christi» empfangen werden könne. Auch nach lutherischer Auffassung ist Christus real da im Abendmahl, «in, mit und unter» den Zeichen von Brot und Wein. Diese Theorien sind natürlich nur auf dem Hintergrund des archaischen Weltbildes verständlich. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich zum einen der lutherische Weltbund und das Vatikanische Einheitssekretariat 1978 in einer gemeinsamen Studie über das Herrenmahl weitgehend finden konnten, dass zweitens die Lutheraner und die Reformierten in der «Leuenberger Konkordie» von 1973 eine gemeinsame Lehrübereinkunft schufen, dass zum Dritten aber die reformierte und die römisch-katholische Theologie in der Frage der Gegenwart Christi im Abendmahl nach wie vor unvereinbare Positionen einnehmen (wenigstens offiziell).

{546} Gehen wir näher auf Einzelheiten dieser Wandlung ein. Wir beginnen beim Wort, das Jesus bei der letzten Passahfeier mit seinen Schülern beim Verteilen des Brotes gesagt haben soll: «Dies ist mein Leib.» Der Reformator Zwingli legte dies so aus, dass Jesus gemeint habe: «Dies symbolisiert, dies bedeutet meinen Leib; mit dem Brot ist mein Leib gemeint.» Aber mit Zwinglis Ansichten sind weder die lutherische noch die katholische Kirche einverstanden; sie pochen auf das «ist» und damit die Realpräsenz Christi im Brot. Vom archaischen Empfinden her ist das auch richtiger; denn im Ritus wird der Mythos ja dramatisiert, und dadurch soll das Heilsgeschehen erfahrbar und für den Einzelnen fassbar gemacht werden. Also muss Christus real vergegenwärtigt werden; sonst hängt alles in der Luft.

{547} Es gab lange theologische Debatten darüber, wie eine Realpräsenz Christi möglich sei, und das Dogma der Wandlung der Substanz von Brot und Wein vom Jahre 1215 hielt die rechtgläubige Ansicht ein für alle Mal fest. Wir können dieses Dogma nur verstehen, wenn wir uns klarmachen, dass man damals einen ganz anderen Substanz-Begriff hatte als heute. Ich muss den Leser jetzt also bitten, einmal kurz von seiner Vorstellung, die er von der Materie hat, abzusehen. «Substanz» heißt wörtlich «das darunter Stehende», das tiefere Wesen eines Dinges, sein «Geist», seine ewige Idee. Was sieht- und spürbar ist an einem Ding, war nach dieser archaischen Auffassung nur die Oberfläche des Dinges,

sein «Accidens». Auch die chemische Zusammensetzung des Brotes, die wir heute für die ganze Realität der Materie «Brot» halten, ist nach dieser Auffassung nur ein Teil des Brotes, nämlich seine Erscheinungsform, hinter oder unter der es aber noch das tiefere «Wesen» gebe. In archaischer Zeit hatte, wie wir oben gesehen haben, alles noch seinen «Geist», seine «jenseitige Seite». Diese Ansicht kam dadurch zu Stande, dass der archaische Mensch sein Unbewusstes, seine eigene «andere Seite», auf all die Dinge projizierte, die er nicht so genau kannte. So ist es möglich, dass in einer heiligen Kirche sogar gewöhnliches Brot plötzlich «heiliges Brot» werden konnte. Man projizierte dabei die eigene unbewusste religiöse Wandlung in diese heiligen Dinge und verlieh ihnen damit die Möglichkeit der heiligen Wandlung. Für unser heutiges Wirklichkeitsverständnis ist das nicht mehr nachzuvollziehen. Wenn nun aber das Brot als ein Doppeltes aufgefasst wird, etwas Vordergründiges und gleichzeitig etwas «Darunterstehendes», dann ist es möglich, dass sich das «Accidens», z. B. Geschmack und Molekularstruktur, nicht verändert, während aber die wesentliche Seinsbestimmung gewandelt wird, z. B. von einem bloß materiellen Nahrungsmittel, das den leiblichen Hunger stillt, zu einem geistlichen Nahrungsmittel, das die Seele am ewigen Leben teilhaben lässt. Im Messopfer wird durch die Wandlung die «Substanz» des Brotes aber Christus selbst, weil er ja der Heilsbringer ist. Mit der archaischen Ansicht, nach der die Materie noch eine zweite (geistige) Dimension besitzt, wurde die Lehre von der Wandlung (der so genannten Trans-Substantiation) des Brotes in den Leib Christi möglich. Die «andere Dimension» des Brotes wird durch den heiligen Ritus gewandelt: Aus dem bloß materiellen Essen wird ein geistliches Essen, und Christus ist «real» präsent, ohne dass die äußere Erscheinung des Brotes sich verändern muss. Für uns heute ist das nur noch im symbolischen Sinne verstehbar.

{548} Die archaische Wandlung kann nur durch einen geweihten Priester vorgenommen werden, der in der Nachfolge Jesu und seiner Apostel steht. Durch die Priesterweihe, die ein in der apostolischen Folge stehender Bischof vornimmt, erhält der Priester die archaische «Mächtigkeit», die Wandlung bevollmächtigt durchführen zu können. Jesus hat nach dieser Ansicht das Brot als Erster selber gewandelt mit den Worten: «Das ist mein Leib», und so hat er - nach katholischer Auffassung - das Sakrament der Eucharistie eingesetzt; die Gabe, das Brot zu wandeln, geht über alle Generationen zurück bis zu Jesus selber. Sie wird durch Handauflegung von einer Priestergeneration zur nächsten immer weitergereicht, von Jesus über die Apostel und alle rechtmäßig (rite) eingesetzten Bischöfe bis zu uns heute. Imposant für ein archaisches Gemüt! Daraus folgt, dass in der Eucharistiefeier das Opfer Jesu - der Karfreitag in seiner Heilsbedeutung - nochmals vollgültig vergegenwärtigt wird. «Die Eucharistiefeier ist die sakramentale Gegenwärtigsetzung des ein für alle Mal geschehenen Opfers am Kreuz» (Katech. S. 354). Das muss so sein; denn sonst könnte der Gläubige nach archa-

ischem Verständnis am Heil, dem Opfer Jesu, keinen Anteil bekommen. So aber kann er das gewandelte Brot essen, nimmt damit das uns erlösende Opfer Christi in sich auf, vereinigt sich mit diesem Heilsoffer in hochherziger Selbsthingabe und darf so hoffen, von der ewigen Verdammnis gerettet zu werden und das «Brot des Lebens» empfangen zu haben. Dadurch wird der Einzelne vom «fleischlichen» zum «geistlichen» Menschen gewandelt und in die «Gemeinschaft der Heiligen» aufgenommen.

{549} So kompliziert diese Gedankengänge uns erscheinen mögen - sie sind in sich logisch und auf dem Hintergrund des archaischen Weltbildes durchaus verstehbar. Ich lehne deshalb das Dogma von der Transsubstantiation von 1215 nicht ganz ab, wie viele das heute tun; sondern ich verstehe die Wandlung als Symbol und als Projektion der eigenen inneren Wandlung in die Materie von Brot und Wein, die dadurch einen «jenseitigen» Charakter bekommen. Die Wandlung vollzieht sich auf diese Weise nicht mehr «draußen», und es braucht keine komplizierten intellektuellen Abhandlungen mehr, um dem Einzelnen einleuchtend zu machen, dass er das Heil empfangt; denn die Wandlung vollzieht sich jetzt im einzelnen selbst. Wir erkennen heute, dass in der Feier der Eucharistie die Wandlung des einzelnen auf Brot und Wein (bzw. deren geheime geistige «Substanz») projiziert wird. Die «andere Seite» des Menschen wird da auf die «andere Seite» von Brot und Wein übertragen.

{550} Soll nun deswegen die ganze feierliche Zeremonie abgeschafft werden, die uns immer noch ergreifen kann, wohl noch tiefer, wenn wir wissen, worum es eigentlich geht: um die Geburt des höheren, bewussteren Menschen in uns? - Brot und Wein sind gut geeignet, um unsere Wandlung symbolisch darzustellen. Brot und Wein gehören zur Ur-Kultur des Menschen. Denken wir daran, wie viel Mühe es gekostet hat und wie viel Glück dazu nötig war, bis aus Gräsern (Natur) Getreide (Kultur!) gezüchtet werden konnte und aus wilden Beeren (Natur) Weintrauben (Kultur!). Dann muss das Getreide gesät, gepflegt, geerntet, gedroschen, gemahlen und schließlich zu Brot gebacken werden - ebenso arbeitsintensiv ist der Aufwand zur Gewinnung des köstlichen Weines! Dank den kulturellen Bemühungen wird die Natur veredelt; aus der «prima materia», dem naturhaften Urzustand, wird ein kostbares Kulturgut. In dieser Wandlung zum Höheren spiegelt sich die Wandlung des «naturhaften» Menschen zum «geistlichen» Wesen, des «Adam» zu «Christus». So können wir uns immer, wenn wir Brot essen und Wein trinken, unser eigenes Leben vergegenwärtigen: Was für «geistliche» Früchte sind an unserem eigenen Rebstock schon gewachsen? Wie weit ist unsere Natur schon veredelt? Brot und Wein werden zu Symbolen gelungener Kultivierung. Darum finde ich es wichtig, dass beim Essen auch eine gewisse Esskultur gepflegt wird: Ein schön zubereitetes Essen soll den «höheren Menschen» in uns ansprechen. Insofern hat ein schönes, mit Liebe und Muße zubereitetes Mahl be-

reits einen religiösen Anstrich. Es gemahnt uns an die Veredelung des Menschen, an den Prozess «Von Adam zu Christus». Dass die Kirche Brot und Wein wählte, um den Menschen die Wandlung vom «ersten» zum «zweiten» Menschen nahe zu bringen, ist ein glücklicher Einfall gewesen. Essen und Trinken kann ein Anlass dazu werden, dass wir nicht nur an die primitive Befriedigung unserer materiellen Urbedürfnisse denken, sondern uns vergegenwärtigen, dass der Mensch nicht nur vom Brot allein lebt - wie die vielen Tischgebete uns ja zeigen wollen.

{551} In allen Kulturen gibt es ein heiliges Essen. In keiner Religion wird der Mensch nur «trocken abgespeist» - man lebt nicht nur vom Wort allein... Im Alten Testament heißt es einmal in der Geschichte der Erzväter: «Sie aßen und tranken und schlossen miteinander einen Bund.» Dieser Bund wurde auch vor Gott geschlossen. Wenn wir an wirklich schöne, gediegene Stunden zurückdenken, dann sind es jene, wo das Materielle und das Geistige, Essen, Gedeck, Wort, Musik, Blumen, Bilder, Freundschaft, Liebe und auch das Gebet einander ergänzt haben. Ich glaube, dass diese Ergänzung in uns «Schalom» konstellierte, die Fülle des Friedens und des Heils. Das Stillen der leiblichen und der geistigen Bedürfnisse zusammen erfüllt uns ganzheitlich. Das scheint die Kirche gespürt zu haben, und darum hat sie trotz der Überbetonung des geistlichen Anteils nie auf die Sakramente verzichtet, die etwas «Irdisches» in die geistliche Feier hineinbringen. Es geht letztlich um die «Heimholung der Erde», um das Mysterium der Vereinigung und gegenseitigen Erlösung von Geistigem und Materiellem, das ja nach dem Credo im «allmächtigen Vater» seinen gemeinsamen Ursprung hat. Es geht um die Einheitlichkeit der Schöpfung, die im 1. Artikel des Credo betont wird, um eine Feier, in der das Heil erahnt werden kann. Ohne Sinn für Symbolisches ist das heute nicht mehr möglich; im Symbol erleben wir die «andere» Seite. Ein gediegenes «geistliches Essen» sollte sich in Zukunft aber nicht mit dem Symbolischen allein zufrieden geben; denn wir leben ja schließlich nicht nur von schönen Menükarten, sondern auch davon, was an «irdischen Gütern» dahinter steht. In der kirchlichen Praxis wird heute bisweilen beim Versuch, das Abendmahl zu erneuern, an das traditionell vollzogene Ritual ein rein «weltliches» Essen angehängt; just so sollte es aber nicht getan werden. Der traditionelle Ritus muss radikaler transformiert werden, sodass die Feier als ganze zum «geistlichen Mahl» wird, in welcher «Schalom» durchscheint.

{552} In der reformierten Kirche der Schweiz wird das Abendmahl selten gefeiert (man soll vom Wort allein leben, und auch ohne Bilder!). Nicht umsonst haben deshalb viele Menschen das Gefühl, es fehle etwas. Durch die Seltenheit der Feier erhält das heilige Mahl ein viel zu großes Gewicht; es stellt sich eine unguete Übererwartung ein - es werden oft Wunderwirkungen davon erwartet. Hinzu

kommt, dass viele Menschen heute mit der archaischen Form der Feier große Mühe haben. Ich kenne fast niemanden, den die heutige Form des Abendmahls noch befriedigt! So wird die Tradition zum Leerlauf; aber man bleibt dabei...

{553} Es ist eine wichtige Aufgabe, die alte Eucharistiefeyer zeitgemäß zu gestalten. Es wird aber sehr schwer sein, ein neues Ritual zu schaffen, das dem Alten an Gehalt ebenbürtig wäre. Dennoch sollte der Versuch gewagt werden, Geistiges und Materielles feierlich, bei einem Mahl, miteinander zu verbinden. «...»

{554} Gemeinschaft der Heiligen ...» bedeutet: «... die leiblichen und geistigen Bedürfnisse so stillen, dass die Feiernden Schalom erleben und ganzheitlich angesprochen werden.»

« Vergebung der Sünden...»

{555} Mit dem Ausdruck «Vergebung der Sünden» ist seit jeher der Ritus der Taufe gemeint, in welchem der «alte Adam» abgewaschen wurde, damit der neue, der «geistliche» Mensch wirksam werden konnte: von Adam zu Christus.

{556} Die Taufe wurde in alten Zeiten an Erwachsenen vollzogen, welche sich zuvor in der Regel während dreier (!) Jahre mit dem christlichen Glauben intensiv auseinander setzen mussten. Der Zeitpunkt der Taufe war die Osternacht, die Nacht am Ende des Gedenkens der Passion, der eigenen Unvollkommenheit, vor der Auferstehung Christi, des neuen Menschen in uns. Der zu Taufende musste insbesondere in der Passionszeit seinen «alten Adam» kreuzigen, seine Sünden ehrlich bereuen, seiner alten (heidnischen) Lebensweise abschwören, und er zog bei der Taufe ein neues weißes Gewand an zum Zeichen seiner Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Geheiligten. Durch das Untertauchen im Wasser wurde der bisherige Lebensstil ersäuft und abgewaschen. Somit war Raum geschaffen für das Wirken des neuen Geistes, der als das Große Licht beim Sonnenaufgang am Oster-tag gepriesen wurde. Der Macht des bei der Taufe verliehenen neuen Geistes trauten aber doch nicht wenige nicht so ganz, und deshalb warteten sie mit der Taufe bis ins hohe Alter zu - dann würden sie nämlich keine allzu großen Dummheiten mehr anstellen und sich damit den Eintritt ins Paradies verpatzen ... Ließen sie sich erst am Schluss taufen, so waren sie «weiß wie Schnee» und konnten dem Jüngsten Tag getrost entgegenblicken! So einfach war das im archaisch-konkretistischen Verständnis der Taufe...

{557} Das Taufsakrament weist auf den Lebensgrundvorgang hin, der im Mythos von «Tod und Auferstehung» erzählt wird, auf die Wandlung vom alten zum neuen Menschen, der oft auch als «Bekehrung» bezeichnet wird. Das Untertauchen des alten Adams und das Auftauchen des neuen Menschen wird in einer mystischen Identifizierung mit dem Tod und der Auferstehung Jesu verknüpft, wie wir z. B. im Römerbrief des Apostels Paulus nachlesen können:

{558} «Wir sind also durch die Taufe auf seinen (Jesu) Tod mit ihm begraben worden, damit, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auf-erweckt worden ist, so auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir mit der Ähnlichkeit seines Todes verwachsen sind, so werden wir es auch mit der seiner Auferstehung sein, indem wir das erkennen, dass unser alter Mensch mit-gekreuzigt worden ist. damit der Leib der Sünde kraftlos gemacht werde, auf dass wir nicht mehr der Sünde dienen ... So sollt auch ihr euch als solche ansehen, die für die Sünde tot sind, aber für Gott leben in Jesus Christus, unserem Herrn» (Röm. 6. 4-6. 11).

{559} An diesem Text wird deutlich, wie sehr Paulus seine eigene innere Wandlung mit dem Tod und der Auferstehung Jesu Christi verbindet, ja, fast gleichsetzt. Paulus erlebt seine eigene Wandlung weitgehend «draußen», in der mystischen Identifikation mit dem, was Jesus Christus widerfahren sei.

{560} Dieser Text ist ganz vom Mythos von «Tod und Auferstehung» geprägt, der im Leben des Apostels Paulus eine zentrale Rolle gespielt hat und der wohl als der lebenslange religiöse Vorgang in unserem Leben bezeichnet werden kann, die stete Wandlung unserer «Eva» in «Maria», des «Adam» in «Christus». Das ganze Credo ist ein Ausdruck der Wandlung des Menschen unter dem Einfluss schöpferischer Impulse aus dem kreativen Grund unserer Seele, durch die unser Ich wieder mit der lebendigen Quelle des Lebens verbunden und der Lebensstil erneuert werden soll. Daraus wächst dann selbstverständlich und ganz natürlich auch eine Erneuerung unserer Beziehungen zu Menschen und Dingen, bis hin zu politischen Sachfragen.

{561} Paulus schreibt, dass sein alter Mensch mit dem «Leib der Sünde» mit Jesus mitgekreuzigt und mitbeerdigt werden soll, damit er kraftlos werde und dem neuen, dem «geistlichen Leib», Platz machen könne. Was Paulus mit dem «alten Menschen» und dem «Leib der Sünde» meint, ist sein Selbstruhm, sein früheres egozentrisches Wesen, dass er seine Tüchtigkeit weit überschätzte und meinte, aus dem Stolz auf sein Können, aus seinem Ich-Bereich, als Homo-faber-Typ, leben zu können. Dieses überhebliche Ich musste untergehen, und seine Christus-Vision hat es vom hohen Pferd heruntergeholt. Fortan war er nach seinem Dafürhalten ein «geistliches Geschöpf» und schrieb nun die Liebe als die höchste Tugend auf seine Fahne. Aber er nagelte seinen alten Adam so hart und fast grausam ans Kreuz und ging mit seinem Schatten so wenig verständnisvoll um, dass er schließlich jene Liebe nicht erreichte, die er selber im 1. Korintherbrief (Kap. 13) wie eine allerhöchste Göttin verehrte. Paulus verteufelte seine Gegner; es handelte sich dabei um «Schatten»-Projektionen. Er wollte «ein für alle Male» getauft sein! Die menschliche Reifung ist aber ein lebenslanger Prozess, der nie abgeschlossen ist. Als Eiferer strebte Paulus nach dem Endgültigen und war deshalb zu wenig geduldig und zu wenig gütig. (Siehe auch: Rolf Kaufmann, Die Krise des Tüchtigen.

Paulus und wir im Verständnis der Tiefenpsychologie, Walter 1983.) Heutzutage aber sind sehr viele Menschen allzu lange gleichgültig und wollen sich überhaupt nicht erneuern lassen!

{562} Eine Erneuerung aus der Tiefe ist aber immer wieder nötig. In diesem Sinne müssen wir häufig «getauft» werden, untertauchen und auftauchen, Altes, Überholtes abwaschen, damit Neues heranwachsen kann. Die Einsicht in unsere Fehlhaltung, die tätige Reue, die Buße und Umkehr sind heute leider eher selten geworden. Der heutige Mensch gebärdet sich oft allzu selbstherrlich. Wir sind so oft nicht gesprächsfähig, weil wir die alten bleiben, im Recht bleiben wollen. Dieser Mangel führt zur Verhärtung sowohl der politischen Fronten wie des Klimas in vielen Familien. Ich muss etwa jüngere Ehepaare beraten, die noch wie Kinder miteinander streiten: Jeder sieht die Fehler nur beim anderen, begeht selber aber selbstverständlich keine - oder dann sind sie natürlich entschuldbar! So sehr früher das Bußetun manchmal überbetont wurde: heute wird es oft zu wenig gelebt. Allzu viele wännen sich als königliche Hoheit... Aber ohne tätige Reue können wir nicht reifer werden.

{563} Unser geistiges Leben vollzieht sich normalerweise in Spiralen: Zwar kreisen wir immer wieder um ähnliche Grundprobleme, aber aus einer immer wieder erneuerten Sichtweise heraus, mit einem reiferen Geist und einer verständnisvolleren Haltung, auf einer neuen Stufe. So wird das Leben nie zur «alten Platte», die stets dasselbe herunterleiert. Wir müssen uns nicht immer im Kreise drehen. Wer versucht, aus der Mitte zu leben, erfährt sein Leben als einen langsamen, aber sich stetig vollziehenden geistlichen Aufbau - trotz allen Rückschlägen und Fehlern (daraus können wir ja auch wieder lernen). In einer zeitgemäßen symbolischen Deutung bildet die Taufe den langsamen, aber stetig sich vollziehenden Prozess der Selbstwerdung ab, bei dem der Mythos des «Stirb und Werde!» lebenslanglich mitbeteiligt ist. Im Vollzug dieses Mythos gehen wir auf dem Weg des wahren Lebens, wo sich unser Ich immer wieder am du orientiert.

{564} Nun hat nicht jeder Mensch das Glück, von Anfang an auf diesem guten Wege zu sein. Mancher geht vorerst in die Irre, und dann kann es sein, dass er unter dramatischen Umständen eine Bekehrung erlebt - auf die die Freikirchen ein großes Gewicht legen. Es ist nicht zu leugnen, dass eine solche plötzliche Bekehrung (wie sie etwa Petrus in der Ostervision oder Paulus bei seiner Christus-Vision erlebt haben) für den davon Betroffenen etwas Wunderbares ist. Ich finde es aber nicht angebracht, solche Aufsehen erregenden Fälle zur Regel zu machen. Erstens sind sie doch relativ selten, und zweitens sind sie keineswegs das Wünschenswerte; denn die Betroffenen standen ja wegen ihrer verkehrten Lebensweise am Rande des Abgrundes. Nur Menschen, die auf dem Holzweg sind, brauchen eine plötzliche Bekehrung. Normalerweise sollte eine stetige innere Weiterentwicklung voranschreiten, im Sinne der oben erwähnten Spirale und

nicht einer plötzlichen dramatischen Wende um 180°. Das Wunder ist bei einer kontinuierlichen Entfaltung der reiferen Persönlichkeit nämlich nicht kleiner als bei einer spektakulären Bekehrung.

{565} Dieses Neuwerden wird im Ritus der Taufe, der so genannten «Vergebung der Sünden», dramatisiert. Wir sahen in den Ausführungen des Paulus im Römerbrief, wie der alte Adam am Kreuz mit Jesus mitsterben sollte. Durch dieses Opfer - denkt sich der archaische Mensch - wird Gott versöhnt, und dann wird der neue Geist der Liebe in unsere Herzen kommen, der Geist der Auferstehung, dank dem wir nicht mehr in den alten Sünden wandeln. Auf diese Weise, durch die mystische Identifizierung mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen, hat man früher die innere Wandlung zu verstehen gesucht.

{566} Durch die Rücknahme dieser Projektion werden wir unserer selbst bewusster. Die Taufe wird dadurch zum Symbol für die Entwicklung unserer reiferen Persönlichkeit. Wir werden nach dem symbolischen Verständnis «getauft», wenn wir uns in echter Bescheidenheit kritisch prüfen lassen («Buße tun»), demütig «untertauchen» und in uns gehen. Wenn wir dabei geduldig auf den inneren Meister horchen, wird das Gefühl der Leere, das «Schweigen Gottes», aufgehoben, und wir können wieder «auftauchen», als reifere Menschen weiterleben. Der ganze Reifungsprozess besteht aus solchen Phasen des Unter- und Auftauchens. Meinen Analysanden erscheine ich bisweilen im Traum als Tauchlehrer, der sie sehen lehrt, was alles unter der Oberfläche herumschwimmt, und ihnen zeigt, wie man damit umgehen soll. Der Seelsorger als Tauchlehrer - die Blickrichtung zum Heil hat sich verändert! Was unsere Vorfahren, unter dem Eindruck ihres kulturellen Defizits gegenüber der christlichen Religion, «oben» gesucht haben, sucht der kopflastige Mensch heute «unten», in der Mitte.

{567} Wer allerdings in seinem Leben bisher allzu «natürlich» gelebt und sich vorwiegend von seinen Gefühlen und Instinkten hat leiten oder gar treiben lassen, der wird auf den «oberen» Weg verwiesen. Einem solchen Menschen erschien einmal zu Beginn seiner zweiten Lebenshälfte ein riesiger Engel, der ihm sagte, er müsse jetzt endlich lernen, von den Verhaftungen und Verstrickungen ins Alltägliche Abstand zu gewinnen - und der Engel erteilte dem Träumer eine wunderschöne Flugstunde! Darauf lernte dieser Mensch, sich vom Alltag nicht mehr so sehr «auffressen» zulassen.

{568} Je nachdem, wo unser seelisches Defizit liegt, müssen wir zur Gewinnung einer größeren Reife und Bewusstheit nach «oben» steigen oder aber «untertauchen». Der Anstoß zur Reifung jedoch kommt von «drüben», ist ein Gnadengeschehen.

{569} Man kann sich jetzt die Frage stellen, wie weit diese symbolische Interpretation der Taufe sich mit der offiziellen Lehre der Kirche vereinbaren lasse. Wie verstehen die katholische und die reformierte Kirche die Taufe?

{570} Das Taufverständnis der katholischen Kirche ist leicht darzustellen:

{571} «Schon immer war in der Kirche die Taufe das Eingangstor und die Grundlage des gesamten Christseins» (Katechismus S. 330). Die Taufe ist das «Sakrament des neuen Lebens» (S. 331). Sie reinigt von der Sünde und schenkt das neue Leben. «Sie löst uns aus der verhängnisvollen Schicksalsgemeinschaft aller Menschen unter der Macht der Sünde und befreit uns von der Erbsünde wie von allen bisher begangenen persönlichen Sünden ... Sie ist die Wiedergeburt zum neuen Leben ... Sie macht uns zu Kindern Gottes und damit auch zu Erben Gottes und Miterben Christi. Das neue Leben wirkt sich aus in Glaube, Hoffnung und Liebe, die uns durch die Taufe ebenfalls eingegossen werden ... Aus dieser umfassenden Heilsbedeutung ergibt sich die Heilsnotwendigkeit der Taufe: <Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden>» (S. 331 f.).

{572} Durch das Sakrament der Taufe wird der Mensch in die ewige Kirche eingegliedert. Die heilsnotwendige Taufe ist das grundlegende Sakrament der christlichen Einweihung. Die Kirche ist der Leib Christi, in den der Gläubige durch die Taufe eingegliedert wird.

{573} Diese Eingliederung in die Kirche aller Zeiten und aller Orte kann aber nur vom kirchlichen Amt «rite» (rechtmäßig) vollzogen werden. «In der alten Kirche war die Spendung der Taufe sogar das Vorrecht des Bischofs» (S. 335). Wenn aber jemand, der nicht zur katholischen Kirche gehört, die Taufe in der rechten Weise empfangen hat, steht er dadurch dennoch in einer gewissen, wenn auch nicht vollkommenen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche (S. 336). Vom archaisch-konkretistischen Verständnis des Mythos her sind diese Darlegungen in sich logisch und konsequent. Ohne Ritus bleibt der Mythos «draußen». Wird der Ritus aber von einem dazu ermächtigten Priester rechtmäßig vollzogen, kann der Glaubende in die ewige Heilsanstalt eingegliedert werden. Von daher betrachtet, ist es ein großes Entgegenkommen der römisch-katholischen Kirche, wenn sie die «rite» vollzogene Taufe anderer christlicher Gemeinschaften seit einigen Jahrzehnten als vollgültig anerkennt.

{574} Der Reformator H. Zwingli hatte bereits ein anderes Verständnis von der Taufe, da er nicht mehr konsequent archaisch denken konnte. An Kaiser Karl V. , der den Reichstag in Augsburg abhielt, schrieb er Anfang Juli 1530 über die Taufe (in: «Fidei Ratio»- «Rechenschaft über den Glauben»-, siebentens):

{575} «Kurz, der Geist weht, wo er will... Die Gnade des Geistes wird also nicht durch das Eintauchen vermittelt. Denn wenn dem so wäre, wüsste man ja, wie, wo, wodurch und wohin der Geist gebracht wird. Sind nämlich Gegenwart und Wirkung der Gnade an die Sakramente gebunden, dann wirken sie, wo sie hingebracht werden. Wo man sie nicht gebraucht, ermattet alles.

{576} Ich glaube, ja ich weiß, dass alle Sakramente so weit davon entfernt sind, die Gnade zu verleihen, dass sie sie nicht einmal herbringen oder verleihen. Das Geschenk der Gnade fällt allein dem göttlichen Geist zu. Der Geist bedarf aber weder einer Führung noch eines Gefäßes; denn er ist selbst Kraft und Träger, der alles bringt; er muss selbst nicht gebracht werden ... Der Geist ist in seiner Güte vor dem Sakrament da... Die Sakramente werden zum öffentlichen Zeugnis der Gnade gegeben, die jedem vorher persönlich zuteil geworden ist...

{577} Die Kirche nimmt also durch die Taufe den öffentlich auf, der vorher durch die Gnade Gottes angenommen war. Die Taufe bringt demnach die Gnade nicht... Ich glaube also, o Kaiser, dass das Sakrament ein Zeichen der heiligen Sache ... , ein sichtbares Abbild der unsichtbaren Gnade ist... Wie zum Beispiel, wenn der Leib bei unserer Taufe durch das allerreinste Element, das Wasser, abgewaschen wird; das bedeutet aber, dass wir durch die Gnade der göttlichen Güte in die Versammlung der Kirche aufgenommen seien, in der man lauter und rein leben muss.»

{578} Es ist unschwer zu erkennen, dass Zwingli eine ganz andere Auffassung von der Taufe hat als die römisch-katholische Kirche. Er kann die Vermittlung des Heiles nicht mehr an Zeremonien binden, welche «rite» vollzogen werden. Für ihn weht der Geist, wo er will.

{579} Wir wollen uns fragen, was hier vor 450 Jahren eigentlich passiert ist. Ich möchte das so formulieren: Zwingli steht an der Schwelle zur Neuzeit, wo sich die grundlegende Mutation in der Auffassung von Gott, Mensch und Welt anbahnt. Für Zwingli spielt sich das Heilsgeschehen nicht mehr nur «draußen» ab, wie der archaisch-konkretistisch verstandene Mythos es schildert, und darum muss es nicht durch kirchliche Riten zum Menschen gebracht werden; sondern das Heil wird vom Menschen in seinem Inneren erfahren und als in seinem Inneren geschehend verstanden. Die Innerlichkeit des Menschen wird nun so weit bewusst, dass er das religiöse Geschehen nicht mehr auf kirchliche Riten projizieren, nicht mehr an Riten anbinden muss. So werden für Zwingli die Riten zu Symbolen. Zwingli schätzt die Riten zwar; aber sie sind für ihn nur Zeichen, nur Hinweise auf ein unsichtbares Geschehen im Inneren des Menschen, das für ihn vom göttlichen Geist gewirkt wird, bevor der Gläubige an einem sakramentalen Ritus teilnimmt. Zwingli macht somit den Glaubenden in seinem Glauben von der

«Mutter Kirche» frei. Er macht ihn religiös mündig. Modern gesagt: Er verweist den Einzelnen an sein du; er bindet ihn religiös direkt an Gott an und löst ihn so von der Kirche, welche nicht mehr die direkte Vermittlerin des Heiles ist.

{580} In der Auffassung des Ritus dachte Zwingli bereits konsequent symbolisch. Allerdings hat er den nächsten Schritt noch nicht getan: Er hat den Mythos noch nicht symbolisch aufgefasst. Für ihn berichtete der christliche Mythos noch von einem Geschehen «draußen»; der historische Karfreitag war für ihn ein Eingriff des jenseitigen Gottes in diese Welt hinein. In diesem Punkt musste Zwingli noch echt archaisch denken. Dass auch der Mythos auf ein inneres Geschehen im un-verfügbaren Inneren des Menschen hinweisen könnte - dieser Gedanke war damals einfach noch undenkbar (für Archaiker ist er es natürlich heute noch). Am Beispiel von Zwingli können wir sehr schön erkennen, wie diese Bewusstseins-Mutation sich vollzieht. Die Veränderung des Bildes von Gott, dem Menschen und der Welt geschieht nicht plötzlich und total, sondern langsam und in verschiedenen Schritten: Zuerst wurde der Ritus symbolisch aufgefasst, und dann lässt der Geist der Evolution dies einige Jahrhunderte auf das menschliche Ich wirken, bis die ganze Tragweite dieses Schrittes kollektiv assimiliert und verarbeitet ist. und nach einigen Jahrhunderten wird dann der endgültige Durchbruch zur symbolischen Auffassung des Religiösen vollzogen, zuerst wieder durch einzelne, allmählich dann auch durch das Kollektiv.

{581} Der Sprung vom alten zum neuen Verständnis des Glaubens lässt sich in der Evolution des menschlichen Bewusstseins nur vollziehen, wenn schließlich jeder Einzelne mitkommt und von einem gewissen Alter an (etwa ab 8 Jahren) langsam in diese neue Sichtweise hineinwächst. Da das Kleinkind sein Inneres ja weitgehend noch «draußen» erlebt, ist das archaische religiöse Weltbild für diesen Stand des Bewusstseins natürlich. Ein Kind im Kindergartenalter projiziert noch so stark, dass es die Religion im archaisch-konkretistischen Kleid am besten versteht. Es ist mit dem Hinweis. Mythen und Märchen seien Symbole für ein inneres Geschehen, gänzlich überfordert. Es kann ja nicht einmal das Wort «Herz» symbolisch verstehen: Wenn fromme Gemüter die Kinder ermuntern, ihr «Herz dem Herrn Jesus zu schenken», dann kann ein sensibles Kind in Angst und Panik geraten, weil es das konkrete Herz meint - und dieses möchte es natürlich weiterhin in der eigenen Brust wissen!

{582} Bis die Bewusstseins-Mutation sich endgültig durchgesetzt haben und Religion wieder etwas Menschennatürliches geworden sein wird, wird es natürlich noch geraume Zeit dauern. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass sich die Evolution dieses Schrittes nicht von selbst vollzieht, sondern nur durch das Mittun derer, die erkannt haben, was da eigentlich geschieht. Die Evolution dieses Schrittes wird zwar vom du her angeregt, bleibt aber auf die Mitwirkung des Ichs angewiesen. Es braucht Menschen, die sich dafür einsetzen, und zwar mutige.

{583} Zum Schluss dieses Abschnittes über das zweite kirchliche 4 Hauptsakrament, die Taufe, wollen wir uns noch fragen, ob der I Ritus der Taufe in der Art und Weise, wie er in den Kirchen praktiziert wird, das Grundgeschehen der menschlichen Reifung - den Schritt vom «alten» zum «neuen» Menschen - so darstellt, dass ein heutiger Mensch in seinem Inneren davon ergriffen wird und diesen Reifungsschritt wieder ein Stück weit in sich nachvollziehen kann.

{584} Seit über 20 Jahren taufe ich kleine Kinder. Was dabei geschieht, ist etwas Schönes: Es wird dem Menschen zugesprochen, dass sein Leben in Gottes Hand liegt, dass er zu Gott Vertrauen haben kann. Dies zu hören, ist immer wieder neu ergreifend.

{585} Was aber hat der Brauch der Kindertaufe mit dem im Ritus ursprünglich Gemeinten zu tun? Wo erfahren wir dabei etwas von der Ernsthaftigkeit, mit der wir Erwachsenen uns um menschliche Reifung bemühen sollten - auch wenn sie letztlich ein Gnadengeschenk Gottes ist? So schön die Kindertaufe ist - für mein Empfinden ist sie allein ungenügend. Ich denke, dass man die Kindertaufe zwar beibehalten, aber durch einen anderen Ritus ergänzen sollte, in welchem unser Reifungsprozess deutlicher dargestellt wird. Dieser Ritus sollte oft wiederholt werden, als Symbol der lebenslänglichen Reifung. Es wäre auch denkbar, die Feier der Eucharistie mit dem Symbolgehalt der Taufe - «von Adam zu Christus» - noch stärker zu füllen. Dann müsste im Ritus des Heiligen Mahles das Moment der Umkehr und des Neubeginnes noch ein wenig stärker hervorgehoben werden.

{586} Wer hat Lust daran, hier schöpferisch zu werden? Ist nicht ein großes Verlangen da in unserer vom Positivismus zerfressenen Zeit, ein Verlangen nach religiösen Riten, die einen modernen Menschen wieder ergreifen und wandeln können? Aber diese Riten fallen nicht vom Himmel. Wer hat Freude, sich hier etwas Neues einfallen zu lassen? Wer macht mit? Ich wäre dabei.

«... Auferstehung der Toten und das ewige Leben.»

{587} Mit den beiden letzten Zeilen, die von der «Auferstehung der Toten» und dem «ewigen Leben» sprechen, erreicht das Wirken des Heiligen Geistes sein eigentliches Ziel: Was Gott mit seinem Bund mit Abraham, Moses und den Propheten begonnen und mit seinem Sohn in dessen Leben und Auferweckung vom Tode vollendet hat, das soll schließlich für einen jeden Gläubigen in der Gemeinschaft der Heiligen ganz persönlich erlebte Wirklichkeit werden; jeder, der sich vom göttlichen Geist leiten lässt, soll dereinst von den Toten auferweckt werden und ins ewige Leben eingehen. In diesen beiden letzten Zeilen des Apostolicums kommt das vitale Interesse der Gläubigen klar zum Ausdruck: «Ich glaube, damit ich das ewige Leben erhalte.»

{588} «Wenn aber der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt» (Rom. 8,11). «... ich lebe, und auch ihr werdet leben» (Joh. 14,19). Innerhalb des mythischen Weltbildes ist dieser Schluss des Credos nicht nur verständlich, sondern geradezu gefordert; denn was nützt ein Glaube, wenn am Schluss nichts dabei herauskommt? Nur um schöner Worte willen war in der frühen Christenheit, als man um seines Glaubens willen verfolgt wurde, wohl kaum jemand bereit, sein Leben aufs Spiel zu setzen! Solange das mythische Weltbild selbstverständlich war, war auch dieser Schluss des Glaubensbekenntnisses selbstverständlich.

{589} Probleme ergaben sich erst, als die «Auferstehung der Toten» und «das ewige Leben» nicht mehr ins kollektive Weltbild passten, also seit der Entstehung und Verbreitung des naturwissenschaftlich geprägten Paradigmas, in welchem die mythische Vorstellung einer Auferstehung der Toten und eines konkret irgendwo vorhandenen Himmels mit seinen Scharen von Seligen keinen Platz mehr hatte. Im 19. und 20. Jahrhundert hat sich das naturwissenschaftlich geprägte Weltbild unaufhaltsam gegen das mythische durchgesetzt; heute wird es auch von der Theologie allgemein anerkannt. In den Gymnasien werden die angehenden Theologen ausführlich in die naturwissenschaftlichen Disziplinen eingeführt und mit ihren Methoden und ihrer Denkungsart bestens vertraut gemacht, sodass sie die dort gewonnenen Erkenntnisse später im Theologiestudium, wo sie mit der mythischen Weltsicht konfrontiert werden, kaum mehr preiszugeben bereit sind. Andererseits wollen sie aber auch keine Häretiker und Schismatiker sein und nicht als Ungläubige von der Kirche verketzert werden, und darum suchen sie meistens einen Kompromiss zwischen dem mythischen und dem modernen Weltbild. Das Wort «Kompromiss» bezeichnet die positive Seite dieses Versuches, mit den beiden Weltbildern zurande zu kommen; W. Obrist beleuchtet mehr die negative Seite dieses Versuches und nennt das oft mühsame Lavieren das «Verschmieren» der beiden Weltbilder. Dieses «Verschmieren» drückt sich in der gewundenen und umständlichen Ausdrucksweise der theologischen Autoren aus, bei der tiefsinnige Überlegungen und mythische Spekulationen fast unmerklich ineinander übergehen - und am Schluss zerrinnt einem wieder alles zwischen den Fingern, weil letztlich doch nicht erfahrbar ist, was da zusammengeschrieben wird. Schade um viele schöne Gedanken!

{590} Viele moderne Theologen, die es wagen, sich zu diesen beiden letzten Zeilen des Apostolicums zu äußern, weichen zuerst einmal auf philosophie- und geistesgeschichtliche Probleme aus. Mit großer Gelehrsamkeit erörtern sie das Problem des Unterschiedes in der Leib-Seele-Problematik zwischen dem griechischen (also heidnischen) und dem biblischen Denken: Wie haben Platon und Aristoteles und die griechischen Orphiker Leib und Seele verstanden - und wie

verhält sich das biblische Menschenbild zu dieser heidnischen Sicht der Dinge? Sodann wird herausgearbeitet, was in der Bibel mit «Auferstehung» gemeint sei und wie sich diese Vorstellung langsam herausgebildet habe.

{591} Dabei stellt sich dann die Frage, was bei unserem Tode alles stirbt, der ganze Mensch mit Leib und Seele (so genannte «Ganztod-These»), oder ob doch irgendeine Kontinuität gewahrt bleibt. Es wird auch spekuliert: «Liebe will das Leben des Geliebten. Wenn Gott, dessen Wesen Liebe ist, uns liebt, dann will er unser Leben, und da sein Leben ewig ist, wird es auch das unsrige sein.» Diese Spekulation kann leicht mit passenden Bibelzitate «untermauert» werden, wodurch dieses Gedankengebäude ein festes Fundament erhalten soll. Es besteht auch ein allgemeiner Konsens in der heutigen Theologie der beiden großen Konfessionen, dem mehr ganzheitlichen biblischen Menschenbild gegenüber dem mehr dualistischen griechischen Menschenbild den Vorzug zu geben. In der Bibel werden Leib und Seele weniger getrennt als etwa beim griechischen Denker Platon, der den Philosophen Sokrates kurz vor seinem Tode in seinem Dialog «Phaidon» sagen lässt, die volle Erkenntnis sei der Seele erst möglich, wenn sie von den niederen Bedürfnissen des Leibes frei geworden sei, und diese Befreiung ereigne sich vollumfänglich erst im Tode («Phaidon», 65 C bis 68 B). Dieser Auffassung wird die biblische Sicht gegenübergestellt, wonach Leib und Seele gleichermaßen «Fleisch» sind, das menschlich-vergänglich gegenüber dem ewigen Gottes. Die biblische Sicht entspricht mehr unserem heutigen Menschenbild, wonach unsere seelischen und geistigen Funktionen ohne die Grundlage unseres Leibes undenkbar sind. Die allgemeine Übereinstimmung in der heutigen Theologie beider großer Konfessionen besteht darin, dass angenommen wird, beim Tod sterbe der ganze Mensch - aber gleichzeitig wird angenommen, dass wunderbarerweise in Gott dennoch eine geheime Kontinuität zwischen diesem irdisch-vergänglichem Leben und dem überirdisch-unvergänglichem Leben gewahrt bleibe. Der Tod wird also einerseits sehr ernst genommen, andererseits aber wieder - durch den Hinweis auf das ewige Leben - seines Stachels beraubt. Es wird heute zudem allgemein darauf hingewiesen, dass das ewige Leben nicht erst nach dem Tode beginne, sondern im Glauben und in der Liebe zeichenhaft schon «vorigeschmeckt» werden könne.

{592} Nun - was bleibt davon noch übrig, wenn wir diese mythologischen Aussagen ins neue Weltbild übersetzen? Der Positivist macht sich die Antwort leicht: Er behauptet, sie seien dummes Hirngespinnst. Aber so einfach ist es nun auch wieder nicht.

{593} Beim wirklich zeitgemäßen Umgang etwa mit dem mythologischen Bild von der «Auferstehung der Toten» geht es darum herauszustellen, welche psychische Realität dieser mythologischen Aussage zugrunde liegt. Wir haben oben im Kapitel «... am dritten Tage auferstanden von den Toten...» (S. 155ff.) be-

reits davon gesprochen. Die psychische Realität der mythischen Rede von der «Auferstehung der Toten» ist im Archetyp von «Tod und Auferstehung» zu erleben, der uns sowohl individuell wie kollektiv in Krisenzeiten entscheidend prägt. Wir erleben diesen Archetyp individuell arttypisch bei der Geburt, in der Pubertätszeit, in der Lebensmitte und am Ende des Lebens, immer dann, wenn sich eine Gestalt unseres Lebens in die nächstfolgende wandelt. Weltweit verbreitete Bilder für diese Wandlung waren seit eh und je die Schlange, die sich häutet, oder der Schmetterling, der sich aus der Raupe entpuppt. Für die heutige kollektive Situation mag die New-Age-Welle als Reaktion auf das positivistische Weltbild ein Zeichen der Wandlung und Wirksamkeit des Archetyps von «Tod und Auferstehung» sein. Jesus sprach vom neuen Wein, der neue Schläuche brauche, oder vom Umpflügen, bei dem man nicht zurück-, sondern vorwärts blicken solle. Das Mythologem von «Tod und Auferstehung» habe ich in meinem Paulus-Buch («Die Krise des Tüchtigen») auf 20 Seiten beschrieben. Die psychische Realität wurde vom Menschen im mythischen Zeitalter als konkret außen existierende Realität empfunden. Nun erhebt sich natürlich für manchen Gläubigen die bange Frage, ob mit der Rücknahme der Projektion dieser psychischen Realität die konkrete Realität der Auferstehung von den Toten dahinfalle. «Darf ich also nicht mehr auf meine Auferstehung von den Toten hoffen?», wird er sich fragen.

{594} Dasselbe gilt natürlich auch von der Aussage des «ewigen Lebens». Auch ihm liegt ein Archetyp zu Grunde, unser innerster Antrieb auf ein Leben hin, wo wir heil und ganz, unzerstückt, wirklich frei von allen Bedrohungen, von allem Bösen und allen Einschränkungen dieser Welt sind. Es ist dieser innerste Antrieb, der das Feuer der Hoffnung in uns stets unterhält, auch wenn die Lage scheinbar aussichtslos ist. Es ist diese unzerstörbare Kraft in uns, die uns selbst im Sterben noch den Blick in eine wunderbare Welt eingibt, wie unzählbare Zeugnisse Sterbender immer wieder zeigen.

{595} Diese unzerstörbare Kraft in uns hängt mit der Lebensquelle unseres Ichs zusammen, mit unserem innersten du; sie wird vom Ich als göttliche Kraft erfahren. Nun erhebt sich die Frage: «Stirbt das alles auch, wenn mein Ich-Bewusstsein erlischt und mein Leib zerfällt? Ist nichts an mir, das mein Erdenleben überdauert?» Wird «Gott in mir» einst sterben? Diese Möglichkeit ist denkbar, für unsere Logik sogar nahe liegend. Aber sie lässt sich nicht zwingend beweisen, weil an der Grenze zum Unbewussten und erst recht zum Tode die Weisheit unseres Ichs eben aufhört. Ich finde es sinnlos, die Existenz eines «ewigen Lebens» beweisen oder widerlegen zu wollen. Ich versuche, diese Frage bescheiden einfach offen zu lassen.

{596} Auf alle Fälle erleben wir unser leibliches Sterben als den letzten Wandlungsprozess. Ein Leben lang müssen wir bei jedem Atemzug im Ausatmen unsere Lebensluft hergeben - einmal wird es das letzte Mal sein. Ob wir dann

(wie dies beim Einatmen immer der Fall ist) neues Leben finden werden und wie dieses beschaffen sein wird, das können wir nicht wissen. Wir können aber heute erklären, woher der Glaube der Menschheit an ein Weiterleben nach dem Tode kommt: Er stammt aus der mythischen Zeit, wo die Menschen die psychischen Erscheinungen für eine konkrete Wirklichkeit außen halten mussten. Wenn damals jemand ein Sterbeerlebnis hatte und sich dabei in ein Reich des Lichtes eingehen sah, meinte er natürlich, einen Blick in das uns normalerweise verschlossene Jenseits getan zu haben. Auch wenn Hinterbliebene von ihren verstorbenen Angehörigen träumten, meinten sie, diese hätten sie «wirklich» besucht. Oder wenn ein Scheintoter wieder erwachte, nahm man an, er habe bereits mit den jenseitigen Wesen Verbindung gehabt; darum wurde er peinlichst gemieden; denn man befürchtete, er könnte nun auch die lebenden Mitmenschen mit dem Tod «anstecken». Der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode rührt von der konkretistischen Deutung psychischer Phänomene her. Man meinte, in den psychischen Bildern stecke eine in der materiellen Außenwelt konkret existierende Wirklichkeit. Mit dem Zurückholen dieser Projektionen von der Außenwelt in unsere Psyche wird die Frage nach der «Ewigkeit» auf unsere Psyche verlagert. Ist unsere Seele ewig? Was wir heute wissen können, ist, dass die Seele ein Aspekt unseres menschlichen Lebens ist. Ohne das leibliche Leben scheint es kein seelisches Leben zu geben.

{597} Vielleicht kann uns hier die Frage weiterhelfen, woher eigentlich der Tod kommt. Diese Frage hat mich schon als Gymnasiast beschäftigt, und zwar im Biologie-Unterricht im Zusammenhang mit der Entwicklung des Lebens auf unserem Planeten und mit der Zunahme der Komplexität der Lebewesen. Mich wunderte damals sehr, dass Einzeller noch nicht sterben müssen, sondern sich «frisch-fröhlich» einfach in zwei Teile teilen können; der Name «Mutter-» und «Tochterzellen» ist hier also noch nicht angebracht. Mit der zunehmenden Komplexität der Lebensformen werden die einzelnen Lebewesen aber offensichtlich anfällig für Beschädigungen - es droht ihnen der Tod. Dagegen wurde aber vom unendlichen du die geniale Erfindung gemacht, dass die komplexere Lebensform über die Keimzellen weitergereicht und auf diese Art erhalten bleiben kann. So konnte die komplexere Lebensform trotz ihrer Anfälligkeit gegen Zerstörung erhalten bleiben - das Werk der Evolution war gesichert! Ich habe damals, als Gymnasiast, ein ganzes Heft voll geschrieben zu diesem Thema, so sehr hat mich die Erfindung der «Generationen» (Eltern-Kinder) fasziniert. Es gab also einmal ein Leben ohne Tod in unserer frühesten Vorgeschichte - vielleicht träumen wir immer noch davon... ?

{598} Wie steht es überhaupt mit «Leben» und «Tod» im Gesamten des Universums? Was lässt sich vom heutigen Erkenntnisstand der menschlichen Wissenschaften aus dazu sagen? «Leben» und «Tod» sind natürlich menschliche

Begriffe, die wir nicht gleich ins Universum hinausprojizieren sollten. Aber wir können vielleicht eher von einem «Werden» und «Vergehen» sprechen. In diesem Sinne ist das ganze Universum einem Werden und Vergehen unterworfen: Es scheint so zu sein, dass sich unser Universum räumlich und zeitlich entwickelt, dass es sich seit vielen Milliarden von Jahren räumlich ausdehnt und dass sich auf unserem (und vielleicht auch auf anderen) Planeten mit der Zeit immer komplexere Formen des Lebens gebildet haben. Es ist natürlich möglich, dass dieses «Werden» auch wieder einmal vergeht, dass nicht nur die Energie unserer Sonne einmal aufgebraucht sein wird, sondern dass das «Werden» insgesamt zu einem «Vergehen» wird, dass sich die unermessliche räumliche Ausdehnung des Universums «zurückfalten» wird und dass die Evolution dereinst wieder rückläufig wird. Es ist auch möglich, dass sogar die scheinbar «ewigen» Bausteine unserer Materie, die Atome, sich unter irgendwelchen Bedingungen wieder in ihre ursprünglichen Vorformen von Energie und Masse zurückbilden werden. Aber das alles übersteigt unser Vorstellungsvermögen.

{599} Was ist also heute zur mythischen Vorstellung von der «Auferstehung der Toten» und dem «ewigen Leben» zu sagen? Ihr entspricht eine psychische Wirklichkeit, eine Kraft in uns, die uns hilft, in Krisenzeiten nicht zu resignieren. Dass es das überhaupt gibt, ist für mich ein wunderbares Zeichen dafür, dass die aufbauenden Kräfte in uns, die Kräfte des Lebens, unvorstellbar stark sind. Wenn ich an viele Menschen denke, die bei mir in Therapie sind, muss ich immer wieder staunen, wie zäh der Mensch ist, was er alles aushält. Was kann ein Mensch alles ertragen an Beeinträchtigungen seines Lebens - und immer hofft er noch, wehrt er sich und kämpft für ein besseres Leben, symbolisch: für seine «Auferstehung der Toten», für ein Leben, das diesen Namen verdient, für «ewiges» d. h. wahres Leben, für ein Leben, wie es sein sollte, wie es als Bild in einem jeden von uns schlummert und sich entfalten will.

{600} Mir persönlich sind die Wendungen «Auferstehung der Toten» und «ewiges Leben» lieb. Sie sind für mich Bilder der «Hoffnung trotz allem», Ausdrücke der wunderbaren Vitalität unseres Menschenlebens in seiner Tiefe. Ich finde es darum sehr wichtig, dass wir an die «Auferstehung der Toten» und das «ewige Leben» ganz fest glauben - ob in der mythischen oder in der symbolischen Form, scheint mir weniger wichtig zu sein, als dass die Kraft in diesem Bilde zum Tragen kommt, das unerschütterliche Grundvertrauen ins Leben, aus dem die Flamme der Hoffnung stets erneuert wird.

{601} Ich freue mich deshalb, dass unser christliches Glaubensbekenntnis mit diesen zwei starken Zeilen zum Schluss kommt: «Ich glaube an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.» Es ist lebenswichtig für uns, dass wir mit dem diesen beiden Zeilen zugrunde liegenden Archetyp in einen lebendigen Kontakt kommen. Das gibt uns die Kraft, uns der sich heute weit ausbreitenden

Resignation entgegenzustemmen und die täglichen Katastrophenmeldungen zum Anlass zu nehmen, einen Lebensstil aufzubauen, der schöpfungsgemäßer ist als der gegenwärtige.

{602} Mit einem österlichen Hinweis möchte ich meine Interpretation des Apostolicums abschließen: Das Bild vom ganzen, heilen, unzerstückten und wirklich lebendigen Leben ist unserer Seele so tief eingefleischt, damit wir uns mit unauslöschlicher Sehnsucht von ihm locken und aus unserer verfahrenen Situation herausrufen lassen, um es in einem ewig unvollkommenen Versuch wirklich und wirksam werden zu lassen. Alles menschliche Leben und Streben wird ewig ein Torso bleiben; aber auch der Ansporn, das Unvollkommene zu vervollkommen, wird ewig bleiben. Nie werden wir am Ziel sein; «alles fließt» (Heraklit). Eine Sisyphus-Arbeit? In einem gewissen Sinne: ja. Aber dieses Werk des Menschen soll sich nicht in der Unterwelt abspielen, sondern hier auf unserer Erde, mit dem Blick zur himmlischen Stadt, deren Bild uns beflügeln soll, das unwirtlich werdende Leben auf unserem Städte-Planeten zu einem Leben umzugestalten, das diesen Namen verdient und mit dem Ziel der Evolution übereinstimmt, neue und immer vielfältigere Formen von Leben hervorzubringen. Unsere Verbindung mit Bildern von «Auferstehung» und «ewigem Leben» ist die Verbindung mit der Schöpferkraft der Evolution, mit Gott. Diese Verbindung des menschlichen Ichs mit seinem unendlichen du gibt unserem Leben Sinn, Tiefe, seelischen Reichtum, Vertrauen, Hoffnung und Liebe.

Ausblick

{603} Jede Minute werden weltweit zwischen vier und fünf Millionen DM für das Wettrüsten ausgegeben - jede Minute sterben 30 Kinder unter 5 Jahren; Wälder und Gewässer sind bedroht. Manches müsste sich ändern. Immer mehr Menschen kommen mit sich selber nicht mehr zurande; man klagt über schwindende Mitmenschlichkeit; die gesellschaftlichen, die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Strukturen sowie die ökologische Situation müssten in mancher Hinsicht verbessert werden. Darüber sind sich wohl die meisten Leute einig. Ein ungeheures Heer von Wissenschaftlern versucht denn auch, die bedrohliche Lage in den Griff zu bekommen. Es braucht immer mehr Ärzte, Psychologen, Soziologen, Wirtschaftswissenschaftler, Politologen, Ökologen etc. etc. Die meisten von ihnen versuchen, ihr Bestes zu leisten. Aber gelingt es diesen wohlmeinenden Leuten innerhalb unserer Systeme, der Übel Herr zu werden - oder vergrößern sie gar die allgemeine babylonische Verwirrung?

{604} Nach dem Glauben des Positivismus ist es möglich, die Missstände auf unserem Globus mithilfe der menschlichen Vernunft zu beseitigen. Wir sollen nur endlich vernünftiger werden! Der Einzelne, die Gesellschaft, die Weltpolitik: alles muss vernünftiger werden - und dann wird man dem goldenen Zeitalter entgegengehen...

{605} Wie aber wird man nach dem heute noch weitherum vorherrschenden Glauben des Positivismus vernünftiger? Ganz einfach: man soll sich endlich zusammenreißen, und zusätzlich sollen die Leute besser informiert und geschult werden! Vernünftigkeit ist also willentlich machbar und kann nach einem fixierten Programm gelernt werden ... Man soll nur endlich das tun, was logisch richtig ist, und dann wird alles besser! Der Mensch soll werden, was er von Natur aus ist: vernünftig! Notfalls kann man den Menschen auch dazu zwingen, vernünftiger zu werden: Der staatlich befohlene Kommunismus etwa versucht, als moderner Gottesstaat, atheistisch getarnt, den Menschen neu zu machen, immerhin schon 70 Jahre lang. Karl Marx hatte nämlich klar erkannt: «Was wir eigentlich brauchten, das sind neue Menschen!» Und der Erfolg? Die Kernfrage lautet: Kann der Mensch den Menschen neu machen? Können uns staatliche Gewalt oder unsere Wissenschaften erneuern? Das ist die Frage, die wir am Ende des positivistischen Zeitalters mit großen Bedenken stellen. Können wir uns wie der Baron Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen, wenn wir nur laut genug unsere Vernünftigkeit und Willenskraft beschwören? Schön wär's. Aber wer glaubt noch daran?

{606} Die christliche Kirche glaubte Jahrtausende lang, der Mensch müsse sich von Gott her erneuern lassen. Im Apostolischen Glaubensbekenntnis legte die Kirche dar, wie man zum wahren Leben gelangen könne: durch den dreifaltigen

Glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer, an dessen Sohn, der zu unserem Heil auf die Welt gesandt worden sei, und an den Heiligen Geist, der durch die heiligen Riten und Sakramente der Kirche in unsere Herzen und Köpfe komme.

{607} Im Gegensatz zum modernen Positivismus, den ich als «eine Religion der Selbsterlösung im Namen unserer Vernunft» bezeichnen möchte, erhoffte sich die Kirche in allen Jahrhunderten das Heil von «drüben».

{608} Nun hat sich gezeigt, dass dieses spirituelle Wissen der archaischen Zeit mit den Erkenntnissen der neuesten Erfahrungswissenschaften übereinstimmt: Der Weg ins wahre Leben kann vom Menschen nicht allein von einem Ich-Standpunkt aus begangen werden. Ich-fixierte Wege sind Irrwege. Der Anstoß zum Weg ins wahre Leben, zur menschlichen Reifung der Persönlichkeit, zur Gewinnung der Mitmenschlichkeit, menschlicherer Strukturen und eines umfassenderen Bewusstseins kommt immer von «drüben». Was wir werden sollen, das kann unser Ich niemals im Voraus exakt fixieren. Menschliche Reifung ist nur möglich, wenn wir immer wieder neu zur Mitte kommen, Veraltetes loslassen, uns niederlassen und eins werden mit unserem tieferen Wesen, aus dem wir uns erneuern lassen können. Dieses tiefere Wesen, dieses «Selbst», das Leben aus der Mitte kann sich unser Ich nicht selber ausdenken; sondern es muss sich ihm öffnen. Von dieser grundsätzlichen Offenheit zur Selbstüberschreitung hängt alles ab, auch die Vermenschlichung der weltweiten Strukturen. Menschliche Reifung ist das Zusammenwirken von Mensch und Gott, von Ich und Selbst. Der Anstoß dazu geht vom Selbst aus, kommt von Gott, der uns seinen «Sohn» sendet, um unsere Herzen und Köpfe mit neuem Licht zu erfüllen. Zeitgemäß gesagt: Was in unserer Erbanlage, in unserem Genom kodiert ist, das können wir nie im Voraus fixieren, sondern nur immer wieder neu erfahren, indem wir uns darauf einlassen, was dieses tiefere Selbst mit uns will, was- archaisch gesagt- Gottes Wille mit uns ist. Das «wahre Leben» ist ein Weg, der sich uns nur erschließt, wenn wir uns immer wieder neu zur Tiefe hin öffnen, um zu spüren, wo der Weg nun hinführen soll, wenn «Maria» die Stelle von «Eva» einnimmt.

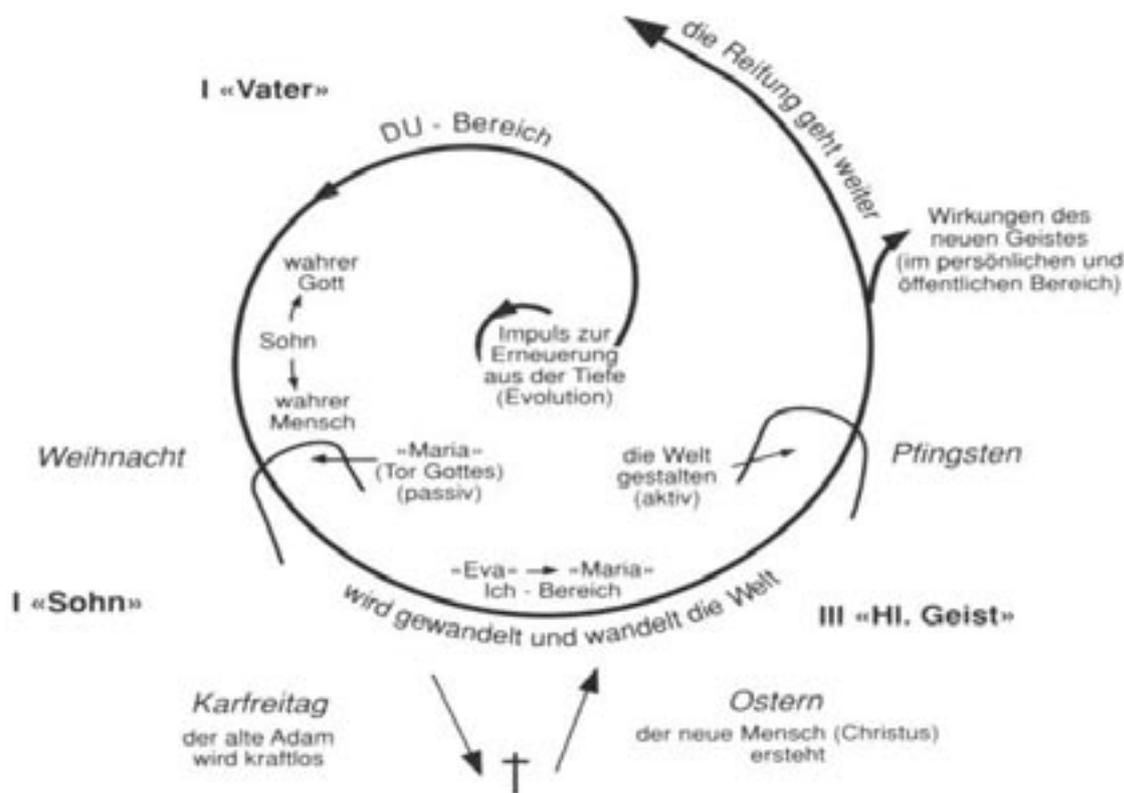
{609} Der ich-fixierte Positivist glaubt, sein Leben wie eine Autobahn planen zu können, und er wähnt, die beste Verbindung von A nach B sei die Gerade. Das Leben selber aber spottet dieser Schulbank-Geometrie. Das Leben selbst ist ein Schlangenweg, ein «Kreuzweg», ein ewiges «Stirb und Werde». Reifung ist nicht zu haben ohne Krisen. Je wacher aber «Maria» in uns ist, desto rascher können wir auf die inneren Winke reagieren und somit auf dem Weg des wahren Lebens bleiben. Der «Eva»-Mensch hingegen erzeugt durch seine sture Verslossenheit und «Schwerhörigkeit» gegenüber dem leisen Rufen aus dem Inneren große Spannungen in seiner Persönlichkeit, die sich nach außen als mangelnde Kontaktfähigkeit und Liebe und nach innen als Zerrissenheit, Minderwertigkeitsgefühl und Selbstentfremdung ausdrückt. Die schönsten und

erhabensten Ideale auf unseren ideologischen Fahnen bewahren uns nicht vor Unmenschlichkeiten aller Art, wenn wir nicht «drüben» verwurzelt sind, im lebendigen Gott, im Quell, der aus der Mitte strömt.

{610} Nun mag aber manch einer einwenden: «Niemals werde ich mich meinem Unbewussten anvertrauen; denn es ist doch die Gerümpelkammer unseres zivilisierten Hauses. Was rumort nicht alles in unserem Unbewussten: Hass, Neid, Aggressionen, Größenwahn, Komplexe, unerfüllbare Wünsche, etc. ! Was würde mit mir geschehen, wenn ich mich diesem Tummelplatz des Teufels öffnen würde? Nein, ich bewahre mir lieber meine Fassade. Was wird heute im Namen der Selbstverwirklichung nicht alles angerichtet!» Diesen Einwand müssen wir ernst nehmen. Die Tiefenpsychologie leugnet keinesfalls die Existenz unseres Schattens oder des Teufels (der Symbolfigur für unsere destruktiven Kräfte). Wer seinen Weg ins wahre Leben gehen will, kommt nicht darum herum, sich intensiv mit seinem ihm vorerst noch unbewussten Schatten zu befassen. Im Leben eines jeden Heiligen gab es schwere Kämpfe mit dem Teufel. Der tausendfach beobachtete Individuationsprozess, den C. G. Jung für uns Moderne als Erster zu beschreiben versuchte, enthält denn auch die verantwortliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Bösen für das anfangs zu leistende Gesellenstück. Das Meisterstück ist dann die darauf folgende Selbstfindung, die erst ein Leben aus der Mitte möglich macht. Jeder Heilige fand seinen Frieden mit Gott und seine Ausstrahlung auf seine Mitmenschen erst, nachdem er «die Hölle siegreich durchschritten» und mit seinen destruktiven Seiten verantwortlich umgehen gelernt hatte. Es war schon immer so: «Per aspera ad astra (durch die Dornen zu den Sternen).» Die Angst vor der Auseinandersetzung mit dem Unbewussten ist verständlich. Ängstliche Naturen möchten lieber ein «Eva»-Mensch bleiben, als sich dem Wagnis auszusetzen, ein «Maria»-Mensch zu werden und aus der Reihe zu tanzen. Selbstfindung ist nicht harmlos. Besonders gefährlich ist die Aufgeblasenheit, die sich einstellt, wenn man mit den riesigen Kräften des Unbewussten in Berührung kommt. Man wähnt dann, man könne Bäume ausreißen; aber manchmal ist es sehr dumm, Bäume auszureißen ... Darum haben die Alten die «Unterscheidung der Geister» als die höchste Tugend gepriesen.

{611} Zum Schluss: Wie kann unsere Welt heil werden? Hierfür gilt immer noch, was alle großen Religionen schon immer verkündet haben: dadurch, dass sich der Mensch von «drüben» leiten lässt. Das Heil kann niemals geplant, es kann nur erbeten werden. Es ist und bleibt unverfügbar. Wie aber wird es in unserer Welt wirksam? Dadurch, dass wir Menschen eine religiöse Einstellung finden. Dadurch wird unser Leben menschlicher, und dies wirkt sich auch auf die Strukturen aus, mit denen wir verhängt sind.

{612} Das Heil der Welt ist zwar nach wie vor unverfügbar; aber wir alle und auch die Strukturen, die wir uns schaffen, werden menschlicher, wenn wir vermehrt aus der Mitte zu leben versuchen: Von «Eva» zu «Maria», von «Adam» zu «Christus». Zusammenfassend möchte ich den Inhalt des Apostolicums grafisch wie folgt darzustellen versuchen:



{613} Diese Spiralbewegung menschlicher Reifung, die aus unverfügbarer Tiefe entspringt und in dieser grafischen Darstellung harmonisch in unser Leben einfließt (um später auf einer höheren Ebene Ähnliches zu wiederholen), ist natürlich allzu ideal gezeichnet. In Wirklichkeit sind da mancherlei Ecken und Kanten, menschliche Tiefs, Widerstände, Gewalttaten, aber auch Aufschwünge, neues Glück und frische Kraft zu finden. So leicht, wie sich das ein Posivist vorstellt, lässt der Mensch sich nicht wandeln. Dennoch aber folgt die menschliche Reifung im Großen und Ganzen solchen Spiralbewegungen vom «Vater» über den «Sohn» zum «Heiligen Geist», sofern der Mensch von seinem schöpferischen Grund nicht abgespalten ist. Diese Bewegung ist auch im christlichen Festkalender eingraviert: Weihnacht, Karfreitag-Ostern, Pfingsten. Es gibt seit alters allerlei Methoden, mit denen der Vorgang der bewussten Selbstfindung gefördert werden soll. Jede Methode hat gewisse Vor- und gewisse Nachteile. Keine ist «allein selig machend»; denn das Heil ist immer unverfügbar, damit die Ehre nicht dem Menschen gehöre, sondern seinem Urgrund, aus dem er sich in steter Offenheit erneuern lassen sollte.

{614} «Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.

Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.»

(R. M. Rilke, Das Stundenbuch, Insel-V. 1955)

{615} Was ewig ist am christlichen Glauben, lässt sich mit drei Strichen vielleicht
so skizzieren:

{616} Ewig ist das für unser Bewusstsein unauslotbare Geheimnis selber, welches unser Leben und unser Universum als das innerste und das äußerste durchwaltet und im Glaubensbekenntnis «Gott-Vater» genannt wird, «Schöpfer des Himmels und der Erde». Ewig für uns Menschen ist aber auch das unergründliche Mysterium, dass sich der schöpferische Urgrund des Seins dem Menschen immer wieder in ewigen Symbolen kundtut und dadurch von uns ein Stück weit erahnt, erspürt und erfahren werden kann: «Gott-Sohn». Ewig schließlich ist am christlichen Glauben das Bemühen der religiös eingestellten Menschen, den eigenen Lebensweg mit den tieferen Weisungen «von drüben» in Einklang zu bringen, der Versuch der Verwirklichung des Glaubens im Alltag: der «Heilige Geist».

{617} Was vergänglich ist am christlichen Glauben, das ist die jeweilige Meinung, die sich unser Bewusstsein von Gott macht. Die nun zu Ende gehende Epoche hatte ihr archaisch-konkretistisches Gottesbild. Unserer Zeit scheint das Gottesbild im Anschluss an die Entdeckungen der Tiefenpsychologie angemessener zu sein - was künftige Generationen für Ansichten dazu bilden, können wir getrost deren Sorge sein lassen. Wichtig ist allein, dass wir uns heute vom Ewigen treffen und ergreifen lassen.

Nachbemerkung zum Prozess «Von Eva zu Maria»

{618} Ich möchte dem Leser hier eine Erfahrung mitteilen, die ich mit dem Manuskript dieses Buches gemacht habe. Jemand, der das Manuskript gelesen hatte, hatte unter «Eva» die üppige Frau verstanden, die das Leben im «unteren Bereich» voll auslebt und dort keinen Versuchungen widersteht. Unter «Maria» hatte er sich immer eine Frau vorgestellt, die geistbestimmt lebte, stets dem Höheren zugewandt, mit blasser Haut, kalten und zarten Händen und Füßen, mit sanftem Augenaufschlag gen Himmel. Er fand nun im Buch, dass «Maria» besser wegkomme; da er mich persönlich aber kannte und wusste, dass ich für einen ganzheitlichen Lebensstil bin, wurde er durch die Lektüre sehr verwirrt! Ich muede dem Leser zu, dass er nicht sein eigenes Vorverständnis von «Eva» und «Maria» in den Text hineinträgt und dann mit dem vermischt, was ich geschrieben habe, sondern dass er sich bemüht, zu lesen, was dasteht. Das scheint gar nicht so einfach zu sein; denn das traditionelle Verständnis von «Eva» als der sinnenfreudigen und von «Maria» als der asketischen Frau ist uns doch noch tief eingefleischt. Vielleicht ist es ungeschickt von mir, traditionell so belastete Begriffe wie «Eva» und «Maria» umzudeuten. Andererseits verlangt ein neues Verständnis des Glaubens auch ein tief reichendes Umdenken, und das muede ich dem Leser zu. Da dies aber nicht einfach ist, glaube ich, dass dieses Buch langsam gelesen und, wenn möglich, mit anderen Menschen besprochen werden sollte.

{619} Mit dem Ausdruck «Von Eva zu Maria» wird in diesem Buch nichts anderes als der Individuationsprozess beschrieben, wie ich dargelegt habe: In der Kindheit leben wir noch stark naturverhaftet und folgen unseren unbewussten Impulsen, den destruktiven wie den aufbauenden. Durch die Erziehung werden wir ins Kollektiv hineingepasst und verlieren dadurch teilweise unsere Ursprünglichkeit, unsere «paradiesische Unschuld», in der wir Gutes und Böses, je nach Lust und Laune, impulsiv taten. Als wohlerzogene Bürger fügen wir uns dann in die Kollektivnormen; dies nannte ich ein «Eva»-haftes Leben, das geistig noch unoriginell ist. Wem dieses oberflächliche Leben nicht genügt, der sucht tiefer; er öffnet sich der uns immanenten Transzendenz, dem du, und wird so langsam der, der er wirklich ist. Dieses Suchen besorgt unsere «Maria»; dadurch wird unsere Natur und die «Übernatur» befreit und kann gestaltend ins Leben eingreifen, wodurch der «Sohn» geboren und wirksam wird.

{620} Der Prozess «Von Eva zu Maria» sowie «Eva» und «Maria» werden hier konsequent symbolisch gedeutet. Wer in sich selber erspüren kann, was mit diesen Symbolen angedeutet ist, hat dieses Buch verstanden.

Erklärung von Fremd- und Fachwörtern

Äon

(griechisch) Zeitraum, Zeitalter, sehr lange Zeit, Epoche.

Aggiornamento «á jour bringen». Motto von Papst Johannes XXIII. für das Zweite Vatikanische Konzil, wo das alte Gewand des Glaubens erneuert werden sollte.

Apologie

Verteidigung. «Apologetische Töne»: man verteidigt sich gegen ... Die Christen der ersten Jahrhunderte verteidigten ihren Glauben gegen die damalige außerchristliche Philosophie. Die christlichen Gelehrten, die dies versuchten, nennt man «Apologeten».

archaisch

Achtung: das Wort «archaisch» darf in diesem Buch in keiner Weise in einem herabmindernden Sinne verstanden werden! Es heißt einfach: «anfänglich», «in alten Zeiten». Das archaische Weltbild ist an sich nicht weniger wert als das zeitgemäße, das hier dargestellt wird; aber es wird heute durch ein neues abgelöst, das uns mehr entspricht. Da der Wandel aber noch nicht ganz vollzogen ist, wirkt das archaische Weltbild noch nach, im einen Menschen mehr, im anderen weniger.

Credo

(lateinisch: «Ich glaube») Das lateinische Glaubensbekenntnis beginnt mit dem Wort: «Credo...» Dieses erste Wort wurde mit der Zeit zum Fachausdruck für ein Glaubensbekenntnis überhaupt.

Ekklesiogene Neurose

(griechisch) Eine (seelische Fehlhaltung), welche Neurose durch eine bestimmte kirchliche Frömmigkeit bedingt ist (Ablehnung der Leiblichkeit; Askese; Überbetonung des Rationalen).

«Zurückholen der metaphysischen Welt»

1. Stadium: Religiöse Bilder des menschlichen Unbewussten werden nach außen projiziert, am Himmel, im Erdinnern, an Auffälligem «aufgehängt» (= archaisches Weltbild).
2. Stadium: Die religiösen Projektionen werden als «dumme Hirngespinnste» abgetan, weil ihnen keine konkrete äußere Wirklichkeit entspricht (= positivistisches Weltbild).